This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

Gesammelte Schriften

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Vierter Band:

Erzählungen.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

838
E17e

Alle Rechte vorbehalten.

Die
Freiherren von Gemperle

141128

I.

Das Geschlecht der Gemperlein ist ein edles und uraltes; seine Geschicke sind auf das Innigste mit denen seines Vaterlandes verflochten. Es hat mehrmals glorreich geblüht, es ist mehrmals in Unglück und Armuth verfallen. Die größte Schuld an den raschen Wandlungen, denen sein Stern unterworfen war, trugen die Mitglieder des Hauses selbst. Niemals schuf die Natur einen geduldigen Gemperlein, niemals einen, der sich nicht mit gutem Fug und Rechte das Prädicat: „der Streitbare" hätte beilegen dürfen. Dieser kräftige Familienzug war Allen gemeinsam. Hingegen giebt es keine schrofferen Gegensätze, als die, in welchen sich die verschiedenen Gemperlein-Generationen, in Bezug auf ihre politischen Ueberzeugungen, zu einander verhielten.

Während die Einen ihr Leben damit zubrachten, ihre Anhänglichkeit an den angestammten Herrscher mit dem Schwerte in der Faust zu bethätigen und so lange mit ihrem Blute zu besiegeln, bis der letzte Tropfen desselben verspritzt war, machten sich die Anderen zu Vorkämpfern der Revolte und starben als Helden für ihre

Sache, als Feinde der Machthaber und als wilde Verächter jeglicher Unterwerfung.

Die loyalen Gemperlein wurden zum Lohne für ihre energiſchen Dienſte zu Ehren und Würden erhoben und mit anſehnlichen Ländereien belehnt, die aufrühreriſchen zur Strafe für ihre nicht minder energiſche Widerſetzlichkeit in Acht und Bann gethan und ihrer Güter verluſtig erklärt. So kam es, daß ſich dieſes alte Geſchlecht nicht, wie ſo manches andere, eines ſeit undenklichen Zeiten von Kind auf Kindeskind vererbten Stammſitzes zu erfreuen hatte.

Am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts gab es einen Freiherrn Peter von Gemperlein, der, der Erſte ſeines kriegeriſchen Hauſes, dem Staate als Beamter diente und noch am Abende ſeines Lebens ein hübſches Gut in einer der fruchtbarſten Gegenden Oeſterreichs erwarb. Dort ſchloß er hochbetagt, in Frieden mit Gott und mit der Welt, ſein Daſein. Er hinterließ zwei Söhne, die Freiherren Friedrich und Ludwig.

In dieſen beiden letzten Sproſſen ſchien die im Vater verleugnete Gemperleinſche Natur ſich wieder auf ſich ſelbſt beſonnen zu haben. Sie brachte noch einmal, und zwar, was ſie früher nie gethan, in demſelben Menſchenalter, die beiden Typen des Geſchlechtes, den feudalen und den radicalen Gemperlein hervor. Friedrich, der Aeltere, war, ſeiner Neigung folgend, in der Militärakademie zu Wiener-Neuſtadt zum Waffenhandwerke ausgebildet worden. Ludwig bezog im achtzehnten Jahre

die Univerſität in Göttingen und kehrte im zweiundzwanzigſten, mit einer prächtigen Schmarre im Geſichte und mit dem Ideale einer Weltrepublik im Herzen, nach Hauſe zurück.

Genau fünfzehn Jahre eines hartnäckigen, mit Kraft und Kühnheit geführten Kampfes brauchten die Brüder, um einzuſehen, daß für ſie in der Welt nichts zu ſuchen, daß Friedrichs Zeit vorüber und Ludwigs Zeit noch nicht gekommen war.

Der Erſte legte ſein Schwert nieder, müde, einem Monarchen zu dienen, der in Eintracht leben wollte mit ſeinem Volke, der Zweite wandte ſich grollend von ſeinem Volke ab, das ſeinen Nacken willig und vergnügt dem Joche der Herrſchaft beugte.

Zu gleicher Zeit bezogen Friedrich und Ludwig ihre Beſitzung Wlaſtowitz und widmeten ſich mit Liebe und Begeiſterung der Bewirthſchaftung derſelben.

Wenn auch ſo verſchieden von einander wie Ja und Nein, begegneten ſich die Freiherren doch in einem Capitalpunkte: in der unausſprechlichen Anhänglichkeit, die ſie nach und nach für ihren ländlichen Aufenthaltsort faßten.

Kein überzärtlicher Vater hat jemals den Namen ſeiner einzigen Tochter in ſchmelzenderem Tone ausgeſprochen, als ſie den Namen Wlaſtowitz auszuſprechen pflegten. Wlaſtowitz war ihnen der Inbegriff alles Guten und Schönen. Für Wlaſtowitz war ihnen kein Opfer zu groß, kein Lob erſchöpfend. „Mein Wlaſtowitz,“ ſagte

Jeder von ihnen, und Jeder hätte es dem Anderen übel genommen, wenn er nicht so gesagt haben würde.

Bald nach ihrer Ankunft hatten die Brüder beschlossen, das väterliche Erbe in zwei gleiche Hälften zu theilen. Das Schloß mit seinen Dependenzen sollte im Besitze Friedrichs verbleiben, der dafür die Verpflichtung übernahm, für Ludwig, inmitten von dessen Grundstücken das Blockhaus errichten zu lassen, in welchem dieser an der Spitze der Familie, die er gründen wollte, zu leben und zu sterben gedachte.

Die Theilung wurde vielfach und hitzig erörtert, sie jedoch wirklich zu vollziehen, hoho! das überlegt man sich. Einen solchen Entschluß faßt man wohl; ihn auszuführen, verschiebt man gern von Jahr zu Jahr. Auf welches Stück, welchen Fußbreit, welche Scholle der geliebten Erde sollte einer der Brüder freiwillig verzichten? Jedem wäre der Grenzstrich, der Mein und Dein von einander geschieden und das Gut, das als Ganzes einzig und vollkommen war, in zwei unvollkommene Hälften gespalten hätte, mitten durch das Herz gegangen.

Nichtsdestoweniger war seit langer Zeit die Grenze zwischen Ober- und Unter-Wlastowitz in der Katastralmappe verzeichnet, lag der Plan zu Ludwigs Blockhause wohlverwahrt im Archiv, und einmal geschah es . . . aber wir wollen der ohnehin unausbleiblichen Katastrophe dieser wahrhaftigen Familiengeschichte nicht vorgreifen.

Das Leben, welches die Freiherren auf dem Lande führten, war ein äußerst regelmäßiges. Schon am frühen

Morgen verließen beide das Schloß und ritten zusammen im Sommer auf das Feld, im Winter in den Wald. Doch ereignete es sich gar selten, daß sie auch zusammen heimkehrten. Meistens kam Friedrich zuerst, mit hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen durch die gegen Norden gelegene Kastanienallee im Schritte nach Hause geritten. Sein ehemaliger Privatdiener und jetziger Bediente Anton Schmidt erhielt den Befehl: „Frühstück auftragen!“ mit dem zornig klingenden Zusatze: „Für mich allein!“

Anton begab sich an die Küchenthür, wartete ein Weilchen und rief dann plötzlich dem Weibervolke am Herde zu: „Das Frühstück für die Herren!“

Das war der Moment, in welchem Ludwig auf schaum- und schweißbedecktem Pferde durch das gegen Süden gelegene Thor in den Schloßhof sprengte. Sein schmales, feines Gesicht war so gelb wie eine Weizenähre um Peter und Paul, die hohe Denkerstirne schwer umwölkt. In gebieterischer Haltung betrat er den Speisesaal. Dort saß Friedrich, viel zu sehr in die „K. K. ausschl. priv. Wiener Zeitung“ vertieft, um das Erscheinen seines Bruders wahrnehmen zu können. Dieser entfaltete sofort die „Augsburger Allgemeine“ und hielt sie mit der linken Hand vor sich hin, während er mit der rechten den Thee in seine Tasse goß. Eifrig wurde gelesen, hastig gefrühstückt und sodann aus türkischen Pfeifen kräftigst geraucht. Die beiden Freiherren saßen einander gegenüber auf ihren steiflehnigen Sesseln, die Zeitungen

vor den Gesichtern, vom Wirbel bis zur Sohle eingehüllt in schwere Rauchwolken, aus denen von Zeit zu Zeit ein Fluch, ein zürnender Ausruf als Vorzeichen nahenden Gewitters sich vernehmen ließ.

Auf einmal rief's da oder dort: „O, diese Esel!" und eine Zeitung flog unter den Tisch. Die politische Debatte war eingeleitet. Gewöhnlich gestaltete sie sich stürmisch und schloß nach beiläufig viertelstündiger Dauer mit einem beiderseitigen: „Hol' Dich der Teufel!"

Es gab aber auch Tage, an denen Ludwigs besonders gereizte Laune Abwechslung in die Sache brachte. Da führte er Reden, so persönlich giftig und beleidigend, daß Friedrich sie zu beantworten verschmähte. Sein offenes, sonst so freundliches Gesicht nahm einen starren Ausdruck an, ein Zug von unversöhnlichem Grimme legte sich um seinen Mund; jedes Haar seines Schnurrbartes schien sich trotzig emporzusträuben; er stand auf, ergriff seinen Hut, rief seinen braunen, kurzhaarigen Jagdhund und verließ schweigend das Zimmer. Sein breiter Rücken, seine mächtigen Schultern waren etwas gebeugt, als trügen sie eine schwere Last.

Ludwig bemerkte es, obwohl er ihm nur flüchtig nachsah, murmelte einige unverständliche Worte und las seine Zeitung mit all' der Aufmerksamkeit zu Ende, die ein Mensch, dem die Herrschaft über seine Gedanken so ziemlich abhanden gekommen ist, aufwenden kann. Bald jedoch erhob er sich und begann mit dröhnenden Schritten im Gemache auf- und abzuschreiten. Seine Miene wurde

immer finſterer; er warf den Kopf zurück; er nagte an der Unterlippe; er richtete ſeine ſchlanke Geſtalt immer kühner und herausfordernder auf.

Wonach verlangte ihn denn noch, als nach Ruhe und Frieden! Hier hatte er gehofft, ihrer theilhaftig zu werden. Ja, eine ſaubere Ruhe, ein ſauberer Frieden! Um die zu finden, braucht man ſich nicht zurückzuziehen in die Einöde, ſich nicht zu vergraben in geiſttödtende Abgeſchiedenheit. Wenn es aber ſchon nicht anders iſt, wenn du Recht haſt, o Seneca! wenn Leben Krieg führen heißt und durchaus geſtritten ſein muß, dann ſei es auf würdigem Kampfplatze; dann ſei es in der Welt, wohin ein Mann gehört, den das Schickſal mit ungewöhnlicher Ausdauer und mit ungewöhnlichen Geiſtesgaben geſegnet oder — heimgeſucht hat.

Ludwig ging langſam die Treppe hinab. Sein ſtruppiger, immer verdrießlicher Pintſcher folgte ihm bellend nach.

Unter dem Thore blieb der Freiherr ſtehen und ſah ſich einmal wieder die Gegend an. Die grünen Höhen, die in ſanften Wellenlinien den Horizont ziemlich eng umgrenzten, mahnten ſie nicht: Stecke Dir nicht allzuweite Ziele! Was wir umſchließen, iſt auch eine Welt, aber eine ſtille, aber die Deine — laß es Dir gefallen in unſerer Hut! . . .

Auf einem der Ausläufer des Geſenkes lag der freundliche Hof, der den Stolz des Gutes Wlaſtowitz, die Elite der Negretti-Herde, beherbergte. Wie ein

Schlößchen, ſtylvoll und blank, nahm er ſich aus inmitten ſtattlicher Pappelbäume. Die ſanft abgleitende Hügellehne nebenan, noch vor dreißig Jahren ödes Land, war jetzt in einen Obſtgarten verwandelt. Dank dem treuen Vater, der ihn gepflanzt! Nicht für ſich wahrlich, er ſollte in ſeinem Schatten nicht mehr ruhen, ſich an ſeinen Früchten nicht mehr erfreuen, für die Söhne, deren er ſtets gedachte und die er ſo ſelten ſah, für die Söhne, die ferne von ihm ihre ehrgeizigen Ziele verfolgten und — wie vergeblich! — dauerndes Gute, dauerndes Glück im wechſelvollen Leben ſuchten.

Nun ſtanden die Birnbäume in der Fülle ihrer Kraft, die Apfel- und die Pflaumenbäume ſtreckten ihre ſchwerbeladenen Aeſte breit um ſich, und die zierlich ſchlanken Kirſchbäume, was für Früchte hatten die in den letzten Jahren getragen! Groß wie Nüſſe und ſaftig wie Weintrauben. Ja, die Kirſchen in Wlaſtowitz, die ſchmecken nicht nur den Kindern.

Und die Felder ringsum — im Frühling ein grünes, im Sommer ein goldenes Meer, im Herbſte aber erſt recht eine Wonne für das Ange des Oekonomen! Neue Verheißung nach der reichſten Erfüllung . . . Ja, der Boden in Wlaſtowitz! Geſtürzt, geeggt, gewalzt, ſo fein wie der des ſorglichſt gepflegten Beetes in einem Blumengarten, ſo aromatiſch wie Spaniol . . . ſchnupfen könnt' man dieſe Erde!

Ludwigs Blicke ſchwelgten in all' den Herrlichkeiten, und die Falten auf ſeiner Stirn, die hochgehenden Wogen

in ſeinem Innern glätteten ſich. Ein kurzer Kampf noch, noch ein Verſuch, den Zorn, die Entrüſtung feſtzuhalten, die ihm abhanden zu kommen drohten, dann war's vorbei: — „Wo iſt mein Bruder?“ fragte er den Erſten, der ihm begegnete und machte ſich die erhaltene Auskunft ſchleunigſt zu Nutze.

Um zwei Uhr kamen die Herren, natürlich ſtreitend, aber doch zuſammen vom Felde zurück und ſetzten ſich zu Tiſche. Nachmittags widmeten ſie ſich der Erziehung ihrer Hunde und Pferde, nahmen eine Recognoscirung des Gutes oder eines Theiles desſelben vor und beſprachen mit Herrn Verwalter Kurzmichel das morgige Tagewerk. Den Schluß des heutigen bildete ein allerſchwerſter, mit der allergrößten Erbitterung geführter Streit über religiöſe, politiſche oder ſociale Fragen. Sehr aufgeregt und einander ewigen Widerſtand ſchwörend, gingen die Brüder zu Bette.

Das war im großen Ganzen, abgeſehen von den Veränderungen, welche die jeweilige Jahreszeit, die Jagden, die Beſuche in der Nachbarſchaft mit ſich brachten, die Lebensweiſe der Freiherren von Gemperlein.

Einem oberflächlichen Beobachter mochte ſie nicht beſonders reizend erſcheinen, der tiefer Eindringende jedoch mußte zugeben, daß ſie auch angenehme Seiten habe. Die angenehmſte war die hohe Achtung, in welcher die Brüder bei ihrer Umgebung ſtanden. Mochte ſich auch ein guter Theil Furcht in dieſe Achtung miſchen, das nahm ihr nichts von ihrem Werthe. Welcher von den

beiden Herren ſtrenger gegen ſeine Diener ſei, hielt ſchwer zu entſcheiden. Sie forderten viel, aber niemals ein Unrecht; ſie waren oft unerbittlich hart, aber ſie ehrten in dem Geringſten, ja noch in dem Unverbeſſerlichen — den Menſchen.

„Weil ich höher ſtehe, als der arme Teufel, mein Nächſter, und in ihm einen Schutzbefohlenen reſpectiren muß," ſagte Friedrich.

„Weil ich ſeinesgleichen bin," ſagte Ludwig, „und ſogar in dem verzerrten Ebenbilde meine Züge wiederfinde."

„Du Spitzbube!" rief Friedrich dem verſtockten Sünder zu, „weißt Du nicht, was das Geſetz befiehlt; hörſt Du nicht, was der Pfarrer predigt? Warte nur, Dich kriegt hier die Gendarmerie und drüben ganz gewiß — die Hölle!"

Ludwigs Ermahnungen hingegen lauteten: „Wann werdet Ihr endlich lernen, Euch ſelbſt in Zucht zu halten? Wann werdet Ihr endlich, Ihr Dummköpfe, müde werden, Leute zu bezahlen, die Euch überwachen, Euch einſperren und manchmal ſogar aufhenken? Regiert Euch ſelbſt, Ihr Eſel, dann erſpart Ihr alles Geld, daß Euch jetzt die Regierung koſtet."

So eindringliche Vorſtellungen blieben nicht ganz ohne Wirkung, und eine viel größere, als ſie hatten, ſchrieben ihnen die Freiherren zu, die überhaupt trotz mancher erlittenen Enttäuſchung Alles, was ſie am innigſten wünſchten, auch für das Wahrſcheinlichſte hielten. Auf dieſe Weiſe genoſſen ſie ſo manches Glück, das ſie nie-

mals gehabt; koſteten es in Gedanken durch und empfanden dabei ein vielleicht lebhafteres Vergnügen, als wenn es ihnen in Wahrheit zu Theil geworden wäre. Die reiche Phantaſie, welche die Natur ihnen geſchenkt, entwickelte ſich in dem ſtillen Wlaſtowitz viel üppiger, als dies im Wirbel des Weltgetriebes hätte geſchehen können, und bereitete ihnen eine Fülle reiner Freuden, die nur derjenige belächelt und verſchmäht, der nicht fähig iſt, ſich ähnliche zu ſchaffen.

Bekanntermaßen fließt das Daſein je einförmiger, je raſcher dahin, und ehe die Brüder ſich's verſahen, kam der Tag heran, an dem Friedrich ſagen konnte: „Ich möchte wiſſen, ob es je einen denkenden Menſchen gegeben hat, der nicht ſchon die Bemerkung gemacht, daß die Zeit doch eigentlich ſehr ſchnell vergeht."

„Im Gegentheile," ſprach Ludwig, „dieſe Wahrheit iſt ſchon ſo oft ausgeſprochen worden, daß gar nichts daran liegt, ſie noch einmal auszuſprechen."

„Würden wir's glauben, wenn wir's nicht wüßten," fuhr Friedrich fort, „es ſind jetzt gerade zehn Jahre, daß wir in Wlaſtowitz eingezogen ſind."

Ludwig fegte mit der Reitgerte die Spitzen ſeiner ſtaubigen Stiefel, kreuzte dann die Arme und ſtarrte melancholiſch ins Grüne, das heißt ins Gelbe, denn es war Herbſt, und ſie ſaßen vor einer Goldeſche.

„Zehn Jahre," murmelte er, „ja, ja, ja — zehn Jahre. Hätte ich damals geheirathet, damals, als ich ſo gute Gelegenheit . . . als ich ſehr geliebt wurde — —"

„Als Du geliebt wurdeſt," wiederholte Friedrich und zwang ſich, ein ernſthaftes Geſicht zu machen.

„— So könnte ich jetzt bereits Vater von neun Kindern ſein."

„Von achtzehn, wenn Deine Frau Dir jedesmal Zwillinge beſchert hätte, von noch viel mehr, weil ja die Aepelblüh büſchelweiſe auf die Welt zu kommen pflegen!" ſprach Friedrich und lachte.

Ludwig ſah ihn von der Seite an. „Es giebt," ſagte er wegwerfend, „nichts Dümmeres als ein dummes Lachen."

„Es giebt nichts Lächerlicheres als einen Mann, der am helllichten Tage träumt und ohne Fieber phantaſirt," rief Friedrich. „Zum Kuckuck mit all' Deinen Wenn und Vielleicht, mit Deinen Chimären und Hirngeſpinnſten! Du leideſt an fixen Ideen. Halte Dich doch endlich einmal an das Reale, an die Wirklichkeit!"

Jetzt ſchlug Ludwig ein grelles Gelächter auf. Er erhob die Augen und die gerungenen Hände anklagend zum Himmel. „Das Reale! Die Wirklichkeit!" ſchrie er, „o Gott, Der ſpricht von ihnen . . . Der! . . . und war drei Jahre lang in einen Druckfehler verliebt!"

Friedrich ſenkte zornig-beſchämt den Kopf und biß ſeinen Schnurrbart. Plötzlich fuhr er auf: „Und Du — weißt Du denn — —?"

Ein verhängnißvolles Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, doch ſprach er es nicht aus, ſondern brummte nur leiſe vor ſich hin: „Hol's der Geier!"

II.

Schon im ersten Jahre ihrer Niederlassung in Wlastowitz hatten die Brüder beschlossen, sich zu verheirathen und auch bereits die Wahl ihrer zukünftigen Gattinnen getroffen. Friedrich entschied sich für eine Gräfin Josephe, Tochter des Hochgebornen Herrn Karl, Reichsgrafen von Einzelnau-Kwalnow und der Hochgebornen Frau Elisabeth, Reichsgräfin von Einzelnau-Kwalnow, gebornen Freiin von Czernahlava, Sternkreuzordensdame. Ludwig, der längst mit sich darüber im Reinen war, daß er lieber zeitlebens in dem ihm eigentlich verhaßten Junggesellenstande verharren, als eine Aristokratin heirathen wolle, faßte den Entschluß, Lina Aepelblüh, ein Kaufmannstöchterlein aus dem nächsten Städtchen, zu seiner Frau und zur Mutter einer großen Anzahl freisinniger Gemperlein zu machen.

Daß die Bekanntschaft, welche die Brüder mit ihren Auserwählten geschlossen hatten, von sehr intimer Art gewesen sei, ließ sich nicht behaupten. Friedrich war seiner Braut im Genealogischen Taschenbuche der gräflichen Häuser begegnet und wußte nur Weniges von ihr, dieses

Wenige aber mit Bestimmtheit. Sie wohnte in Schlesien, auf dem 1100 Joche umfassenden Gute ihres Vaters, stand im Alter von dreiundzwanzig Jahren, hatte fünf Brüder, von denen der älteste dreizehn Jahre zählte, und bekannte sich zur katholischen Confession.

Ihre Familienverbindungen waren sowohl väterlicher- als mütterlicherseits äußerst achtbare. Sie gehörten zwar nicht dem höchsten, aber einem guten, erbgesessenen Adel an, dessen Anciennetät der des Gemperleinschen nichts nachgab. Einen nicht geringen Einfluß auf Friedrichs Wahl übte der Umstand, daß Josephe nur Brüder und keine Schwestern hatte; so gerieth der Mann, der sie heimführte, nicht in Gefahr, seinen häuslichen Frieden durch einige allenfalls zum Cölibat verurtheilte Schwägerinnen bedroht zu sehen. Kurz, unter sämmtlichen Töchtern des Landes, die das gräfliche Taschenbuch aufzuführen wußte, paßte für Friedrich keine wie Josephe Einzelnau.

Er verfolgte den Lebenslauf seiner Erkorenen mit liebevoller Aufmerksamkeit durch drei Jahrgänge des Almanachs, und befestigte sich immer mehr in dem Vorsatze, seinerzeit nach Schlesien zu reisen, und sich dem Grafen von Einzelnau als ein von den redlichsten Absichten beseelter Bewerber um die Hand Gräfin Josephens vorzustellen.

Ludwig indessen kannte Fräulein Lina nicht nur von Angesicht zu Angesicht, er hatte sie sogar einmal gesprochen, als sie nach Wlastowitz gekommen war, um

ihre Tante, die Frau Verwalterin Kurzmichel, zu besuchen.

„Wie geht's?" fragte er das hübsche Kind, das er im Garten mit einer Stickerei beschäftigt traf. Lina Aepelblüh erhob sich von der Bank, auf der sie gesessen, machte einen kurzen, resoluten Knix, den echten Bürgermädchenknix, der mit reizendster Unbeholfenheit das gediegenste Selbstbewußtsein ausdrückt und antwortete:

„Ich danke, gut."

Wie sehr ihn das freue, verrieth ihr ein feuriger Blick seiner blauen Augen, und ihre braunen senkten sich.

Eine Pause. — „Was soll ich ihr jetzt sagen? . . . Donner und Wetter! was soll ich ihr jetzt sagen?" dachte der Freiherr und rief endlich: „Das macht die Landluft!"

„O mir geht's auch in der Stadt gut!" versetzte die Kleine mit einem munteren Lächeln.

Die Erinnerung an dieses Gespräch beschäftigte den Freiherrn sehr oft und sehr angenehm; er gab sich ihr ohne Rückhalt hin, und seine Phantasie schmückte das bescheidene Erlebniß mit den anmuthigsten Zuthaten aus. Der Gruß der lieblichen Jungfrau, ihr Lächeln, ihr Erröthen gewannen eine täglich wachsende, für ihn immer schmeichelhaftere Bedeutung.

Eines Tages — an einem Sonntage war's, an dem das Ehepaar Kurzmichel auf dem Schlosse gespeist hatte — wandte sich Ludwig plötzlich mit den Worten zur Frau Verwalterin: „Ein ganz charmantes Mädchen, Ihre Nichte! Ein schönes, liebenswürdiges Mädchen."

Frau Kurzmichel hatte eben den Berathungen Friedrichs und ihres Mannes über die bevorstehende Schafschur mit jenem verständnißinnigen Interesse für ernste Dinge gelauscht, dem sie vor allem Anderen den Ruf einer ausgezeichnet gescheiten Frau verdankte. Sie bedurfte einiger Augenblicke, um ihrem Gedankenfluge die neue Richtung zu geben, die ihm durch Ludwigs wie vom Himmel gefallene Bemerkung vorgeschrieben wurde. Sobald ihr dies jedoch gelungen, verbreitete sich ein Ausdruck zarten Wohlwollens über ihr großes, würdevolles Gesicht. Sie schüttelte beistimmend die Locken, die unzertrennlich von der Sonntagshaube, mit dieser zugleich angelegt wurden, und sprach: „Ein braves Kind! Ein wohlerzogenes, häusliches . . . Ich darf es gestehen."

Das Lob der sittenstrengen Dame war ein Moralitätszeugniß von unschätzbarem Werthe.

Ludwig sagte nur: „So, so," aber er rieb sich die Hände mit einer Art von Phrenesie, was bei ihm das Zeichen allerhöchsten Behagens, eines wahren Glückseligkeitsrausches war.

Schon einige Monate später kündigte er seinem Bruder eines Abends an, daß es sein ganz bestimmter, unerschütterlicher, durch keine Rücksicht, keinen Widerstand, kein Hinderniß, mit einem Worte durch nichts auf Erden zu besiegender Wille sei, sich mit Lina Aepelblüh zu verheirathen.

Als er diesen Namen nannte, schoß Friedrich einen Blick nach ihm, geladen mit Entrüstung und wildem

Hohne, doch ſenkte er ihn ſogleich wieder auf das Buch, das er vor ſich liegen hatte. Es war „Judas, der Erzſchelm", ſein Lieblingsbuch. Die Ellbogen auf den Tiſch geſtemmt, die zu Fäuſten geballten Hände an die Schläfen gepreßt, ſetzte er mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit ſeine Lectüre fort. Auch Ludwig hatte ſeine Arme, jedoch verſchränkt, auf den Tiſch gelegt, machte, wie man zu ſagen pflegt, einen Katzenbuckel und blickte ſeinen Bruder ſcharf und unverwandt an. Dieſer wurde immer röther im Geſichte, immer drohender zogen die Falten auf ſeiner Stirn ſich zuſammen, allein er las — und ſchwieg.

Nun ſtieß Ludwig ein gellendes „Haha!" hervor, lehnte ſich zurück und begann zu pfeifen.

„Pfeif' nicht!" ſchrie Friedrich heftig, ohne jedoch die Augen zu erheben.

„Schrei' nicht!" entgegnete Ludwig überlaut und ſetzte raſch und polternd hinzu: „Was haſt Du gegen meine Heirath? Es iſt mir zwar ganz gleichgültig, aber ich will es wiſſen!"

Friedrich ſchob das Buch von ſich. „Ich hab' gegen Deine Heirath — nichts!" ſagte er, „heirathe, wen Du magſt, meinetwegen eine Taglöhnerin! . . . Nur," ſein Geſicht nahm einen Ausdruck von kalter Grauſamkeit an, er durchſchnitt mit einer feierlichen Bewegung der erhobenen Hand die Luft zwiſchen ſich und ſeinem Bruder, „nur: Jedem das Seine! — Es giebt Stufen im Leben. — Dich zieht's nach den unteren, mich — nach den oberen . . ."

„Was?“ unterbrach ihn Ludwig mit herausfordernd dem Spotte. „Was giebt's im Leben? — Stufen?“

Friedrich ließ ſich nicht irre machen; er fuhr in dem magiſtralen Tone fort, den er in entſcheidenden Augenblicken anzunehmen wußte: „Meine Frau hüben — die Deine drüben. Umgang duld' ich nicht. Die Schwelle der gebornen Aepelblüh wird meine Joſephe niemals überſchreiten.“

„Das hoff' ich!“ rief Ludwig. „Umgang mit einer hochmüthigen Ariſtokratin — dafür dank' ich. Meine Frau ſoll gar nicht ahnen, daß Närrinnen exiſtiren, die ſich für etwas Beſonderes halten, weil man ihre Ahnen zählen kann!“

„Warum kann man das?“ fiel Friedrich ein. „Weil dieſe Ahnen ſich hervorgethan haben, nicht untergegangen ſind in der Menge — darum kann man ſie zählen.“

„Zufall!“ entgegnete der jüngere Freiherr von Gemperlein, „daß ſie ſich hervorthun konnten; Gunſt der Verhältniſſe, daß die Erinnerung an ihr ehrenwerthes oder nichtsnutziges Wirken ſich im Volke wach erhielt ... Es giebt Thaten genug — lies die Geſchichte! — es giebt weltumgeſtaltende Ereigniſſe genug, deren Urheber Niemand zu nennen weiß ... Was iſt's mit den Nachkommen dieſer Männer? Kannſt Du darauf ſchwören, daß Dein Anton Schmidt nicht von dem Sänger des ſchönſten deutſchen Götterliedes, nicht von einem der Wahlkönige der Gothen abſtamme? Kannſt Du darauf ſchwören?“ fragte er, und ſah ſeinen Bruder durchbohrend

an. Dieſer, ein wenig außer Faſſung gebracht, zuckte die Achſeln und ſprach: „Lächerlich!“

„Lächerlich? Ich will Dir ſagen, was lächerlich iſt. Es iſt lächerlich, Auszeichnungen genießen, die Andere verdienten. Es iſt mehr als lächerlich, es iſt niedrig, den Lohn fremder Mühe einzuſäckeln!“

„Fremder? Sind meine Ahnen mir fremd?!“

„Laß Deine Ahnen in Ruh'! Wirſt Du denn ewig Deinen Anſpruch auf das Köſtlichſte, das es giebt, auf die Achtung der Menſchen, aus dem Ekelhafteſten, das es giebt, aus dem Moder wühlen? . . . Pfui! mich widert's an!“ Ludwig ſchüttelte ſich vor Abſcheu und fügte dann ruhiger, in beinahe flehendem Tone hinzu: „Wirſt Du denn niemals einſehen, daß ſich zu Gunſten der Adelsinſtitution nichts vorbringen läßt, als was Staatsanwalt Séguier — lies die Geſchichte! — zu Gunſten anderer Mißbräuche ſagte: Ihre lange Ausübung macht ſie ehrwürdig . . . Oder was die Bollandiſten zu Gunſten des Diebſtahls ſagten — lies die Acta Sanctorum nur bis zum vierundvierzigſten Bande . . .“

„Bis zum wievielten?“ ſchrie Friedrich, empört über dieſe hirnverbrannte Zumuthung.

Sein Bruder lächelte geringſchätzig und ſprach: „Kennſt Du den Preis, mit welchem Du Deinen Ahnenſtolz bezahlſt? Er heißt: Selbſtachtung! . . . Was ich bin, was ich bleibe, wenn man mir meinen Namen, meinen Rang, mein Vermögen nimmt, darin beſteht mein Werth, auf den allein bau' ich mein Recht, das

Uebrige veracht' ich als Geſchenk des blinden, ſinnloſen Zufalls!"

Beide waren aufgeſprungen; der Aeltere ſtürzte auf den Jüngeren los und packte ihn an den Schultern: „Weſſen Geſchenk ſind denn dieſe Schultern, wem verdankſt Du dieſe Bruſt, den Wuchs, der das Mittelmaß der Menſchen um Kopfeshöhe überragt? und daß in Deiner Bruſt ein redliches Herz ſchlägt und daß in Deinem Kopfe Ideen wohnen — tolle freilich — aber doch Ideen — wem verdankſt Du das Alles? Haſt Du's vom Zufalle? haſt Du's von Deinen Ahnen?"

„Ich hab's von der Natur!"

„Ja wohl, von der Gemperleinſchen Natur!" verſetzte Friedrich triumphirend.

„Dein Gedankenkreis," ſagte Ludwig nach einer kleinen Pauſe, „hat nicht mehr Umfang, als der eines Perlhuhns. Ein feſter Punkt iſt da, um den drehſt Du Dich herum wie jenes Thier auf dürrer Haide — —"

„Perlhuhn? Thier?" brummte Friedrich, „einmal könnteſt Du aufhören mit Deinen Vergleichen aus der Zoologie."

„Der feſte Punkt, von dem aus jeder Eſel," Ludwig ließ die Stimme auf dieſem Worte ruhen, um zu zeigen, wie wenig er die erhaltene Ermahnung berückſichtige, „von dem aus jeder Eſel die vernünftige Welt aus ihren Angeln heben kann, heißt das Vorurtheil."

„Ludwig! Ludwig!" unterbrach ihn hier ſein Bruder, „mit erhobenen Händen beſchwör' ich Dich: Taſte das

Vorurtheil nicht an. . . Vorurtheil!“ wiederholte er und legte auf dieſes Wort einen unbeſchreiblichen, man könnte ſagen zärtlichen Nachdruck, „ſo nennt der Grobian die Höflichkeit, der Egoiſt die Selbſtentäußerung, der Schurke die Tugend, der Atheiſt den Glauben an Gott, das ungerathene Kind die Ehrfurcht vor den Eltern! Nimm das Vorurtheil, Du nimmſt die Pflicht aus der Welt!“

„Holla! Es iſt genug!“ ſprach Ludwig gebieteriſch. „Dir beweiſen Gründe nichts, man muß mit Thaten kommen.“ Er warf den Kopf zurück, ſein Blick war prophetiſch in die Ferne gerichtet, eine erhabene Zuverſicht klang aus ſeiner Stimme. „Meine Kinder werden Dich lehren, was das heißt, erzogen ſein in Ehrfurcht vor dem Ehrwürdigen, aber — ohne Vorurtheil . . .“

„Deine Kinder! bleib mir mit Deinen Kinder vom Leibe!“ ſchrie Friedrich auf und focht mit verzweiflungsvoller Haſt in der Luft umher, als gälte es, von allen Seiten in hellen Schwärmen heranfliegende kleine, vorurtheilsloſe Gemperlein von ſich abzuwehren, „ſie dürfen mir nicht über die Schwelle, Deine Kinder! ich verbiete ihnen mein Haus!“

Tief verletzt in ſeinem etwas verfrühten Vaterſtolze wandte Ludwig ſich ab.

„Kinder ohne Vorurtheile!“ fuhr Friedrich empört fort, „Gott bewahre Einen vor ſolchen Ungeheuern!“

„Brauchſt Gott nicht anzurufen, biſt ſchon bewahrt,“ verſetzte ſein Bruder mit eiſiger Kälte. „Das übrigens verſteht ſich von ſelbſt — an die Thüre, die meiner Frau,

meinen Kindern gewieſen wurde, werde ich nie pochen. Unſere Wege trennen ſich. Wo ſind die Schlüſſel des Archivs?“

Er holte die Karte von Wlaſtowitz herbei, breitete ſie auf dem Tiſche aus und begann die Grenzlinie, welche das ſchöne Blatt ohnehin ſchon traurig verunſtaltete, zu beiden Seiten ſo derb zu ſchattiren, daß ſie jetzt wie ein hoher, unüberſteiglicher Gebirgszug erſchien, der ſich ſchroff durch die ſpiegelglatte Ebene, durch die blühendſten Felder und Wieſen hinſchlängelte. Friedrich ſah ihm traurig und grimmig zu.

„So!“ brummte Ludwig jedes Mal, wenn er von Neuem die Feder eintauchte, „das zwiſchen uns. Hier biſt Du — hier bin ich. Gemeinſchaft iſt gut im Himmel, aber leider! leider! nicht auf der Erde . . . Die jetzigen Menſchen ſind noch nicht danach! . . .“

Nicht ſo ſchnell als mit der längſt auf dem Papier durchgeführten Theilung der Gründe konnte Ludwig mit der Wahl des Platzes fertig werden, an dem das Blockhaus zu errichten ſei; gegen jeden, für den er ſich entſchied, machte Friedrich einen triftigen und berückſichtigenswerthen Einwand. Ludwig verlor endlich das bischen Geduld, das er noch zu verlieren hatte.

„Jetzt hab' ich's ſatt. Da wird's ſtehen!“ rief er und bezeichnete mit der in zorniger Haſt geſchwungenen Feder die Stelle, auf der ſein zukünftiges Heim ſich erheben ſolle. Ach! wie eine ſchwarze Thräne fiel ein großer Kler auf die Karte von Wlaſtowitz. Auf die

ſchöne Karte, das treffliche, noch auf Anordnung des ſeligen Vaters mit wahrem Mönchsfleiße ausgeführte Werk eines ausgezeichneten Ingenieurs . . . Friedrich zuckte zuſammen, und Ludwig murmelte: „Hunderttauſend Millionen Donnerwetter! Die verdammte Feder!“ —

Herr Verwalter Kurzmichel war an jenem Abende eben im Begriffe, das eheliche Lager zu beſteigen, in dem ſeine Gemahlin bereits Platz genommen, als er durch ein heftiges Pochen am Hausthore in ſeinem Vorſatze geſtört wurde. Eilige Schritte auf der hölzernen Treppe, raſch gewechſelte Worte — — Frau Kurzmichel ſaß ſchon aufrecht in ihrem Bette — die beiden Gatten ſahen einander an; er ein Bild der Beſtürzung, ſie ein Bild der Wachſamkeit. Nun klopft es an die Stubenthür: „Herr Verwalter,“ ruft die Magd, „Sie ſollen kommen — ins Schloß — gleich!“

„Um Gotteswillen — brennt's?“ ſtöhnte Herr Kurzmichel und ſtürzte auf die Thüre zu. Aber ſeine Frau kam ihm noch glücklich zuvor: „Kurzmichel — Du wirſt doch nicht — Du biſt — — in dieſem Nichtanzuge . . .“

„Wahr, wahr!“ entgegnete Herr Kurzmichel mit klappernden Zähnen, eilte an den Nachttiſch zurück, ſetzte für alle Fälle ſeine Brille auf und machte krampfhafte Verſuche, ſeine Tabaksdoſe in eine nicht vorhandene Taſche zu verſenken.

„Ruhe, Kurzmichel! — in jeder Lage des Lebens Ruhe!“ mahnte die Frau Verwalterin und rief nun ihrer-

ſeits durch die geſchloſſene Thür: „Brennt es?“ „Nein — brennen thut's nicht!“ antwortete von draußen Antons derbe Stimme, „aber der Herr Verwalter ſoll gleich ins Schloß kommen!“

Frau Kurzmichel half dem Gatten in die Kleider: „Was mag's geben? was mag's nur geben?“ fragte ihr Mann einmal ums andere, und innerlich bewegt, äußerlich aber ruhig wie das gute Gewiſſen, antwortete die große Frau: „Was ſoll's denn geben? Die Flanelljacke, Kurzmichel! . . . Wer hätte uns etwas vorzuwerfen? Was kann uns geſchehen? Ich denke, wir ſtehen da! Nein! nein — ohne Flanelljacke darfſt Du mir nicht hinaus in die Nacht!“

Eine Viertelſtunde verging. Die Frau Verwalterin hatte inzwiſchen Thee gekocht und die Wärmflaſche mit heißem Waſſer gefüllt. Der Herr Verwalter mußte, als er zurückkam, vor allem Anderen zu Bette. Der Thee, den ſeine Gattin ihm aufnöthigte, verbrannte ihm den Gaumen und die Wärmflaſche die Fußſohlen. Er klagte ein Weniges darüber. Aber ſeine heilkundige Hälfte belehrte ihn: „Das iſt nur die Erkältung, die herausgeht, das thut nichts . . . Und jetzt ſprich: Was hat's gegeben im Schloſſe?“

„Befehle, liebe Frau; dringende, ſtrictens zu befolgende Befehle wegen des morgen mit dem Früheſten beginnenden Baues von Freiherrn Ludwigs . . .“

„Blockhaus!“ fiel Frau Verwalterin mit ironiſcher Schärfe ein.

Ihr Gatte blickte ſie voll Erſtaunen an: „Woher vermutheſt Du? . . .“ ſagte er.

Die Antwort, die er erhielt, war eine ſehr ſonderbare. Sie lautete: „Man könnte wahrlich, wenn der Reſpect dies nicht verböte, in Verſuchung gerathen, die Herren Barone trotz all' ihrer ausgezeichneten Eigenſchaften, die ich verehre, ein bischen — wie ſag' ich nur — zu nennen.“ Die Frau Verwalterin machte eine Pauſe, bevor ſie wieder die ſchmalen Lippen zu den aufzeichnenswerthen Worten öffnete: „Denke an mich, Kurzmichel, denke in zehn Jahren an mich, wenn Du noch lebſt, was Gott gebe: Das Blockhaus wird nie gebaut! — Gute Nacht, Mann, lege Dich aufs Ohr und ſchlafe, morgen wecke ich Dich nicht!“

Man muß geſtehen, die ſeltene Frau gab in jener Stunde einen durch das Dunkel der Zeiten glänzend leuchtenden Beweis ihres Scharfſinnes, ihrer merkwürdigen Vorausſicht und ihrer ausgezeichneten Kenntniß des menſchlichen Herzens.

III.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Kämpfe, die man mit einem solchen Aufwande an Geist, Ausdauer und Temperament führt, wie die Freiherren von Gemperlein thaten, nach und nach zum Selbstzwecke werden, während die Veranlassung derselben in den Augen ihrer wackeren Streiter immer mehr an Bedeutung verliert. Wenn Friedrich aufrichtig sein wollte, so mußte er bekennen, daß er hundert Josephen für Einen zu standesgemäßen Ueberzeugungen bekehrten Ludwig gegeben hätte. Ludwig hingegen gestand sich, daß es ihm süßer wäre, von seinem Bruder ein einziges Mal zu hören: Du hast Recht, als von seiner Lina: Ich liebe Dich!

Nur in ganz bösen Stunden, in denen sie definitiv an einander verzweifelten, rafften sie sich zu entscheidenden Entschlüssen auf. So geschah es, daß Friedrich eines Tages seine Koffer packen ließ und seine Abreise nach Schlesien für den kommenden Morgen festsetzte, während Ludwig mit sich selbst zu Rathe ging, in welcher Weise er Frau Kurzmichel am besten von seinen Gefühlen für ihre Nichte in Kenntniß setzen könnte. Aber — mitten

in dieſe Vorbereitungen hinein fiel ein Wink vom Himmel in Geſtalt einer Bücherſendung aus Wien. Die Sendung enthielt unter Anderem den neueſten Gothaiſchen Almanach und dieſer die Nachricht, daß Frau Gräfin Mutter Einzelnau am 3. Auguſt des laufenden Jahres auf Schloß Kwalnow verſchieden ſei.

Friedrich war von dem ſchmerzlichen Verluſte, den Joſephe erlitten, tief erſchüttert, und auch Ludwig, der doch keine Urſache hatte, ſeine Schwägerin zu lieben, verſagte ihr in dieſem ernſten Augenblicke ſeine Theilnahme nicht.

„Ah ça! ah ça! meine arme Joſephe!“ wiederholte Friedrich ſechsmal nach einander und ſchnalzte dabei energiſch mit den Fingern. „Ich bedauere nur meine arme Joſephe. Sie iſt es, die durch dieſen Trauerfall am ſchwerſten betroffen wird. Auf wem ruht jetzt die ganze Laſt der Haushaltung? Wer iſt jetzt die Stütze des Vaters? wer vertritt jetzt Mutterſtelle an den jungen Brüdern? Niemand anders als ſie — meine arme Joſephe!“

Er gab ſich eine Weile ſchweigend ſeinen Betrachtungen hin und ſprach dann mit würdiger Reſignation: „Sie ſtören in der Ausübung ſo heiliger Pflichten, in dieſem Augenblicke mit ſelbſtſüchtigen Abſichten vor ſie treten, wäre nicht mehr und nicht weniger als eine Rohheit! . . . Anton, auspacken!“ befahl er ſeinem Diener, der im Nebenzimmer eben damit beſchäftigt war, die Koffer zu ſchließen.

Ludwig hatte ſich in das Studium des Taſchenbuches vertieft und rief plötzlich aus: „Sage mir doch nur, wo iſt denn Deine Joſephe hingekommen? Ich finde ſie nicht mehr. Ich finde nur noch einen Joſeph, Oberlieutenant im 12. Dragoner-Regimente.“

„Ja, Du und der Gothaiſche Almanach!“ ſprach Friedrich und nahm mit ſelbſtbewußter Kennermiene ſeinem Bruder das Buch aus der Hand.

Er überflog die betreffende Stelle, er las, er betrachtete, er magnetiſirte ſie förmlich mit ſeinen Blicken, aber — auch er fand ſeine Joſephe nicht. Sie war und blieb verſchwunden.

„Was ſoll denn — was ſoll denn das heißen?“ fragte er in großer Beſtürzung und antwortete ſich ſelbſt endlich: „Es kann nur ein Druckfehler ſein!“

Von Neuem begann er ſeine Prüfung: „Hier fehlt das e — es ſoll ſtehen Joſephe, nicht Joſeph. Der Titel Oberlieutenannt et caetera gehört meinem Schwager Johann, gehört in die nachfolgende Zeile, iſt beim Setzen vermuthlich nur zufällig hinaufgerutſcht . . .“

„Dieſer Schwager,“ meinte Ludwig, „iſt erſt ſechzehn Jahre alt und ſollte ſchon Oberlieutenant ſein? Das wäre doch curios . . . Bei aller Protection, die der Burſche genießen mag, doch curios! . . . Es hat freilich — lies die Geſchichte! — im ſechzehnten Jahrhunderte einen neunjährigen Biſchof von Valencia gegeben . . .“

„Glaube doch nicht alle dieſe Klatſchereien!“ murmelte Friedrich ärgerlich.

„Dennoch," fuhr Ludwig fort, „halte ich einen ſechzehnjährigen Oberlieutenannt, in unſerem Zeitalter, für ein Ding der Unmöglichkeit."

Sie begannen zu ſtreiten.

Friedrich aber war nicht bei der Sache; er ließ ſo manche von Ludwigs verwegenſten Behauptungen unangefochten und entgegnete auf einen von deſſen tollkühnſten Schlüſſen:

„Ein Druckfehler iſt's. Man thäte gut, die Redaction davon in Kenntniß zu ſetzen."

Noch am ſelben Abende ſchrieb er vor dem Schlafengehen folgenden Brief:

„Verehrliche Redaction des Genealogiſchen Taſchenbuches der gräflichen Häuſer!

„Der Unterzeichnete, ein langjähriger Verehrer und Leſer Ihres Almanachs, nimmt ſich die Freiheit, Ihnen einen peinlich ſinnſtörenden Druckfehler zu notificiren, der ſich auf Seite 237 des diesjährigen Jahrganges eingeſchlichen hat, indem auf der, früher von Gräfin Joſephe eingenommenen Zeile ein Oberlieutenant im 12. Dragoner-Regimente ſteht, der offenbar dahin nicht gehört, wovon Sie ſich durch Nachſchlagung der drei früheren Jahrgänge zu überzeugen die Freundlichkeit haben und mir eine dringend erbetene Aufklärung mit umgehender Poſt zukommen laſſen wollen. Empfangen Sie ꝛc."

Nach wenigen Tagen erſchien die „erbetene Aufklärung". Sie lautete:

„Verehrter Freiherr!

„Kein Druckfehler, ſondern — eine Berichtigung. Herr Graf von Einzelnau (der unſerer Publikation nur ſporadiſch Beachtung zu ſchenken ſcheint) wies erſt bei Gelegenheit des uns mitgetheilten Ablebens ſeiner Frau Gemahlin auf den bedauerlichen Irrthum hin, der ſich leider durch drei Jahrgänge unſeres Taſchenbuches geſchlichen hat. Unſerſeits erſuchen wir Sie, die früheren Jahrgänge des Almanachs nachzuſchlagen, in denen Herr Graf Joſeph als Cadet, Lieutenant u. ſ. f. eingetragen ſteht.

„Für Ihre Theilnahme dankend, ergreifen wir dieſe Gelegenheit, um Sie zu bitten, uns jede in Ihrem werthen Hauſe eintretende Veränderung rechtzeitig bekannt zu geben und zeichnen ꝛc.“

Die Brüder ſaßen am Frühſtückstiſche, als die verhängnißvollen Zeilen eintrafen. Lange nachdem er ſie geleſen, hielt Friedrich dieſelben vor ſich hin und blickte ſie an, wie ein Landmann ſeine verhagelte Saat, wie ein Künſtler ſein zerſtörtes Werk. Ludwig, der ihn mit ungeduldiger Beſtürzung beobachtete, zog ihm endlich das Blatt aus den zitternden, widerſtandsloſen Händen, überflog es und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Plötzlich jedoch hielt er inne, huſtete und begann ſich mit der Allgemeinen Zeitung zu beſchäftigen.

Friedrich hatte die Pfeife weggelegt, die Arme über die Bruſt gekreuzt, die Augen niedergeſchlagen. Helle Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne, die ſo weiß abſtach von ſeinem übrigen ſonnverbrannten Geſichte.

Ludwig warf beſorgte Blicke nach ihm, räuſperte ſich immer aggreſſiver, ſchleuderte die Zeitung zu Boden und ſchrie wie beſeſſen: „Das biſt halt Du! So etwas kann nur Dir geſchehen! unter den Millionen, welche die Erde bevölkern, nur Dir! . . . Wenn ich ſchon ein Narr ſein und mir meine Braut im Gothaſchen Almanach ſuchen will, ſo thue ich's wenigſtens gründlich, gehe ihr nach bis auf ihre Quelle, bis auf ihren allererſten Urſprung; kenne ihre Vorvorgroßeltern ungeboren! Aber Du! — was Du thuſt, kannſt Du nur cavaliermäßig thun, das heißt: — lies die Geſchichte! — oberflächlich, leichtſinnig, dumm mit einem Worte! . . . Gedankenloſigkeit und Gedankenfaulheit — das iſt es ja! daran geht Ihr zu Grunde, Du und Dein ganzer vernunftverlaſſener Stand!"

Jetzt erhob ſich Friedrich brüllend wie ein angeſchoſſener Löwe. Der Bann ſeines Schweigens war gelöſt, und im Kampfe, der ſich nun entſpann, fand er ſeine Stärke wieder.

Der Einſturz von Friedrichs Luftſchlöſſern hemmte natürlich den Aufbau von Ludwigs ſicherem Hauſe. Wie konnte einer der Brüder daran denken, ſich einen behaglichen Herd zu errichten im Augenblicke, in dem der andere vor den Trümmern ſeines Familienglückes ſtand? Ludwig verſchob die Unterredung mit Frau Kurzmichel auf einen günſtigeren Zeitpunkt. In drei, in ſechs Monaten, wenn Friedrichs Herzenswunde vernarbt ſein würde, dann erſt wollte er die eigene Liebesgeſchichte mit Eifer betreiben.

Aber — nur zu oft meint der Menſch über ſein Schickſal noch entſcheiden zu können, während dieſes längſt über ihn entſchieden hat. Dieſe Erfahrung ſollte Ludwig ſchon am folgenden Sonntage machen.

Da erſchien Frau Kurzmichel in großem Staate beim Diner. Sie hatte ſich mit ihren berühmteſten Garderobeſtücken geſchmückt; mit ihrem braunen Seidenkleide, dem Hochzeitsgeſchenke, das ihr Gatte ihr dargebracht, und mit dem gelben Shawl, der noch aus dem Nachlaſſe der hochſeligen Frau Baronin, der Mutter der Freiherren, ſtammte. Das braune Kleid pflegte die Frau Verwalterin bei jeder feierlichen Gelegenheit anzulegen, den gelben Shawl aber nur dann, wenn ſie ſich in beſonders gehobener Stimmung befand. Dies war heute der Fall. Man ſah es ihrer verheißungsvollen Miene an, daß ſie trotz all' der Friſche und Originalität, die wie gewöhnlich ihr Geſpräch beſeelten, das Beſte doch, wie der Feuerwerker das Bouquet, für den Schluß der Vorſtellung verſparte.

Beim ſchwarzen Kaffee erhob ſie denn auch unter allgemeinem Schweigen die Stimme und ſagte: „Darf ich mir erlauben, Freiherrlichen Gnaden eine Mittheilung zu machen, die zwar nur eine tief- und fernſtehende, aber Freiherrlichen Gnaden doch bekannte Perſönlichkeit betrifft; indem dieſelbe vor einiger Zeit die Gaſtfreundſchaft des herrlichen Wlaſtowitz genoſſen hat?"

„Wen meinen Sie?" fragte Friedrich.

„Sie meinen Ihre Nichte Lina Aepelblüh," ſprach

Ludwig mit dem devinatoriſchen Inſtincte der Liebe. Frau Kurzmichel verneigte ſich beiſtimmend: „Meine Nichte allerdings — allein nicht mehr Aepelblüh, ſondern Klempe — da ſie ſich vor drei Tagen mit Herrn Notar Klempe in K. verehelicht hat.“

Ludwig fuhr zuſammen, und Friedrich rief:

„Was der Teufel! mit Dem? mit dem alten Griesgram?“

„Griesgram,“ berichtete die Verwalterin, „Griesgram iſt ein etwas ſtarker Ausdruck, Herr Baron, ich würde kaum wagen, ihn zu gebrauchen. Der Herr Notar hat allerdings viele — Extremitäten, iſt aber ein ſehr braver Mann, Herr Baron, und wohlhabend . . .“

„Darum alſo,“ fiel Friedrich geringſchätzig ein.

„Nicht darum, Herr Baron — aus Liebe . . .“

„Aus Liebe?“ ſchrie Ludwig.

„Aus Liebe,“ wiederholte Frau Kurzmichel, „zu ihren unbemittelten Eltern und ihren neun unverſorgten Geſchwiſtern. Drei davon durfte ſie gleich mit ins Haus bringen. Das war ihre Bedingung, ſonſt hätte ſie ſich wohl geweigert; denn, Du lieber Gott, wenn ſie ihrem Herzen hätte folgen dürfen — dieſes würde wohl anders — einen anderen — ganz anderen Gegenſtand . . .“ Frau Kurzmichel war bewegt, ihre gewohnte Zurückhaltung verließ ſie, und ſie ſchloß, hingeriſſen von Theilnahme und Rührung: „Ich ſollte eigentlich — es iſt nicht recht, aber jetzt, wo das Opfer vollbracht iſt, Alles vorbei, die

Pforten der Ehe hinter ihr zugefallen ſind ... ihr Herz, Herr Baron — iſt hier zurückgeblieben."

„Wie? wo? in Wlaſtowitz?" ſprach Friedrich betroffen, und Ludwig ſtand auf und verließ das Zimmer.

„Aber Frau," ſagte der Herr Verwalter, derlei interne Angelegenheiten haben doch kein Intereſſe für ..."

„Frau Kurzmichel," unterbrach ihn Friedrich, der ſehr ernſt geworden war, „ich wünſche Sie einen Augenblick allein zu ſprechen."

Frau Kurzmichel erröthete, und ihr Gatte, discret und tactvoll wie immer, entfernte ſich ſogleich.

Durch einige Zeit herrſchte im Saale eine tiefe Stille. Friedrich rieb ſich die Stirne und die Augen, riß unbarmherzig an ſeinem Schnurrbarte und begann endlich: „Können Sie mir ſagen ... Nun?"

„Befehlen Herr Baron," ſprach Frau Kurzmichel.

„Nun ja," er vermied ihre Augen, ſagen Sie mir — geniren Sie ſich nicht: Wer iſt denn der Gegenſtand, Sie wiſſen, den Ihre Nichte —"

„Herr Baron, dieſe Frage —" ſtotterte Frau Kurzmichel, ganz erſchrocken über die ihr räthſelhafte Wichtigkeit, die Lina Aepelblühs Herzensangelegenheiten für den Freiherrn zu haben ſchienen.

Nach abermaliger Pauſe ſagte Friedrich mit ganz ungewöhnlich ſanfter Stimme: „Ich bitte Sie, geniren Sie ſich nicht, vertrauen Sie es mir an, Frau Kurzmichel ... Wer iſt der Gegenſtand — Sie wiſſen —"

„Herr Baron, Sie haben von Vertrauen geſprochen,"

entgegnete Frau Kurzmichel, beugte die Schultern etwas vor und legte so recht hülflos und jeden Widerstand aufgebend die Hände in den Schoß . . . „Wenn Sie von Vertrauen sprechen, Herr Baron, da ist es aus, da kann ich nur antworten ganz schlicht und bündig: „Es ist der Amtsschreiber . . .“

„Nicht mein — —“ beinahe hätte der Freiherr sich verschnappt in seiner ersten Ueberraschung, „sieh' da, der Amtsschreiber, also der Amtsschreiber?!“

Es war ihm sonderbar zu Muthe. Eigentlich freudig, aber eine getrübtere Freudigkeit kann sich Niemand vorstellen. Er athmete tief auf, wie befreit von einer schweren Last und warf dabei einen Blick voll schmerzlicher Zärtlichkeit nach der Thüre, aus der Ludwig soeben getreten war.

„Frau Kurzmichel,“ sprach er, „wollen Sie mir einen Gefallen erweisen?“

„O Herr Baron, was irgend in der Macht eines redlichen Weibes . . .“

„An ein unredliches würde ich mich nicht wenden,“ fiel Friedrich ein, rückte seinen Stuhl näher zu dem ihren und blickte sie unbeschreiblich gütig und treuherzig an. „Der Gefallen, um den ich Sie bitte, ist: Wenn mein Bruder Sie fragen sollte: An wen hat denn Fräulein Lina ihr Herz verloren? So antworten Sie: Das ist ein Geheimniß — und, Frau Kurzmichel, Sie sterben lieber, als daß Sie es ihm verrathen. Schwören Sie mir das, Frau Kurzmichel?“

„Ich verspreche es,“ sagte die große Frau und erhob

dabei das Haupt wie ein todesmuthiger Soldat im Kugelregen: „Verſprechen iſt Schwur, Herr Baron.“

„Warum ich das von Ihnen verlange,“ verſetzte er, „das muß ich Ihnen — nehmen Sie es nicht übel — jetzt und immer verſchweigen.“

Die Verwalterin erwiderte einfach und edel: „Herr Baron, ich brauche es nicht zu wiſſen.“

Mit ungeheuchelter Bewunderung reichte ihr Friedrich die Hand: „Ich glaube Ihnen, Sie ſind brav!“ rief er, ſich erhebend, „ich ſage es immer, Sie haben ſo etwas — etwas Antikes, Frau Kurzmichel, etwas Römiſches.“

Frau Kurzmichel verbeugte ſich und verließ den Saal; in ihrer Bruſt wogten unendliche Gefühle.

Friedrich begab ſich in die Allee hinter dem Schloſſe, wo ſein Bruder, ohne Hut heftig geſticulirend, auf- und abſtürmte und ihn mit den Worten empfing:

„Alles hin! — und wer iſt Schuld? Du! . . . Um Deinetwillen hab' ich mein Glück verſäumt, das meine und das Glück des Mädchens, das mich ſo ungeheuer geliebt hat . . .“

„Das Dich geliebt hat — ja, ja,“ wiederholte Friedrich und dachte:

„Armer Kerl!“

IV.

Die Nachbarin, mit welcher die Freiherren am eifrigsten verkehrten, war Ihre Excellenz die Frau Kanzlerin von Siebert, Herrin von Perkowitz.

Diese Dame führte seit fast einem halben Jahrhundert auf ihrem Gute, dem Vermächtnisse ihres verstorbenen Gatten, ein weises Regiment. Sehr jung Wittwe geworden, bewahrte sie sich selbst die Unabhängigkeit und dem Andenken ihres „Herrchens" die Treue. Sie verließ den Wohnsitz nicht mehr, an dem sie einige Jahre mit ihm verlebt hatte und vermählte sich auch nicht wieder, obwohl es ihr an Gelegenheiten dazu nicht gefehlt hatte.

Perkowitz bildete die östliche Grenze des freiherrlich Gemperleinschen Gutes, und trieb eine Remise und drei Felder als eben so viele Keile ins Mark von Wlastowitz hinein. Eine unangenehme Grenze. Eine Grenze, die zeitweilige Reibungen zwischen Nachbaren unvermeidlich macht. Ein verschobener Pfahl, eine schiefgezogene Furche, geben auch den Friedfertigsten Anlaß zu Zwistigkeiten und Rivalität. Allein gerade das trug nicht wenig zur Annehmlichkeit des Verkehrs bei, indem es ihm ein prickelndes

Intereſſe verlieh. Die Excellenz war eine muntere alte Dame von ſiebenzig Jahren, geſellig wie Madame de Tencin, mit welcher Ludwig ſie zu vergleichen liebte. Sie fürchtete nichts ſo ſehr wie die Langeweile, beſtimmte den Werth der Menſchen nach dem Grade der Huldigungen, die ſie ihr darbrachten, und forderte von Jedermann die eifrigſte Anerkennung ihres nicht gewöhnlichen Verſtandes. Hingegen begnügte ſie ſich, ungleich ihrem berühmten Vorbilde, auch mit anſpruchsloſem Umgang, wußte einen mittelmäßigen Spaß zu würdigen und kümmerte ſich nicht im geringſten um den Verdruß Derjenigen, auf deren Koſten er gemacht wurde. Sie befaßte ſich überhaupt nicht viel mit Rückſicht auf Andere und theilte noch die altmodiſche Anſchauung, „ein guter Menſch“ ſei nur die höfliche Bezeichnung für „Schwachkopf.“

In den Augen Frau von Sieberts, die ſich gewöhnt hatte, auch in wirthſchaftlichen Fragen als das Orakel der Gegend zu gelten, waren die „jungen Gemperlein“ talentvolle Dilettanten. Sie lachte über die Schwärmerei der Freiherren für ihr Wlaſtowitz, war aber im Grunde den „feindlichen Brüdern“ ſehr gewogen. Es ereignete ſich nicht ſelten, daß Friedrich und Ludwig heftig mit einander ſtreitend in Perkowitz erſchienen, der Excellenz die Hand küßten, Fräulein Ruthenſtrauch, die Geſellſchafterin, und Herrn Scheber, den Secretär, grüßten, eine Stunde lang weiter ſtritten, wüthend aufſprangen, ſich empfahlen und ſtreitend abfuhren.

Die Excellenz, die während der ganzen Zeit Oel ins

Feuer gegoſſen hatte, indem ſie jetzt Friedrich und jetzt Ludwig zurief: „Da haben Sie recht!“ — „Da haben wieder Sie recht!“ hielt ſich die Seiten vor Lachen.

Herr Scheber wirbelte die Daumen, rückte die Perrücke, die immer ſchief auf ſeinem gurkenförmigen Kopfe ſaß, in der Abſicht, ſie gerade zu richten, noch ſchiefer, ſchwitzte ſehr, nahm eine Prieſe Tabak und ſeufzte: „Das iſt aber doch —!“

Die waſſerblauen Augen Fräulein Ruthenſtrauchs drückten hülfloſen Unwillen aus, ihre bleichen Lippen ſprachen zitternd: „Ich dachte ſchon, ſie würden einander in die Haare fahren, ich habe alle Farben geſpielt . . .“

„Bilden Sie ſich nichts ein!“ rief die Excellenz. „Die intereſſante Bläſſe Ihrer Wangen hat die ganze Zeit über nicht die geringſte Veränderung erlitten.“

Mit innigem Ergötzen an den verſtörten Mienen ihrer Untergebenen fuhr ſie fort: „Was habt Ihr für Nerven, Ihr zwei! — Mir hat der Lärm wohl gethan. Man hört doch einmal wieder, was die menſchliche Stimme vermag. Solch ein Geſpräch reinigt die Luft, ich fühle mich erquickt wie nach einem Gewitter!“

An dem Tag, an welchem die Brüder die Entdeckung gemacht hatten, daß ſie bereits ſeit zehn Jahren in Wlaſtowitz weilten, ſtatteten ſie der Excellenz einen Beſuch ab. Die Geſellſchaft hatte ſich wie gewöhnlich in der Salle à terrain verſammelt. In der rechten Ecke des Canapees, das vor dem runden Tiſche ſtand, ſaß die Herrin von Perkowitz; Friedrich und Ludwig hatten auf

zwei Armſtühlen Platz genommen. Fräulein Ruthenſtrauch wickelte in der Fenſtervertiefung Seide ab, Secretär Scheber hatte ſich auf den Rand eines dünnbeinigen Seſſels niedergelaſſen, in reſpectvoller Entfernung von den hochgebornen Herrſchaften und in einer Poſitur, welche die Mitte hielt zwiſchen Schweben und Sitzen. Er blickte die Freiherren von Zeit zu Zeit verſtohlen an, und dachte: „Was wird es heute geben?“

Aber es gab nichts. Die Brüder waren in weicher, melancholiſcher Stimmung. Die Betrachtung über die raſche Flucht der Zeit, die Friedrich kürzlich angeſtellt, hatte einen ſtarken Eindruck in ſeinem und in Ludwigs Gemüth hinterlaſſen.

Beide waren ſich der entſchwundenen Jugend, des verſäumten Glückes plötzlich bewußt worden und fühlten ſich eigenthümlich bewegt.

Die alte Excellenz ſchwang vergebens ihre kleine Eris-Fackel, die Funken, die ſonſt wie in ein Pulverfaß gefallen wären, fielen jetzt wie in naſſes Gras.

„Wiſſen Eure Excellenz,“ ſagte Friedrich, „wie lange wir nun ſchon in Wlaſtowitz leben? — Zehn Jahre ſind's! Ja, ſeit zehn Jahren genießen wir die Ehre, Ihre Nachbarn zu ſein!“

„Erſt ſeit zehn Jahren?“ erwiderte ſie. „Ich hätte geglaubt, unſer Krieg wär' ſchon ein dreißigjähriger.“

„So?“ — Friedrich ging mit ſich zu Rathe, ob dies eine Schmeichelei oder das Gegentheil ſei. „Sehen Euer

Excellenz! . . . und ich machte erſt kürzlich meinem Bruder die Bemerkung, daß die Zeit doch eigentlich ſehr ſchnell . . . daß ich fände, daß eigentlich — die Zeit — ach, die Zeit . . ."

Er wußte nicht mehr, was er ſagte, ſagte es auch nur noch mechaniſch hin und verſtummte ganz, bevor er ein Ende ſeines Satzes gefunden.

Aber wenn die Stimme ihm ausblieb, ſo führten ſeine Augen eine um ſo beredtere Sprache. In Worte überſetzt würde ſie gelautet haben: „O wie ſchön! . . . O du grundgütiger Himmel, wie teufelsmäßig ſchön! . . Etwas Schöneres kann man ſich nicht denken, und giebt's nicht!"

Die Augen aller Anweſenden folgten der Richtung ſeines verzückten Blickes. In der Thüre, die zu den Gaſtzimmern führte, ſtand eine hohe weibliche Geſtalt. Nicht mehr in der erſten, aber ſo wahr einem das Herz aufging bei ihrem Anblicke, in der ſchönſten Blüthe. Sie trug ein einfaches, weißes Kleid, die prachtvollen kaſtanienbraunen Haare waren, in ſchwere Zöpfe geflochten, um den edel geformten Kopf gelegt. In der Hand hielt ſie einen Strohhut, Handſchuhe und Sonnenſchirm, und ſo eigenthümlich geſchmackvolle, ja wirklich allerliebſte Dinge, wie dieſen kleinen ſchwarzen Strohhut, dieſe ſchwediſchen Handſchuhe und dieſen Sonnenſchirm aus ungebleichter Seide, meinte Friedrich in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen zu haben.

„So hatte ich mir meine Joſephe vorgeſtellt!" dachte

er. Ludwig dachte: „Mit der kann ſich nicht einmal meine Lina vergleichen," und beide dachten: „Kein Traum kann holder ſein!" Aber ſie hat vor dieſem voraus, daß ſie nicht zerſtiebt beim Erwachen, daß man ſie auch mit offenen Augen ſehen, ja ſogar mit ihr ſprechen kann.

Als die Excellenz ihr die Freiherren nannte und dann zu dieſen ſagte: „Meine Nichte Siebert," verneigte ſie ſich, lächelte und verſicherte auf das Liebenswürdigſte, daß ſie „ſehr erfreut" ſei.

Sie ſetzte ſich zu ihrer Tante auf das Canapee, in die linke Ecke, neben der Friedrichs Armſtuhl ſtand.

Der ältere Freiherr begann ſogleich mit dem ſchönen Gaſte des Schloſſes ein lebhaftes Geſpräch, während der jüngere tiefſinnig ſchwieg und die Dame mit ausbündiger Bewunderung betrachtete.

Der Eindruck, den die Erſcheinung dieſes entzückenden Weſens auf ihn machte, war um ſo überwältigender, da er ihn in einem Augenblicke innerer Wehrloſigkeit empfing; in einem Augenblicke der Wehmuth, der Reue — der Schwäche mit einem Worte!

Es giebt aber auch Zufälligkeiten im Leben, derart merkwürdig, daß man ſie für Winke des Schickſals halten muß und wäre man weiſe wie Kant und aufgeklärt wie Voltaire. Ich möchte Den ſehen, der in der Stunde, in welcher er den Verluſt einer guten Gelegenheit betrauert, eine hundert Mal beſſere fände und nicht ausriefe:

„Fatum! Fatum!“

Was Ludwig betrifft, er meinte die Stimme zu hören die ihm zurief: Da haſt Du's wieder, das Glück — das verloren gewähnte! Und dieſes Mal greifbar genug. Es wohnt in Perkowitz — es iſt die Nichte Deiner nächſten Nachbarin!

Er beneidete ſeinen Bruder recht herzlich um die Beredtſamkeit, die dieſer entwickelte. Freilich man muß bornirt ſein, um vor einem ſo wunderbaren Weſen, mit ſo hausbackenem Zeug auszurücken. Es geſchah indeſſen mit hinreißendem Ausdrucke. Friedrich ſagte: „Solches Wetter im September — das iſt ein Segen — da reifen die Trauben — da polariſiren die Rüben!“ und ſah ſie dabei mit Blicken an, die ſie förmlich einhüllten in Wohlwollen, und neigte ſich über ihre Hände, die auf dem Tiſche lagen und mit den ſchwediſchen Handſchuhen ſpielten, ſo tief, ſo tief, daß man meinte, er werde ſie gleich küſſen.

Die Dame ſchien ſich des Zaubers, den ſie ausübte, wohl bewußt. Sie hätte eine deutſche Luſtſpiel-Naive ſein müſſen, um nichts davon zu merken; doch wurde ſie dadurch nicht übermüthig, ſie ſchien eher ein wenig verlegen, ein bischen unangenehm berührt.

Wer jedoch die Freiherren mit heller Schadenfreude beobachtete, in weſſen Mienen ſich der Ausdruck des boshafteſten Triumphes ſpiegelte, das war niemand anders als Ihre Excellenz.

Vorderhand war ihr jedoch daran gelegen, ihre wahren

er. Ludwig dachte: „Mit der kann sich nicht einmal meine Lina vergleichen,“ und beide dachten: „Kein Traum kann holder sein!“ Aber sie hat vor diesem voraus, daß sie nicht zerstiebt beim Erwachen, daß man sie auch mit offenen Augen sehen, ja sogar mit ihr sprechen kann.

Als die Excellenz ihr die Freiherren nannte und dann zu diesen sagte: „Meine Nichte Siebert,“ verneigte sie sich, lächelte und versicherte auf das Liebenswürdigste, daß sie „sehr erfreut“ sei.

Sie setzte sich zu ihrer Tante auf das Canapee, in die linke Ecke, neben der Friedrichs Armstuhl stand.

Der ältere Freiherr begann sogleich mit dem schönen Gaste des Schlosses ein lebhaftes Gespräch, während der jüngere Hoffnung schwieg und die Dame mit ausbündiger Bewunderung betrachtete.

Der Eindruck, den die Erscheinung dieses entzückenden Wesens auf ihn machte, war um so überwältigender, da er ihn in einem Augenblicke innerer Wehrlosigkeit empfing; in einem Augenblicke der Wehmuth, der Reue — der Schwäche mit einem Worte.

Es giebt aber auch Zufälligkeiten im Leben, derart merkwürdig, daß man sie für Winke des Schicksals halten muß und habe man weise wie Kant und aufgeklärt wie Blickarte. Ich möchte Den sehen, der in der Stunde, in welcher er den Verlust einer guten Gesprächsbeilagerin [illegible] hundert Mal bessere fände und [illegible]

Gefühle zu verbergen, und plötzlich hub ſie mit ihrer lauten, gedehnten Naſenſtimme an: „Ja, was heißt denn das? mein lieber Ludwig? Ich frage Sie ſchon drei Mal, ob Sie Ihre Wolle endlich verkauft haben, und kriege keine Antwort. Was iſt denn überhaupt mit Euch beiden? Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt, meiner Treu'! . . . Der Eine ſitzt da wie Amadis auf dem Armuthsfelſen und der Andere . . . Nehmen Sie ſich in Acht, Fritz, Sie ſehen heute wieder aus, ſo roth, als ſollte Sie gleich der Schlag treffen."

Den Freiherren war zu Muthe, als ob ſie mittelſt eines Fußtrittes aus dem ſiebenten Himmel auf die Erde geſchleudert worden wären, und zwar dahin, wo ſie am miſerabelſten iſt. Sie hätten in dem Momente die alte Dame ganz gerne todtgeſchlagen.

Dieſe fuhr fort: „Uebrigens haben wir miteinander noch ein Hühnchen zu pflücken. Ich wollte Sie bitten, Ihrem Förſter die Erlaubniß zu geben, wenigſtens manchmal irgendwo anders als an der Grenze zu jagen."

„Die Erlaubniß?" murmelten die Brüder. „Excellenz . . . in der That . . ."

„Als an der Grenze!" wiederholte die Excellenz ſcharf und nachdrücklich. „Er patrouillirt Tag und Nacht vor meiner Remiſe auf und ab und pafft nieder, was ſich zeigt — Bock oder Gais!"

Die Freiherren ſchrieen auf. Die Augen Friedrichs funkelten und die Ludwigs ſchoſſen Blitze. „Ich gebe

mein Wort," ſprach der Letztere, „daß der Förſter entlaſſen iſt, wenn mir die Gais bewieſen wird."

„Er vacirt!" rief die Excellenz und ſtreckte ihre dürre Hand befehlend aus. „Die Gais iſt vorgeſtern geſchoſſen worden!"

„Excellenz!" entgegnete Friedrich, kaum mehr Herr ſeiner ſelbſt, „ich habe das Stück geſehen, es war ein Bock!"

„Es war eine Gais!" fiel Ihre Excellenz mit kalter Bosheit ein, und Friedrich ſchrie wüthend . . . das heißt, er ſchickte ſich an, wüthend zu ſchreien, doch blieb es bei der Abſicht. Ein Blick ſeiner ſchönen Nachbarin verwandelte ſeine Aufregung in Ohnmacht und ſeinen Groll in Wonne. Sie ſah ihn erſchrocken an, flüſterte ihm leiſe flehend zu: „Ich bitte Sie! Haben Sie Nachſicht mit dem Eigenſinn des Alters."

— Ich bitte Sie! . . .

Es klang wie himmliſche Muſik, hinreißend und unwiderſtehlich. Nicht nur beſchwichtigt, nein, ſelig neigte er das Haupt vor Ihrer Excellenz und ſprach mannhaft und begeiſtert wie ein ritterlicher Märtyrer:

„Wenn Euer Excellenz befehlen, ſo war es denn eine Gais."

„Da haben wir's!" ſagte die Tante; die Nichte jedoch legte die Hände wie applaudirend zuſammen: „Bravo! Bravo! Sie ſind ja außerordentlich liebenswürdig, Baron Gemperlein!"

„In ſolcher Nähe bemüht man ſich wenigſtens . . ."

ſagte er mit gutmüthiger Naivetät, und überwältigt von ſeiner großen, raſch entflammten Sympathie, fügte er hinzu: „Bleiben Sie doch recht lange bei uns, Fräulein!“

Sie hob bei dieſem Worte erröthend und mit ſchalkhaft proteſtirender Miene den Kopf. Schebers Augenbrauen fuhren ihm plötzlich vor Entzücken mitten auf die Stirn; Fräulein Ruthenſtrauch ſtieß in ihrer Fenſterecke ein Gekicher aus . . . Aber die Herrin blickte die beiden Satelliten ſtrafend an. — Schebers Geſicht legte ſich ſogleich wieder in die gewohnten Angſt- und Kummerfalten. Fräulein Ruthenſtrauch unterdrückte ihr Gekicher und widerrief es gleichſam durch ein lebhaftes Räuſpern.

Die Excellenz brachte raſch einen neuen Geſprächsgegenſtand auf das Tapet und ſagte dann, ſich an ihren Gaſt wendend: „Wollen wir den Kaffee im Pavillon trinken, Clara?“

So erfuhren die Brüder, daß die Nichte Frau von Sieberts Clara hieß. Friedrich hatte eine große Freude darüber, begnügte ſich aber mit dieſer Kenntniß nicht, ſondern brachte es, abgefeimt, wie er einmal war, im Laufe des Abends durch geſchickt eingeholte Erkundigungen und feingeſtellte Fragen ſo weit, daß er erfuhr, Clara ſei die Tochter des Schwagers der Kanzlerin, Herrn von Sieberts, Oberſten in ſächſiſchen Dienſten. Er jubelte über den Erfolg ſeiner Forſchungen. Dieſes Mal wird ihm Ludwig nicht vorwerfen können, daß er ſich in ein

Phantom verliebt hat, dieſes Mal geht er gründlich, praktiſch, beſonnen an die Vorbereitungen zu einer künftigen möglichen Werbung.

Der Pavillon, in welchem das Abendbrot eingenommen wurde, befand ſich auf einer Höhe derjenigen gegenüber, von der aus Schloß Wlaſtowitz die Gegend beherrſchte. Clara erklärte, es ſei wunderhübſch gelegen, nehme ſich mit ſeinen weißen Schornſteinen und ſeinem hohen franzöſiſchen Dache ſehr freundlich, ja, man könne ſogar ſagen, impoſant aus.

Friedrich meinte ganz beſeligt, es käme ihm ſelbſt manchmal ſo vor. Wlaſtowitz ſei überhaupt ein Aufenthalt, der eigentlich nichts zu wünſchen übrig laſſe . . . „Eines freilich ausgenommen — Eines ja — längſt geſucht — nicht gefunden — es fehlt eine . . .“

„Halt!“ unterbrach ihn Clara, „laſſen Sie mich rathen!“

„Gut, gut, rathen Sie . . . Rathen Sie“ — wiederholte er leiſe und blinzelte ſie erwartungsvoll an.

„Das wäre eine Kunſt, das zu errathen!“ ſprach die Kanzlerin trocken. „Eine Hausfrau fehlt Ihnen, das weiß ja die ganze Welt.“

Clara verſicherte, daß ſie auf den Gedanken nicht gekommen wäre, ſie lachte, ſie ſcherzte, und harmlos mitlachend, bemerkte Friedrich die Blicke des Einverſtändniſſes nicht, die Tante und Nichte, Secretär und Geſellſchafterin mit einander wechſelten.

Ludwigs Angeſicht hatte ſich verfinſtert. Er ſchämte

ſich ſeines Bruders, er mußte ſich zuſammennehmen, um ihm nicht laut zuzurufen: Man hat Dich zum Beſten! Das aber ging jetzt durchaus nicht an, und ſo ſagte er nur in tadelndem Tone zu Clara:

„Sie beſitzen ein ſehr heiteres Naturell.“

Sie ſenkte die Augen und ſah plötzlich ganz betroffen aus; erſt nach einer kleinen Pauſe antwortete ſie: „Ja.“

Nur: Ja, — aber in dem einen Wörtchen lag das freimüthigſte Eingeſtändniß, die liebenswürdigſte Reue. Ludwig fühlte ſich entwaffnet und ſagte, ſchon freundlicher: „Dazu kann man nur gratulieren!“

„Nicht wahr?“ ſprach ſie: „Es iſt gut, zu den Leuten zu gehören, die Gott danken, daß er neben den tiefſten Schatten das hellſte Licht geſtellt hat.“

Ein Citat, nicht gerade neu, allein ganz charmant gebracht, er mußte ihr ſeine Anerkennung ausſprechen, ſie fand eine geiſtvolle Antwort und die hohe Meinung, die er ſich beim erſten Anblicke von ihr gemacht, war wieder hergeſtellt. Wie ſo ganz anders, als mit ſeinem Bruder, ſprach dieſes himmliſche Weſen mit ihm! Wie gut wußte ſie, mit wem ſie es jetzt zu thun hatte, wie gründlich ging ſie auf ſeine gediegenen Erörterungen ein! Er bewies ihr das Vertrauen, das ihr Verſtand ihm einflößte, indem er die tiefſten Fragen berührte, mit denen ſein Geiſt ſich beſchäftigte. Er ſtellte die drei Cardinalpunkte ſeiner Ueberzeugungen auf:

1. Die einzig ſittliche Staatsform iſt die Republik.

2. Es giebt keine perſönliche Fortdauer nach dem Tode.

3. Die Mutter alles Unheiles, das je in die Welt gekommen, iſt die Phantaſie.

Friedrich rutſchte in peinlicher Verlegenheit auf ſeinem Seſſel hin und her. — Ein ſo geſcheiter Menſch, dieſer Ludwig! aber wie man mit Frauen umgeht, davon hat er keine Idee! . . . Es thut einem leid, Jeſus, wirklich leid um ihn . . .

Die Kanzlerin fragte laut, wie viel Uhr es ſei? Ruthenſtrauch und der Secretär gähnten durch die Naſe. Es begann kühl und dunkel zu werden, die Geſellſchaft begab ſich nach dem Schloſſe zurück. Im Speiſezimmer brannten ſchon die Lichter, und der Bediente trat an Ihre Excellenz mit der Frage heran, für wie viele Perſonen gedeckt werden ſolle . . . „Gedeckt? . . . Wozu? . . .“ fiel ihm die Frau vom Hauſe ins Wort, und wandte ſich dann mit unverhohlener Ungeduld zu den Freiherren: „Bleiben Sie auch beim Souper?“

Sie wurde nicht verſtanden, denn wie aus Einem Munde verſicherten die Brüder, daß ſie nicht vermöchten, einer ſo gütigen Aufforderung zu widerſtehen.

„Jetzt dauert mir der Spaß lange genug!“ ſagte Ihre Excellenz ſo laut zur Ruthenſtrauch, daß dieſe erſchrak und einen langen Blick auf die Freiherren warf. Unnöthige Sorge! Sie ſahen und hörten nur die ſchöne Clara. Das Souper wurde auf-

und wieder abgetragen, die hartnäckigen Gäſte rührten ſich nicht.

Die Kanzlerin gab endlich den Befehl, den Wagen der Freiherren, der längſt angeſpannt war, anzumelden. Da erwachten ſie wie aus einem Traume und empfahlen ſich — beide ſo verliebt, wie ſie bisher nicht geahnt hatten, daß man es ſein könne.

V.

Zum erſten Male ſeit zehn Jahren brachten die Brüder eine ſchlafloſe Nacht zu. Zum erſten Male unterblieb am folgenden Tage der Morgenritt, zum erſten Male frühſtückte Jeder von ihnen auf ſeinem Zimmer und ſtreifte dann allein durch Wälder und Fluren. Sie kamen nicht nach Hauſe zum Mittageſſen, worüber Anton Schmidt beinahe in Verzweiflung und die Köchin in ſolche Aufregung gerieth, daß ſie eine ſpaniſche Windtorte mit Bratenſauce ſtatt mit Chocolade übergoß und dem Küchenmädchen, das ihr Verſehen zu belächeln wagte, mit ſofortiger Entlaſſung drohte.

Frau Kurzmichel, von den Vorgängen im Schloſſe unterrichtet, brachte den Tag in Angſt und Sorge zu und wußte keine Antwort auf die unabläſſig wiederholte Frage ihres Gatten: „Was thun? was beginnen?“

Angeſichts des Unerhörten ſteht auch der größte Verſtand ſtill.

Abends gegen acht Uhr begab ſich der Herr Verwalter gewohntermaßen zum Vortrage in das Schloß. Es war darin ſo ſtill, als würde es nur von Mäuſen

bewohnt. Anton hatte ſich in höchſter Angſt aufgemacht, um ſeinen Gebieter zu ſuchen. Die übrige Dienerſchaft ſaß wiſpernd und flüſternd in der hellerleuchteten Küche um den warmen Herd.

Kurzmichel durchwanderte vorſichtshalber zuerſt die ganze Enfilade. Alles leer, verödet und unheimlich dunkel. Der alte Mann nahm endlich Platz auf dem ſchwarzen Lederſopha im Vorgemache und wartete, ſeine Wirthſchaftsbücher unter dem Arme. Durch das breite Fenſter ihm gegenüber blinkte der Abendſtern freundlich herein, während hellgraue Nebel langſam emporſtiegen aus den Wieſen im Thale und ſich allmälig mit dem ſchweren Wolkenkranze verbanden, der unbeweglich über den Bergen lag. Kurzmichel begann über Alles nachzuſinnen, was den Herren begegnet ſein konnte, und ſchreckliche Möglichkeiten ſtellten ſich ihm dar. Vielleicht waren beide verunglückt — vielleicht nur Einer — vielleicht Einer durch den Anderen . . . Kurzmichel hat ſo etwas tauſend Mal befürchtet bei ihrem Temperament, bei ihrer nie geſtillten Kampfluſt! . . . Vielleicht war es zum Aeußerſten gekommen, vielleicht iſt jetzt einer der Brüder . . . Nein, der Gedanke iſt nicht auszudenken . . . Kurzmichel bemüht ſich, die entſetzlichen Vorſtellungen, die ihn bedrängen, durch eine friedliche Geiſtesthätigkeit zu beſchwören und beginnt halblaut das große Einmaleins herzuſagen. Dabei jedoch lauſcht er fieberhaft geſpannt gegen die Treppe hin und endlich iſt ihm, als ließen ſich Schritte auf derſelben vernehmen. Sie ſteigen langſam

herauf, die Thüre des Vorſaals öffnet ſich, um eine impoſante Geſtalt einzulaſſen, und die Stimme des Freiherrn Friedrich ſpricht: „Wer iſt da? warum zündeſt Du die Lampe nicht an, Du Eſel?“

Der Verwalter fühlt ſich durch den Eſel nicht getroffen, denn ſein Herr hält ihn offenbar für den Hausknecht; doch kann er nicht umhin, zu denken, daß die Freiherren dieſe für jeden Menſchen demüthigende Bezeichnung doch etwas ſeltener gebrauchen ſollten.

„Ich bin's, Euer Hochwohlgeboren,“ ſpricht er, „ich komme, ich erſcheine zum Vortrag.“

Ein unartikulirter Laut — das Wort „Vortrag“ nachgemurmelt mit einem Accente, als bezeichne es etwas Ungeheuerliches, nie Gehörtes. Friedrich fährt Herrn Kurzmichel an: „Sprechen Sie mit meinem Bruder!“ und geht an ihm vorüber in den Saal, deſſen Thür er kräftig hinter ſich zuſchlägt.

Mit meinem Bruder! . . . Kurzmichel athmet und lebt wieder auf, und als der Hausknecht mit dem brennenden Wachsſtocke hereinſtürzt, die Hängelampe anzündet und forteilt, um weiterhin Licht zu verbreiten, ſchlägt der Verwalter ſich vor die Stirn, als wollte er ſie ſtrafen für die tollen Vorſtellungen, die ſie eben gehegt.

Wieder raſſelte die ſchwere Thür in ihren Angeln und herein trat Freiherr Ludwig. Er trug den Kopf wie immer hoch und ſtolz, hatte beide Hände in die Taſchen ſeines langen Ueberrockes verſenkt und ſchritt

gerade ſo zerſtreut wie Friedrich an Herrn Kurzmichel vorüber. „Ich komme zum Vortrage," ſprach dieſer. „Sprechen Sie mit meinem Bruder —" rief Ludwig, ohne ſich aufzuhalten, ohne ihn nur anzuſehen, und warf die Salonthür noch kräftiger hinter ſich zu, als Friedrich gethan.

Herr Kurzmichel kannte die barſche Art ſeiner Herren, wurde aber immer empfindlich durch ſie verletzt. Beim Nachhauſekommen erklärte er ſeiner Gattin, man brauche etwas Unangenehmes deshalb noch nicht angenehm zu finden, weil es einem täglich widerfährt. Die treffliche Frau ließ die Richtigkeit dieſer Bemerkung gelten und gewährte ihrem Manne den beſten Troſt, den es giebt: ſie bedauerte ihn.

Die Freiherren nahmen das Abendeſſen ſchweigend und haſtig ein. Nach demſelben zündeten ſie ihre Cigarren an, rückten beide ihre Stühle vom Tiſche weg, wandten einander nicht gerade den Rücken, aber doch die Seite zu und ſtarrten hartnäckig in die Luft. Friedrich war der Erſte, der einen Laut von ſich gab, indem er zu murmeln begann: „Sie—bert—Siebert! . . . Clara Siebert!"

„Was?" fragte Ludwig.

„Gute Familie," fuhr Friedrich fort. „Gehört dem älteſten Adel Sachſens an."

Ludwig entgegnete mit unglaublich ſanfter Stimme: „Woher haſt Du das?"

Sein Bruder ſah ihn flüchtig an: „Es iſt meine Ueberzeugung," antwortete er.

„Ich glaube, daß Du irrſt," ſagte Ludwig ſo ſanft wie früher. „Die Siebert ſind bürgerlich — Papieradel zählt ja in Deinen Augen nicht — ganz bürgerlich."

Friedrich richtete ſich auf, ſchlug heftig mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: „Meinetwegen!"

Es trat eine lange Pauſe ein. Endlich ſprach Ludwig, ſchwer athmend, allein immer noch mit anbetungswürdiger Ruhe: „Du biſt verliebt. Ich bin es auch."

Schmerzlich bejahend, nickte Friedrich mit dem Kopfe. Das Wort überraſchte ihn nicht, es war nur die Beſtätigung eines ihm bereits bekannten Unglückes.

„Was iſt," fuhr Ludwig fort, „müſſen Männer den Muth haben, gelten zu laſſen. Nicht wahr?"

„Wahr," lautete die Antwort.

„Heirathen aber — kann ſie nur Einer."

„Auch wahr —"

„Denn — Bruder — —" Ludwig ſtand auf, drückte die Knöchel der geballten Hände auf den Tiſch und ſchien ſich anzuſchicken, eine längere Rede zu halten. Aber Friedrich hinderte ihn an der Ausführung dieſes Vorhabens, indem er ſagte: Lieber Bruder, was ſich von ſelbſt verſteht, brauchſt Du mir doch nicht zu erklären."

„Das iſt alſo ausgemacht. Höre ferner — höre mich ferner geduldig an. Kannſt Du mich ferner geduldig anhören?"

„Ich werde ſehen. Rede."

„Heirathen kann ſie nur Einer. Jetzt aber kommt die Frage: Welcher?"

„Das iſt es ja!“ Auch Friedrich ſtand auf, fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare und ſetzte ſich wieder nieder.

„Ich habe gefragt: Welcher?“ ſprach Ludwig — „die Antwort auf dieſe Frage iſt die ſelbſtverſtändlichſte der Welt und lautet: Derjenige, für den ſie ſich entſcheidet... Ueberlaſſen wir ihr die Wahl —“

„... Ihr — die Wahl? ... ihr die Wahl?... Glaubſt Du nicht, lieber Bruder, daß ſie Denjenigen wählen wird, der am eifrigſten um ſie wirbt? Denjenigen, der ihr zuerſt ſeine Hand anbietet?“

„Ich glaube, lieber Bruder, daß ſie Denjenigen wählen wird, der ihr beſſer gefällt. Was werben! ... Wirbt Der, der ihr nicht gefällt, ſo ſchlägt ſie ihn aus ... So ſchlägt ſie ihn aus —“ wiederholte er nachdenklich.

Als die Brüder geſtern von Perkowitz fortgefahren waren, hatte Ludwig die Ueberzeugung mitgenommen, auf Clara einen ſehr günſtigen Eindruck hervorgebracht zu haben. In der ſchlaflos durchwachten Nacht jedoch, während des einſam verträumten Tages, waren allerlei Zweifel in ihm aufgeſtiegen. Daß ſie ſeine geiſtige Ueberlegenheit über ſeinen Bruder erkannt habe, blieb ihm ausgemacht. Aber konnte nicht gerade dieſe Ueberlegenheit erkaltend auf ſie wirken? Konnte nicht vielleicht Friedrichs naives und harmloſes Weſen ihr ſympathiſcher ſein als ſein ſtrenges, unbeugſames? Hatte ſie ſich nicht geſagt: Dir könnte ich Gattin, ihm Herrin werden und, wer weiß es, vielleicht gehört ſie zu den Frauen — es

ſoll auch ſolche geben! — die lieber herrſchen als beherrſcht werden . . .

Der Vorſchlag alſo, den er ſeinem Bruder machte, Fräulein Clara zwiſchen ihnen entſcheiden zu laſſen, kam aus vollkommen ehrlichem Herzen und aus dem redlichen Wunſche, der qualvollen Ungewißheit, in welcher ſie ſich befanden — ſo oder ſo! ein Ende zu machen.

Friedrich jedoch zögerte, dazu Ja zu ſagen. Er wußte die Antwort im Voraus, die Clara geben würde, wenn man ihr die Wahl freiſtellte; es ſchien ihm falſch, treulos, hinterliſtig, den armen Teufel, den Ludwig, einer ſicheren Enttäuſchung und Demüthigung auszuſetzen. Anderſeits — wenn man ihm noch ſo oft wiederholt: Dich nimmt ſie nicht! — wird er es glauben? . . . Ein ſchwerer Kampf entſpann ſich in ihm. Er hätte um Alles in der Welt ein anderes Auskunftsmittel finden mögen — aber er fand keines, wie ſehr er ſich auch quälte. So ſchwieg er, ſchwieg um ſo hartnäckiger, je eifriger und beredtſamer Ludwig in ihn drang, entweder ſeinen Vorſchlag anzunehmen oder einen beſſeren zu machen!

Während er ſo finſter, ſtumm und gepeinigt da ſaß, kam ſein Jagdhund, legte ihm den Kopf auf das Knie und begann zu winſeln. „Marſch!“ rief Friedrich, und als das Thier nicht ſogleich gehorchte, gab er ihm einen derben Fußtritt. Der Hund ſtieß einen kurzen heulenden Laut aus und ſetzte ſich in die Fenſterecke; frierend, von Zeit zu Zeit leiſe winſelnd, verfolgte er Friedrich fortwährend mit liebevoll flehenden Augen und trommelte

vergnügt mit ſeinem harten Schwanze auf dem Boden, ſobald es ihm gelang, einen Blick ſeines Herrn zu erhaſchen. Dieſer brummte „Verwöhntes Vieh!“ erhob ſich, holte einen Polſter vom Canapee und ſchleuderte ihn dem Hunde zu, der ihn ſogleich mit der Schnauze in die Ecke ſchob und ſich darauf niederlegte.

Ludwig aber brauſte plötzlich auf: „Herr Gott im Himmel! . . . Da red' ich ſeit einer halben Stunde in dieſen Menſchen hinein . . . Es handelt ſich um ſein Lebensglück und um meines, und dieſer Menſch — ſpielt mit ſeinem Hund! . . .“

Jetzt flammte auch Friedrich auf: „Habe was Du willſt! . . . Gut denn, ſie mag wählen! Mir iſt's recht. Aber wenn die Wahl getroffen ſein wird, dann — ein Feigling, wer dann recriminirt . . .“

„Ein erbärmlicher Feigling!“ überbot ihn Ludwig. „Der Eine heirathet, der Andere ſieht zu, wie er mit ſich fertig wird.“

„Seine Sache. Mich kümmert's nicht!“

„Mich noch weniger!“

„Merke Dir das!“

Die Freiherren blickten einander erbittert an, und ſtürzten in entgegengeſetzten Richtungen aus dem Gemache. So zornig ſie auch noch immer waren, empfanden ſie es doch als eine Erlöſung, endlich wieder ihre Herzen entlaſtet zu haben von der bedrückenden Qual der Rathloſigkeit.

VI.

Am nächſten Tage, die Brüder waren eben von ihrem Morgenritte heimgekehrt, ließ der Herr Verwalter ſich bei ihnen melden. Er berichtete, daß der Bote des Amtes Perkowitz ſoeben im Amte Wlaſtowitz einen Brief unter der freiherrlich Friedrichſchen Adreſſe hinterlegt habe und ...

„Brief —“ unterbrach ihn Friedrich — „aus Perkowitz — wo? . . .“

Kurzmichel übergab einen nett und zierlich gefalteten Zettel und bat, dieſe Gelegenheit ergreifen zu dürfen, um den geſtern verſäumten Vortrag . . .

Aber der Freiherr hörte ihn nicht an. Er hatte das kleine Schreiben haſtig aufgebrochen, in höchſter Aufregung in allen ſeinen Taſchen nach ſeinen Augengläſern geſucht. — Ach! ſeit einem Jahre konnte er, fatale Geſchichte! nicht mehr ohne Augengläſer leſen — und war, da er ſie nicht fand, mit Rieſenſchritten in ſein Zimmer geſtürzt.

„Von wem — der Brief? . . .“ fragte Ludwig dumpf.

„Von Ihrer Excellenz —“

„Von Ihrer Excellenz? — — —“ und Ludwig eilte ſeinem Bruder nach.

„Einladung!“ rief ihm dieſer zu. „Ihrer Nichte und uns zu Ehren veranſtaltetes Gouter, im Waldſchlößchen Rendezvous! . . . Ihrer Nichte und uns . . . verſtehſt Du? und uns!“

„Aha!“ ſagte Ludwig und nahm das Briefchen aus Friedrichs Händen. Die Schlußzeilen desſelben waren viel merkwürdiger als der Anfang. Friedrich hatte ſie in ſeinem Freudentaumel nur nicht recht angeſehen:

„Wir haben Ihnen ein Bekenntniß abzulegen, dann trinken wir Kaffee auf fernere gute Freundſchaft.“

„Wirklich? ſteht das?“ jubelte Friedrich und hüpfte im Zimmer herum wie ein glückliches Kind.

An dieſem Tage klagten die Freiherren nicht über die raſche Flucht der Zeit. Eine Stunde lang warteten beide vor dem Schloſſe auf den für drei Uhr Nachmittags beſtellten Wagen. Pünktlich fuhr um dieſe Zeit die Equipage in den Hof: Ein leichter Phaeton, mit Braunen beſpannt, die der Kutſcher vom Rückſitze aus lenkte. Sobald Friedrich die Pferde erblickte, runzelte er die Stirne. „Die Hannaken?“ fragte er, „wer hat befohlen, die Hannaken einzuſpannen?“

„Ich!“ antwortete Ludwig, ſchwang ſich auf den erhöhten Kutſcherſitz und ergriff die Zügel. „Steig' ein! Nun — ſo ſteig' doch ein!“

Aber Friedrich blieb neben den Pferden ſtehen und

muſterte ſie mit gehäſſigen Blicken. „Mit denen wirſt Du Parade machen,“ ſprach er.

Die Braunen waren ſeit Monaten die Veranlaſſung lebhafter Streitigkeiten zwiſchen den Freiherren. Ludwig, der, wie Friedrich ſagte, von Pferden ſo viel verſtand, wie ein Faßbinder vom Spitzenklöppeln, hatte ſie von einem Bauer ohne Vorwiſſen ſeines Bruders gekauft. Als er ſie dieſem, voll Stolz auf die getroffene Wahl, vorführen ließ, rief Friedrich ſchon von weitem: „Nichts d'ran! Gemein!“

„Was gemein? — Nichts iſt gemein als der Hochmuth. Sie haben Figur!“ entgegnete Ludwig.

„Figur — aber kein Blut — und nicht einmal Figur — Beine wie Spinnen — abgeſchlagenes Kreuz — Rehhälſe — es ſind Krampen!“

Ludwig hatte an die Pferde die unſäglichſte Sorge und Mühe gewendet, ſie in Stroh ſtellen laſſen bis an die Bäuche, mit Hafer vollgeſtopft — ſie longirt, dreſſirt, eingeführt — Alles umſonſt! — Sie waren und blieben ſchlechte Zieher; faul, wenn's vom Stalle, hitzig, wenn's nach Hauſe ging; ſchreckhaft, nervös, bodenſcheu — nichtsnutz mit einem Worte.

Allein Ludwigs Herz hing an ihnen, ihm gefielen ſie, und weil er hoffte, daß ſie auch Fräulein Clara gefallen würden, hatte er ſie heute einſpannen laſſen.

„Steig' nur ein!“ wiederholte er, und trotz des innigſten Widerſtrebens entſchloß ſich Friedrich dazu. Schwer genug kam es ihm an! Bei einer Gelegenheit, in

welcher man ſich gern im beſten Lichte zeigen möchte, bei welcher Alles an und um einen den Stempel der Solidität und Gediegenheit tragen ſoll, mit ſolchem Geſpann vorzufahren — dazu gehört etwas! . . .

Allein er that's, er gab nach. Der arme Menſch, der Ludwig, dem vermuthlich ſchon in der nächſten Stunde die bitterſte Enttäuſchung bevorſtand, flößte ihm Mitleid ein, und er ließ ihm denn ſeinen kindiſchen Willen.

Sie lenkten durch das Dorf. Trotz Friedrichs dringender Warnung verließ Ludwig am Ausgange desſelben die Straße und ſchlug den Feldweg ein. Der war ſo ſchlecht als möglich und wurde im Walde, der den nächſten Bergrücken deckte und hier die Perkowitzer Grenze bildete, ſogar gefährlich, da folgte er einem Gerinne und ſtieg bis zur Erreichung der Waſſerſcheide ſteil hinan, rechts vom Hochwalde begrenzt, links jäh abfallend gegen den feuchten Wieſengrund. An ſeiner ſchmalſten Stelle war freilich ein Geländer angebracht, doch beſtand es nur aus halbvermorſchten Birkenſtämmen und bedeutete viel eher: Nehmt Euch in Acht! als: Verlaßt Euch auf mich!

Gegen alle Erwartungen Friedrichs hielten ſich die Braunen heute merkwürdig gut. Sie liefen leicht und munter in gleichmäßigem Trabe vorwärts, als wüßten ſie, daß ihnen die ehrenvolle Aufgabe geworden, ihren Herrn in die Arme des Glückes zu führen. Ludwig betrachtete ſie liebevoll und ließ es an ſchmeichelhaften Zurufen nicht fehlen. Sein Geſicht ſtrahlte vor Freude. Jetzt begann es aufwärts zu gehen, die Laſt des Wagens wurde den

Pferden empfindlich fühlbar: plötzlich drückten beide gegen die Stange und eines ſtieß das andere mit dem Kopfe an den Hals, als ob ſie ſagten: „Ziehe Du!“

Friedrich, der bisher ſchweigend, mit gekreuzten Armen neben ſeinem Bruder geſeſſen hatte, ſprach nun ganz ruhig zwar, aber außerordentlich wegwerfend: „Kommen nicht hinauf.“

„Kommen hinauf!“ rief Ludwig.

„Im Schritte ſchon garnicht.“

„Nun denn, in einem anderen Tempo!“ ſprach Ludwig und ſchnalzte mit der Peitſche. Die Pferde ſprangen in Galopp ein, und glücklich gelangte man ein Stückchen weiter. Aber nur zu bald erlahmte der Eifer der Hannaken, ein paar Sätze noch, und ſie blieben ſtehen — der Wagen rollte zurück. Friedrich zwinkerte mit den Augen und ſtieß ein ſpöttiſches: „Bravo!“ aus. Ludwig ſtrich Rücken und Flanken der Pferde mit wuchtigen Hieben, ſie zitterten, ſchlugen aus und — rührten ſich nicht vom Flecke. Der Kutſcher ſtieg ab und ſchob einen Stein hinter eines der Räder; dabei glitt er aus, fiel, gerieth, als er aufſpringen wollte, zu nahe an den Wegrand und kugelte den Abhang hinab.

Friedrich lachte, Ludwig fluchte; er warf ſeinem Bruder die Zügel zu, ſprang vom Wagen, ſchlug wie raſend auf die Braunen los und ſchrie vor Wuth ſchäumend: „Beſtien! . . . umbringen . . . umbringen könnt' man ſie!“

Die Thiere, ſtöhnend unter den Schlägen, die auf ſie niederhagelten, bäumten ſich, ein Ruck — das gegen

den Stein geſtemmte Rad krachte, der Wagen ſtand quer über dem Wege. —

Jetzt begann Friedrich die Sache nicht mehr ganz geheuer zu finden. „Du Narr, ſo wart' doch!“ rief er und wollte ſich von ſeinem Sitze ſchwingen, aber Ludwig ließ ihm dazu nicht Zeit. Sinnlos vor Zorn, drang er nur wilder auf die Pferde ein. Die warfen ſich zurück, prallten an das Geländer, es brach und die ganze Equipage ſchlug den Weg ein, den vor ihr ſchon der Kutſcher genommen.

„Proſit!“ knirſchte Ludwig — aber im ſelben Augenblicke blitzte das Bewußtſein deſſen, was er gethan, mit tödtlichem Schrecken in ihm auf — und ein fürchterlicher Schrei entrang ſich ſeinen Lippen.

Bleich wie eine Leiche, mit aufgeriſſenen Augen taumelte er zum Rande des Abhanges hin. Unten lagen die Pferde in Zügel und Strenge verwickelt, lag der Wagen mit den Rädern in der Luft — von Friedrich war nichts zu ſehen.

In verzweifelten Sätzen ſprang Ludwig hinunter, der Kutſcher kam herbeigehinkt: „Jeſus, Maria! Jeſus, Maria und Joſeph!“ winſelte er und ſtarrte ſchreckgelähmt ſeinen Herrn an, der, ausſehend wie ein Todter, die Arbeit von zehn Lebendigen verrichtete.

Er durchſchnitt und zerriß die Zügel; als ein Strang ſich nicht gleich löſen laſſen wollte, ſchlug er die Wage mit einem Stein in Stücke, er führte einen Fauſtſchlag gegen den Kopf eines der Pferde, welches im Empor-

ringen an den Wagenkaſten ſtieß, daß es zurücktaumelte, als wäre ein Blitzſtrahl vor ihm niedergefahren . . . Nun war der Wagen frei — man ſah Friedrich unter demſelben liegen, das Geſicht ins Gras gedrückt, das geröthet war von Blut. Ludwig ſprang hinzu. Mit Rieſenkraft ſtemmte er ſich gegen den Wagen und hob ihn vorſichtig, langſam, half nach mit dem Kopfe, mit den Schultern und ſchleuderte ihn neben den Mann hin, der bis jetzt ſeine ganze Laſt getragen.

Dieſer Mann aber athmete tief auf — er lebte! . . . Ludwig wollte ſich zu ihm niederbeugen, die Arme ausſtrecken — ſie ſanken ihm, ſeine Kniee wankten; ſtatt des Namens, den er auszuſprechen ſuchte, drang nur ein gepreßtes Stöhnen aus ſeinem Munde . . . Plötzlich hob ſich Friedrich auf ein Knie empor, er wiſchte raſch mit der Hand das Blut ab, das ihm von der Stirne über die Augen floß, ſah Ludwig vor ſich ſtehen und —

„Da haſt Du's! Es geſchieht Dir Recht!“ rief er mit einer Stimme, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß der kräftige Gemperleinſche Bruſtkaſten dem erlittenen Choc ſiegreich widerſtanden hatte.

Er richtete ſich auf, ſchüttelte ſich, puſtete, deutete auf die jämmerlich zerſchundenen, mit Blut und Schmutz bedeckten Pferde und ſprach: „Die ſehen ſchön aus!“

Ludwig blieb noch immer unbeweglich. Die Augen glühten ihm unter den geſchwollenen Deckeln und waren auf ſeinen Bruder geheftet mit einem Ausdrucke von

Wonne und von unausſprechlicher Liebe. „Iſt Dir nichts?“ fragte er heiſer und tonlos.

Jetzt ſah ſich Friedrich den Menſchen erſt recht an, ein erſtauntes und mitleidiges Lächeln glitt über ſein Geſicht, er zog das Taſchentuch hervor, drückte es an die Stirnwunde und murmelte etwas, das man nicht deutlich verſtehen konnte, doch ſoll das Wort „Eſel“ darin vorgekommen ſein. Dann erfaßte er einen der Hannaken beim Zügelreſte, der am Kopfgeſtell hängen geblieben war und kletterte mit dem erſchöpften, bei jedem Schritte ſtolpernden Thiere die ſteile Anhöhe hinauf . . . etwas langſamer, als es an einem anderen Tage geſchehen wäre. Der Kutſcher folgte mit dem zweiten Pferde; zuletzt kam Ludwig, geſenkten Hauptes, mit einer zerbrochenen Wagenlaterne in der Hand, die er mechaniſch aufgehoben hatte und feſthielt.

Schweigend zog die kleine Karawane eine halbe Stunde ſpäter in Wlaſtowitz ein. Die Pferde wurden in den Stall geführt und dort Anſtalten getroffen, den im Tobel zurückgebliebenen Wagen abzuholen.

Friedrich meinte, Ludwig ſolle ſich nur raſch umkleiden und gleich hinüberreiten nach Rendezvous; er ſelbſt werde in einer halben Stunde nachkommen. „Es wäre geſcheiter, Du gingeſt heim und machteſt Dir Eisumſchläge,“ ſagte Ludwig.

Friedrich entgegnete ſehr barſch, er ſei keine Wöchnerin. Sie zankten ein Weniges und gingen dann ins Schloß und Jeder auf ſein Zimmer.

Zehn Minuten ſpäter trabte Ludwigs Reitknecht nach Rendezvous, einen Brief ſeines Herrn an Fräulein Clara von Siebert in der Taſche. Ludwig blieb zu Hauſe. Er ſchritt raſtlos in ſeinen Gemächern auf und ab, in ſeinem Kopfe ging es zu, wie in einem Pochwerke. Jede Ader ſchlug fieberhaft, jeder Gedanke, den das ſiedende Gehirn gebar, war Wirrſal, Qual und Pein! Ein Gedanke — der ſchlimmſte — erdrückte alle anderen: „Du haſt das Leben Deines Bruders gefährdet! ... Wie viel hat gefehlt und Du wärſt jetzt ſein Mörder ...“

Die Glocke rief zum Souper. Er ging in den Speiſeſaal, wo ihn Friedrich bereits erwartete. Dieſer aß mit gutem Appetit, man ſprach, rauchte, diſputirte ſogar — aber das Alles ohne rechte Freude ... Das Herz war nicht dabei.

Viel früher als gewöhnlich ſtand Ludwig auf und ſagte: „Gute Nacht —“ Er hätte ſo gern hinzugefügt: „Schlaf' gut!“ oder noch einmal gefragt: „Iſt Dir nichts?“ Aber Friedrich würde ſich geärgert oder ihn ausgelacht haben; ſo ließ er's bleiben und ging ſchweigend aus dem Saale.

Friedrich ſah ihm lange wehmüthig nach. Seine Augen füllten ſich mit Thränen. „Armer Kerl!“ murmelte er leiſe. Er ſtützte gedankenvoll den Kopf in die Hände und verharrte ſo eine geraume Zeit. Als er ſich endlich erhob und mit entſchloſſenen Schritten ſeine Zimmer betrat, leuchtete auf ſeinem Antlitze der Strahl einer hohen und ſtolzen Freude über einen großen Sieg

— einen Sieg der edelſten Selbſtverleugnung und des reinſten Opfermuthes. So ſpät es auch war, ſandte Friedrich noch an dieſem Abende durch einen reitenden Boten ein Schreiben an Ihre Excellenz, Frau von Siebert, nach Perkowitz.

Indeſſen ſaß Ludwig an ſeinem Schreibtiſche und ſchrieb in ſchwungvollen Zügen, langſam und feierlich, ſein Teſtament. Er ernannte darin ſeinen Bruder, den Freiherrn Friedrich von Gemperlein, zum Erben ſeines geſammten Hab' und Gutes, falls er (Ludwig) unvermählt und kinderlos bleiben ſollte, was, fügte er hinzu, vermuthlich geſchehen dürfte. Den Schluß des Actenſtückes bildeten die Worte: „Ich wünſche, wo immer ich ſterbe, in Wlaſtowitz begraben zu werden."

Nach gethanem Werke fühlte Ludwig ſich etwas ruhiger. Dennoch duldete es ihn nicht länger in der ſtillen Stube, es trieb ihn hinaus in die athmende Natur, in die freie kalte Luft. Die Nacht war dunkel, nur einzelne Sterne glitzerten am Himmel, der Wind rauſchte in den Bäumen und trieb die dürren Blätter über den weißlich ſchimmernden Sand der Wege und kniſterte in den tiefſchwarzen Maſſen der Gebüſche.

Ludwig ging mit feſten Schritten vorwärts. Noch einmal wollte er jeden Weg im Garten betreten und jeden Lieblingsbaum gegrüßt haben, bevor er, ſchweren Herzens, Abſchied nahm.

Dich zuerſt, alte Edeltanne auf der Wieſe, die letzte von zehn aus dem Walde verpflanzten Schweſtern.

Hatteſt lange gekränkelt und ragſt jetzt ſo ſtolz in Fülle der Geſundheit. Dich, Du edler Wallnußbaum, an dem Friedrich nie vorüber geht, ohne zu ſagen: „Das iſt ein Baum! . . .“ Dann die Araucaria in der Nähe des Lärchenwäldchens — Reſpect vor der! Ein Nadelbaum mit Palmennatur — nordiſche Kraft, vereint mit ſüdlicher Schöne — es iſt ein Wunder! . . . Und Du, Ceder vom Libanon, junges, ſchönſtes Fräulein, haſt einen grünſammtnen Reifrock an und die neuen zarten Triebe ſchmücken Deinen Wipfel wie Federn das anmuthigſte Haupt. Endlich der Zürgelbaum. Ein Nichtkenner geht wohl an ihm vorbei und meint, der gehöre zu der Gattung, die Aepfel trägt — aber der Kenner, ja, der reißt die Augen auf. Der bewundert den moosbedeckten, eiſengrauen Stamm, die ſchlanken Zweige mit den Aeſtchen ſo fein wie Draht, die kleinen ſeidenweichen Blätter. „Im botaniſchen Garten in Schönbrunn giebt's ſchönere Zürgelbäume, ſonſt nirgends!“ ſagt Friedrich.

Haſt Recht! — Schöneres mag es geben draußen in der Welt, aber nichts Lieberes, als was hier gedeiht, lebt, blüht und welkt. Schade, ſchade, daß man es verlaſſen muß. Aber unter den Umſtänden, die jetzt — wie bald! — eintreten werden, kann Ludwig in Wlaſtowitz nicht mehr leben.

Er erſteigt noch die Anhöhe am Ende des Gartens, von der aus man hinüberblicken kann auf die Gruftcapelle, die ſein Vater errichten ließ. Durch das Gitter des Fenſters glänzt ein kleiner, feuriger Punkt, das Licht der

Lampe, die über dem Sarge des Vaters brennt — des Erſten, der hier ruht.

Ein trauriges Lächeln tritt auf die Lippen Ludwigs; er freut ſich, daß er in ſeinem Teſtamente den Wunſch ausgeſprochen hat, in Wlaſtowitz begraben zu werden. Friedrich wird ſchon verſtehen, was das heißt ... Ich kehre zurück, heißt es, zu Dir, dem ich ſo oft wehgethan, deſſen Leben ich ſogar einmal in Gefahr gebracht — den ich aber doch innigſt geliebt habe.

Ganz ruhig, beinahe heiter kam Ludwig nach Hauſe. Die Fenſter von Friedrichs Schlafzimmer waren noch erleuchtet und an den Gardinen glitt in unregelmäßigen Zwiſchenräumen ein hoher dunkler Schatten vorüber. „Auch Du wachſt — von Sorgen und bangen Zweifeln gequält. Warte! warte! — nur noch ein paar Stunden, und Du wirſt glücklich ſein!“

Um elf Uhr Morgens ſtieg am folgenden Tage Ludwig vor dem Thore des Schloſſes Perkowitz vom Pferde. Ein Diener, der ihn erwartet zu haben ſchien, führte ihn ſogleich durch die Salle à terrain, zu der Thür des Gaſtzimmers, aus dem vorgeſtern Fräulein Clara wie eine himmliſche Erſcheinung getreten war. Der Diener pochte, eine theuere Stimme fragte: „Wer iſt's?“ und rief, als der Name des Beſuchers genannt worden: „Iſt willkommen!“

Ludwig ſtand vor der ſchönen Clara ſo beklommen und bewegt, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen. Auch ſie blieb nicht unbefangen. Der

muntere Ton, in dem ſie Ludwig gebeten hatte, Platz zu nehmen, verwandelte ſich nach dem erſten Blicke in das Angeſicht des Freiherrn in einen ſehr gedrückten.

Sie ſenkte die Augen, eine leichte Bläſſe flog über ihre Wangen, und ſie ſprach ſtockend: „Herr Baron — es iſt — ich bitte . . .“

Ihre Verlegenheit rührte und ergriff ihn auf das Tiefſte. Ach, die grauſame Sitte! Daß ſie unerlaubten Empfindungen verbietet, ſich zu äußern, das wäre ſchon recht; daß aber die reinſten, die ein Menſch haben kann, unausgeſprochen bleiben müſſen, das iſt jammervoll! Hätte Ludwig in dieſem Augenblicke ſeinem Gefühle folgen dürfen, er würde die Arme ausgebreitet und geſprochen haben: „Komm' an mein Herz — liebe Schweſter!“

Aber das ſchickte ſich nun einmal nicht, und ſo reichte er ihr nur die Hand und ſagte: „Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie um ein Geſpräch unter vier Augen zu bitten . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach ſie ihn haſtig, „in einem Briefe, den ich eröffnete, obwohl er eigentlich nicht an mich gerichtet war.“

„Wie?“

„Ich heiße nämlich nicht Fräulein — —“

„O,“ rief er, „es handelt ſich nicht darum, wie Sie heißen. Heißen Sie, wie Sie wollen. Sie ſind die Nichte unſerer verehrten Freundin und das liebenswürdigſte Weſen, das uns je vorgekommen iſt. Sie ſind

gewiß auch edel und gut und werden das Vertrauen nicht mißbrauchen, das mich zu Ihnen führt und mit dem ich Ihnen ſage: Sie haben auf den beſten Menſchen, den es giebt, einen großen Eindruck gemacht — auf meinen Bruder, Fräulein. — Ich komme hierher ohne ſein Vorwiſſen, in der Abſicht, Sie günſtig für ihn zu ſtimmen. Ich meine es mit Ihnen nicht minder ehrlich als mit ihm, und beſchwöre Sie in Ihrem eigenen Intereſſe: Laſſen Sie ſich ſeine Werbung gefallen . . ."

Er ſprach mit ſolchem Eifer, daß es ihr, wie oft ſie es auch verſuchte, nicht gelang, ihn zu unterbrechen. Als er nun ſchloß: „Verſäumen Sie die Gelegenheit nicht, die glücklichſte Frau der Welt zu werden!" gab ihre Ungeduld ihr den Muth, mit Entſchloſſenheit zu ſagen: „Dieſe Gelegenheit iſt aber ſchon verſäumt, Herr Baron, ich bin verheirathet."

Er fuhr von ſeinem Seſſel auf mit einem Entſetzen, das ſich nicht ſchildern läßt. „Sie ſcherzen," ſtammelte er, „das kann nicht ſein — das iſt ja unmöglich!"

„Warum?" fragte ſie. „So gut, wie Ihr Herr Bruder, kann auch ein Anderer mich annehmbar gefunden haben, zum Beiſpiele mein Vetter Carl Siebert, der mich vor etlichen Jahren heimgeführt. Warum glaubten Sie, daß ich bis jetzt ſitzen geblieben ſei? Denn, erlauben Sie mir, für ein Fräulein wäre ich doch etwas bejahrt."

Ludwig blickte ſie wehmüthig an und ſprach: „So

ſchön, ſo liebenswürdig, ſo geiſtvoll und — ſchon verheirathet!"

„Und wenn Sie wüßten wie lange!" verſetzte ſie, und all' ihre Munterkeit und ihr guter Humor hatten ſich wieder eingefunden.

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau," ſagte Ludwig, „es wäre beſſer geweſen, wenn Sie die Gewogenheit gehabt hätten, uns das früher mitzutheilen."

„Haben Sie danach gefragt? Mit welchem Rechte durfte ich Sie mit meinen Familienangelegenheiten behelligen?" war ihre ſchlagfertige Entgegnung.

Er ſagte nur noch: „O gnädige Frau!" und empfahl ſich ehrerbietig; ihr aber, ſeltſam, ihr verging dabei ganz und gar die Luſt, über den ſonderbaren Herrn zu lachen.

Sie eilte ihm nach, erreichte ihn, als er eben die Schwelle betrat, ſie ſagte herzlich und warm: „Leben Sie wohl, Herr von Gemperlein!" und bot ihm zum Abſchied die Hand. Ludwig wandte den Kopf und that, als ob er es nicht ſähe, er grüßte nur noch einmal tief, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihm.

Im Veſtibule kam, aus ihrem zu ebener Erde gelegenen Schreibzimmer tretend, Frau von Siebert dem Freiherrn entgegen.

„Ja, was machen denn Sie hier?" fragte die Excellenz. „Warum kommen Sie denn ſelbſt? Ihr Abgeſandter hat ſchon Beſcheid erhalten."

„Wen meinen Ihre Excellenz?"

„Den Fritz mein' ich. Er war da vor einer halben Stunde — als Freiwerber für Sie."

„Für mich?"

„Und was für Einer! Wenn Sie einmal wieder heirathen wollen — ſprechen Sie ja nicht ſelbſt — laſſen Sie den Fritz für Sie ſprechen. Ich war ganz erſchüttert — bedauerte nicht wenig, ſagen zu müſſen: Es iſt zu ſpät!"

Ludwig faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf: „Dieſer Friedrich! Das iſt ein Menſch!" rief er.

Aus ſeiner Stimme klang eine ſo mächtige Rührung, daß die Excellenz förmlich davon ergriffen wurde; ſie ſuchte ſich der ihr unangenehmen Empfindung raſch zu entziehen, trat dicht vor Ludwig hin, zupfte ihn am Ohr und ſagte: „Nichts für ungut! Faſt thut's mir leid, daß wir Euch den Streich geſpielt. Die Clara wollte ohnehin nicht d'ran; aber ich habe ſie gezwungen, ich mußte Rache haben für meine Gais."

„Euer Excellenz!" entgegnete Ludwig, „ich kann Ihnen die Verſicherung geben: es war ein Bock."

„Mag es geweſen ſein was immer — das Jagdvergnügen an meiner Grenze will ich Eurem Förſter verſalzen."

Damit ſchieden ſie. — —

Ein paar Monate nach dieſem Ereigniſſe begannen die Brüder abermals allerlei Heirathsprojecte zu ſchmieden.

„Du ſollteſt doch endlich heirathen!“ ſagte von Zeit zu Zeit Einer zu dem Anderen. Sie ſtellten manchmal Betrachtungen über ihr Schickſal an.

„Es iſt wirklich ſonderbar,“ meinte Ludwig. „Als ich mit der Aepelblüh Ernſt machen wollte, trat ſie gerade an den Traualtar, und als wir daran dachten, jene Nichte zu unſerer Hausfrau zu machen, war ſie bereits ſeit zehn oder wie viel Jahren verheirathet, und ich müßte mich ſehr irren,“ fügte er geheimnißvoll hinzu, „wenn ſie nicht auch ſchon Nachkommenſchaft beſaß.“

Friedrich bemerkte, daß ſich im Leben, mit mehr oder weniger Unterſchied, doch Alles wiederhole. Sie ſeien einmal beſtimmt, die erſtaunlichſten Liebesabenteuer zu haben; unter den vielen, die ihnen noch bevorſtänden, werde ſich ſchon dasjenige finden, das in den Hafen der Ehe führt.

Trotz dieſer Vorausſicht und trotz des guten Vorſatzes, ihren Stamm in Ehren zu erhalten, hat keiner der Brüder ſich vermählt. Sie ſind hinübergegangen, ohne einen Erben ihres Namens zu hinterlaſſen, und ſo iſt denn, wie ſo vieles Schöne auf dieſer Erde, auch das alte Geſchlecht Derer von Gemperlein — erloſchen.

Der Nebenbuhler.

I.

Graf Edmund N. an ſeine Hochwürden Herrn Profeſſor Erhard.

Paris, den 10. Mai 1875.

Mein verehrter Freund!

Da bin ich, aus Marſeille eingetroffen, vor vierzehn Tagen, die mir vergangen ſind wie vierzehn Stunden.

Es iſt unmöglich, liebenswürdiger empfangen zu werden, als ich es wurde von Freunden und Verwandten. Freilich begegnet man auch nicht alle Tage einem Manne, der direct von den Antipoden kommt, mit Menſchenfreſſern zu Mittag geſpeiſt, am Salzſee gewohnt, den ſchwarzen Turban der Kopten getragen, den Schrei auf Ceylon gehört und bei indiſchen Schlangenbändigern in die Lehre gegangen iſt.

Tante Brigitte grüßt Dich. Sie hat ſich kürzlich friſch emaillieren und perückieren laſſen, und jetzt machen wir gegenſeitig Staat miteinander. Von einer Veränderung an ihr keine Spur. Sie ſagt noch immer bei den unpaſſendſten Gelegenheiten: Ah je comprends ça! Sie ſpricht noch immer mit derſelben Schwärmerei von meiner

verſtorbenen Mutter: Ihrem Kinde mehr als ihrer Schweſter, und bricht plötzlich ab mitten in der tiefſten Rührung, wiſcht ſich die Augen, winkt mit dem Taſchentuche und ſeufzt: „Va mon enfant, va te distraire.“

Lieber Freund, ich glaube immer, daß auch ſie vor Zeiten nicht verſchmäht hat, kleine Zerſtreuungen zu ſuchen in ihrem Schmerze, erſt um die Schweſter, dann um den Gatten. Heil ihr! möge noch ſo mancher Frühling friſch gemalte Roſen auf ihren Wangen erblühen ſehen. Sie iſt die gutmüthigſte Egoiſtin, die ich kenne.

Ganz in Uebereinſtimmung mit Dir, will ſie mich jetzt verheirathen, und gegen die junge Dame, die ſie mir ausgeſucht hat, iſt nichts einzuwenden. Sie ſtammt aus gutem Hauſe, von braven Eltern, iſt verteufelt hübſch, hat einen klaren, ſchlagfertigen Verſtand, eigenes Urtheil, den Muth es auszuſprechen und — was unendlich mehr: Die Fähigkeit, auch ein gegentheiliges anzuhören und ſogar gelten zu laſſen. Dabei gleichmäßig heiter, harmlos, unbefangen. Ich glaube, daß ſie noch nie vor einem Menſchen die Augen niedergeſchlagen hat; und es wäre ſchade wahrlich, denn ſie ſind prachtvoll; dunkelgrau wie ein Gewitterhimmel, und wenn es in ihnen aufblitzt bei irgend einem Anlaß, da giebt's einen ſchönen Anblick.

Ich hoffe, Du beſtätigſt mir heute oder morgen den Empfang meiner Sendung aus Marſeille. Kurz vor dem Einlaufen in den Hafen, an Bord des „Triomphant“, ſchrieb ich die Schlußworte des letzten Kapitels meines Reiſetagebuchs. Streiche fort, was Dir ſentimental vor-

kommt, ehe Du abſchreiben läſſeſt. Nach zweijährigem Herumbummeln in fremden Welttheilen hat mich die Heimkehr ins alte Europa ſeltſam bewegt. Plötzlich iſt alles vor mir geſtanden, was zu vergeſſen ich auf und davon gegangen . . .

Aber — ſei unbeſorgt, es war nur eine flüchtige Erinnerung. In die Tiefen des Oceans verſenkt, in den Sand der Wüſte vergraben, in die Lüfte geſtreut, habe ich die Leidenſchaft meiner Jugend.

Und jetzt will ich glücklich und thätig ſein, ein Landwirth werden, ein Familienvater, ein Bürgermeiſter, alles, alles — nur nicht Politiker.

Vorher indeſſen noch eine Zeitlang: cum dignitate otium. Es iſt ein gewaltiger Strom des Lebens, der hier an einem vorüberbrauſt, und mit gekreuzten Armen ſeinem Treiben zuzuſehen, hat einen großen Reiz.

Jedenfalls, Lieber, Verehrter, dürfte der Aufenthalt in Paris mir jetzt geſünder ſein als vor zehn Jahren, da ich, ein laubfroſchfarbiger Jüngling, in dieſer Stadt der Arbeit und des Genuſſes erſchien. Damals an Deiner Hand, mein Mentor, oder vielmehr in Deiner Hand, das reine Poſtpaket, aufgegeben von meinem armen, weltentfremdeten Vater in Korin an der Wottawa, abzugeben in Paris, Rue St. Dominique im Hotel der Tante. Sie hatte mich reklamirt, und Ihr liefertet mich aus für ein Jahr, in dem es mir oblag, tanzen und fechten zu lernen und mich in der Ausſprache des Franzöſiſchen zu vervollkommnen.

O, Ihr alten, unſchuldigen Kinder!

Wir haben leicht lachen heute, aber einen zwanzigjährigen, in einem Privat-Trappiſten-Kloſter zwiſchen zwei greiſen Gelehrten erzogenen Menſchen, nach Paris ſchicken, zu einer langmüthigen Tante, die den Bengel vergöttert — das war ein Wagniß, das ich nicht unternehmen werde mit meinen Söhnen.

Ei, wenn er nur welche hätte! denkſt Du im Stillen. Nun, Freund, vielleicht iſt heute übers Jahr ſchon einer auf dem Wege. Sobald er ſein erſtes Luſtrum erreicht haben wird, kommt er zu Dir in die Lehre. Du läſſeſt einen kleinen Pfahlbau für ihn im Teiche errichten, und er ſtellt mit ſeinen Bauſteinen keltiſche Monumente auf und getreuliche Nachbildungen der Stufenpyramiden auf Otaheiti. Alle Kinder, die überhaupt Bauſteine beſitzen, thun das unbewußt, die meinen werden es mit Bewußtſein thun.

Und nun für heute lebe wohl!

Dein Edmund.

II.

Profeſſor Erhard an Edmund v. N.

Korin, den 15. Mai 1875.

Hochgeborener Herr Graf!

Mein lieber Mundi!

Ballen und Kiſten glücklich einpaſſiert. Ei, wie köſtlich! Gratuliere vornehmlich zur Erwerbung des Papyrus. Da iſt Arbeit für viele Jahre in Ausſicht geſtellt.

Möge Dein gehorſamſter Diener ſie zu Ende führen können. Dazu jedoch möchte die Zeit nicht langen, und wenn ſein guter, gnädiger Gott ihn auch das Alter Methuſalems erzielen ließe.

Daß Dein edler Vater noch lebte, ſich der altägyptiſchen Statuette zu erfreuen, und der trefflichen Produkte textiler Kunſt aus dem einſtigen Reiche der Sikhs! Lieber Mundi, mein theurer Graf, Du haſt im größten wie im kleinſten bei der Auswahl der von Dir nach Hauſe geſchickten, vielfach unſchätzbaren Gegenſtände, Dich in einem hohen Grade umſichtig und weiſe erwieſen. So biſt und warſt Du von jeher, und ich würde mich ſehr beſinnen, Deiner Behauptung zuzuſtimmen, daß Dein hochſeliger Vater und meine Wenigkeit ſich in ein Wagniß eingelaſſen, als wir Dich vor zehn Jahren für reif erklärten zu einem Aufenthalt im modernen Babel. Wir wußten, was wir thaten und durften es — wie Figura zeigt — wohl thun.

Dein Reiſetagebuch wird beſtens abgeſchrieben werden; doch darf ich leider nicht zur Indrucklegung rathen, ein Vorſchlag, mit dem ich Dich zu überraſchen gedachte; es fehlt gar zu oft der nöthige Zuſammenhang. Die ſentimental-feurige Apoſtrophe an die ſüdliche Küſte Frankreichs iſt eine Zierde des Manuſkriptes, und müßte ich lügen, wenn ich behauptete, daß ſie mich, wenn auch nur gelinde, erſchreckt hat. Was Du ſo ſchwungvoll die Leidenſchaft Deiner Jugend nennſt (ein hübſcher Ausdruck und mir durchaus neu), dürfte derzeit wohl zur Gänze

erloſchen ſein, und Dein guter Verſtand eingeſehen haben, daß auf Erwiderung niemals zu hoffen, ja, daß eine ſolche niemals zu wünſchen war. Eine vermählte, eine edle, heilig-zarte Frau, und zugleich die Deines beſten Freundes, der Dich liebt wie wenn Du der Sohn wäreſt, den er, leider vergeblich, erſehnt — das müßte ein anderer als mein Mundi ſein, der ſich da mit unerlaubten Gedanken trüge, oder getragen hätte: denn wenn ſich ja dereinſt etwas ähnliches in ſeiner ſchönen Seele begeben hat, liegt es derſelben heute ferner als uns die Sintflut.

Glück und Segen und des Himmels auserleſenſte Gunſt über Dich! Ich bitte um Mittheilung des werthen Namens derjenigen, die, Gott gebe es! bald den theuren Deinen tragen wird. Wolle mich, wenn Du das Haus ihrer hochſchätzbaren Eltern beſuchſt, dort allerſeits des Angelegentlichſten empfehlen

In treuer Werthſchätzung, Liebe, Ergebenheit

Dein alter Lehrer P. Erhard.

PS. In Deiner Wirthſchaft herrſcht beſte Ordnung, in Deinem Schloſſe beginnt ſie bereits das Scepter zu ſchwingen. Auf Schritt und Tritt begegnet dem Wiſſenden Genuß, dem Schüler Belehrung. Der Boden der Halle, mit Ausgrabungen bedeckt, darf ohne Ruhmredigkeit verglichen werden mit einem klaſſiſchen Trümmerfeld. Aus bereits eingetretenem Mangel an Raum waren wir genöthigt, die holdig-ſchönen von ungemeinem antiquariſchen Reiz umfloſſenen Mumien in Deinem Schlafgemache unterzubringen.

III.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Paris, den 22. Mai 1875.

Lieber, bester Freund!

Allzubreit darf das Alterthum sich in meinem Hause doch nicht machen, wer weiß, ob wir nicht, in erwartbarer Zeit, darin Platz brauchen für eine junge Frau. Die Mumien lasse, wenn's nicht anders geht, in den Keller schaffen. Es gehört zu meinen Marotten, daß ich lieber in meinem Bette schlafe, als im Sarge einer Pharaonentochter.

Um die Erlaubniß, das Elternhaus Madeleines — so heißt nämlich die halb und halb Erwählte — besuchen zu dürfen, habe ich noch nicht gebeten, mich noch nicht entschlossen zu dem entscheidenden Schritt. Keineswegs aus Angst vor einem Korbe. Madeleine hat für mich „de l'amité" — nicht zu übersetzen mit unserem deutschen „Freundschaft"; es heißt weniger und mehr und jedenfalls etwas ganz anderes. Die Mutter ist mir wohlgesinnt, und geradezu geliebt werde ich vom Vater. Der würde Dir gefallen, den würdest Du zu erwerben suchen — für unsere Sammlung. Denke Dir das schönste Exemplar einer Rasse, die wir für ausgestorben hielten, einen „chasseur du roi", wie ihn die Bretagne um 1794 nicht charakteristischer aufgestellt: Untersetzt, breitnackig, breitgestirnt, mit funkelnden Falkenaugen, kurzer Nase, runden Nüstern, Mund und Kinn wie, ziemlich grob, aus Stein gemeißelt. Ich wette, er schwört noch bei der

heiligen Jungfrau von Auray und trägt unter dem Hemde mehr Amulette als Ludwig XI. In seinen Augen ist jedes Mißgeschick, von dem Frankreich seit dem Zusammentreten der Nationalversammlung betroffen wurde, eine Sühne für die Zertrümmerung des Königthums. Mit dem letzten Kriege ließ Gott die schwerste Geißel über das abtrünnige Reich des Heiligen Ludwig niedersausen. Die Deutschen sind ihm nur Werkzeuge der Rache des Allgerechten, und als solche dürfte er sie eigentlich nicht hassen, aber er haßt sie doch, und ingrimmig. Mich, als den Sohn eines „Tschèche" und einer Französin, hält er für einen geborenen Widersacher seiner Feinde und zieht in meiner Gegenwart mit besonderem Schwung gegen sie los.

Da habe ich denn schon oft bemerkt, wie peinlich solche Ausbrüche des Zornes gegen uns — welch ein Schnitzer! ich sage uns, ich „Tschèche", — auf Madeleine wirken.

Sie schweigt zwar, aber sie kämpft entschieden mit innerster Empörung; wechselt die Farbe, und gestern sah ich, wie ihre schönen Hände, die einen so ausgesprochen festen und braven Charakter haben, krampfhaft zitterten auf ihrem Schoße.

Vielleicht ahnt sie etwas von meiner wahren Gesinnung, dachte ich, und fürchtet, ich könnte mich durch die Ausfälle ihres Vaters verletzt fühlen. In der Absicht, sie darüber zu beruhigen, sagte ich ihr, daß ich Kosmopolit bin aus ganzem Herzen. Ich wiederholte, was ich so oft von

Dir gehört, und was ſich mir überzeugend eingeprägt hat: daß unſere Nation nur unſere erweiterte Familie iſt, und daß der rechte und gute Menſch ſeine Familie nicht auf Koſten anderer liebt, lobt und fördert. Indeſſen vermöge ich jedoch, mich in die Empfindungen eines, in ſeinem Stolze gekränkten Patrioten hineinzudenken, und ſie, trotz ihrer Verſchiedenheit von den meinen zu ehren.

Sie hörte mich aufmerkſam an und nickte zuſtimmend, aber doch auch ſpöttiſch und lächelte, wie ſie pflegt, wenn ich ihr gegenüber einmal einen warmen, vertrauensvollen Ton anſchlage . . . Es iſt eine ungute Art zu lächeln, die mich aus der Faſſung bringt, mich immer unvorbereitet findet und peinlich überraſcht.

Das war anders dereinſt! Elsbeth konnte mich nie überraſchen; ſie konnte mich nur ſtets von neuem in der hohen Meinung, die ich von ihr hatte, beſtärken. Bei zahlreichen Gelegenheiten fragte ich mich: was wäre das Schönſte und Schwerſte, das dieſe Frau in dieſem Falle thun könnte? — und das war dann, was ſie that, ſo natürlich und einfach, wie wenn es das Selbſtverſtändliche wäre.

Ja, dieſe Frau! Ich habe dem Geſchick für vieles zu danken, für nichts aber ſo heiß, als daß ich drei Jahre in ihrer Nähe leben und mit ihr verkehren durfte, faſt wie ein Hausgenoſſe. Ohne ſie wäre ich untergegangen, war auf dem beſten Wege . . . Sehr unrecht haſt Du, es zu bezweifeln! Erinnere Dich, wie ich Euch heimkehrte, nach jenem erſten lehrreichen Aufenthalt in Paris.

Ich ſehe noch den Ausdruck des Schreckens im Angeſicht meines armen, damals ſchon todtkranken Vaters bei unſerm erſten Tiſchgeſpräche, da ich meine neuerworbenen Anſichten vom Leben auskramte, mit meinen Erfahrungen prahlte und mich erhaben dünkte über Euch, wie ein aus dem Kriege kommender Soldat über ein paar alte Ofenhocker.

Und ſpäter — das Eis war gebrochen, es hatte ſchon begonnen zu thauen in meiner erwachenden Seele... weißt Du noch? — lag ich auf den Knieen vor dem Sterbenden, und er ſegnete mich und ſprach leiſe mit ſeinem allgütigen Lächeln: „Verliebe Dich, mein Sohn.“

Wahrlich, ein väterlicher Rath iſt nie treuer befolgt worden. Ich habe geliebt, wie man nicht mehr liebt im neunzehnten Jahrhundert, und wie vielleicht auch in den vorigen Jahrhunderten nur wenig Frauen geliebt worden ſind.

Die Frau Deines väterlichen Freundes, ſagſt Du vorwurfsvoll. — Aber dieſes Bewußtſein verſchärfte nur die Qual und änderte nichts an der Empfindung.

Niemand vermag mir den Glauben zu nehmen, daß ſie für mich und daß ich für ſie geboren war, daß wir Eins geweſen ſein mußten in einem früheren Leben und nun zu einander ſtrebten mit derſelben Urgewalt, wie die Fluthen des durch Klippen getrennten Bergſtromes, der zu Thale ſtürzt.

Und dennoch, ſo zuverſichtlich ich hoffte, daß jede ſehnſüchtige Empfindung meiner Seele einen Widerhall

in der ihren fände, so fest war meine Ueberzeugung, daß Elsbeth lieber sterben würde und lieber mich sterben ließe, als ein Unrecht thun. Ich aber hatte Augenblicke — Dir, alter Mensch, darf ich's sagen, unsere Schuljungen würden mich verhöhnen — in denen alle meine Wünsche schwiegen vor dem einen, ihrer würdig, ihr Freund, ihr geistiger Genosse zu bleiben. Die ich wie eine Göttin verehrte, sollte nicht niedersteigen, um in meinen Armen eine Erdenfrau zu werden. Aber diese Augenblicke wurden immer seltener, die Selbstbeherrschung wurde mir immer schwerer, um so mehr, als Elsbeth ihr Benehmen änderte, ihre Unbefangenheit zu verlieren, jedes Alleinsein mit mir ängstlich zu vermeiden schien — —

Unwandelbar derselbe blieb nur Er, der Lustspielgatte, der arglose, alberne — anbetungswürdige. Er hielt mich mit Gewalt fest, wenn ich fort wollte, er plagte sich, um mir mein kroatisches Gut zu erhalten, das ihm das seine so schön arrondirt hätte, und das schon zu Zeiten meines Vaters losgeschlagen werden sollte, weil wir Geld brauchten für die arg zurückgegangene Wirthschaft in Korin.

Aber er weigerte sich zu kaufen. Im Anfang zögernd, dann immer entschiedener. — „Es ist halt schwer, es ist halt schwer. Mir würde der Krempel passen. Du gehst mathematisch darauf zu Grund. Kennst Dich ja bei uns gar nicht aus."

„So kaufe! kaufe! zahle, was Du recht findest."

„Was ich recht fände, kann ich nicht zahlen, und

weniger mag ich nicht zahlen, ich mache keinen Handel mit einem Menſchen, der wie Du in Geſchäften ein unerhörtes Mondkalb iſt. Das darf nicht ſein. Was meinſt, Elsbeth?“

Sie lachte. Es giebt nichts, das lieblicher wäre als ihr Lachen. Um ſo lachen zu können, muß man eine großartige und milde Seele haben. Gar wenige Frauen lachen ſchön. „Was ſoll ich nur antworten, ohne entweder unhöflich oder gewiſſenlos zu ſein?“ fragte ſie, und er ſchmunzelte und begann ſeinen graublonden Knebelbart um den Zeigefinger zu wickeln: „Ja, wenn ich Kinder hätte, Gott weiß, welcher Schandthat ich fähig wäre, — aber ſo!“

Und ſpäter hieß es dann: „Weil ich keine Kinder habe und mathematiſch keine bekommen werde, will ich Deine lang vernachläſſigten Intereſſen vertreten, Du Junge Du, wie wenn es die meiner Kinder ſein würden.“

Nein, einen ſolchen Mann betrügt man nicht: „Das darf nicht ſein,“ wie er ſagt.

Aber ſo ſchwer als möglich hat er mir's gemacht, ein ehrlicher Kerl zu bleiben. Ich mußte am Ende heraus mit einem halben Geſtändniß. Da murmelte er etwas von Unſinn und wurde ein wenig roth. „Du weißt nicht mehr, was Du erfinden ſollſt, damit man Dich nur fortläßt,“ ſagte er und — ließ mich ziehen.

Kommſt halt wieder, wenn Du mathematiſch ſicher biſt: ich darf mit gutem Gewiſſen!

Und ich darf! Ich werde mit meiner jungen Frau den erſten Winter in meinem, durch den fürſorgenden Freund bewohnbar gemachten Hauſe in der Nähe von Fiume verleben, gut nachbarlich mit Elsbeth und mit meinem lieben alten Hans.

Seit drei Tagen ſchreibe ich an dieſem Brief. Nun ſoll er endlich abgeſchickt werden. Wir reiſen morgen auf das Land.

Die Tante hat ihre Einladungen gemacht; unter den erſten Aufgeforderten waren die Eltern Madeleines ſammt Tochter.

Die Letztere und ich hatten eben vom Ende der Saiſon geſprochen, vom nahen Scheiden, als die Tante herantrat mit der Kunde, daß uns ein baldiges Wiederſehen bevorſtehe.

Da bereitete mir Madeleine wieder eine Ueberraſchung — ein heller Freudenglanz überflog ihr Geſicht, leuchtete aus ihren Augen.

Dieſes plötzliche Aufflammen war wirklich eigenthümlich. Ich glaube, ſie hat mehr „amitié“ für mich, als ſich einbildete

Dein treuer Schüler.

Wenn die Eiferſucht der Mumien es erlaubt, ſo ſchreibe mir doch einmal wieder und adreſſire: Les Ormeaux, Département Meurthe et Moselle, près Cirey les fosses. Wie nahe der jetzt deutſchen Grenze!

IV.

Edmund von N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 2. Juni 1875.

Theurer Freund!

Gestern hatte die Tante den Besuch einer merkwürdigen Frau.

Ich will sie Irina nennen.

Vor Jahren in Wien lernte ich sie kennen. Sie war reizend und sehr gefeiert. Ihr Mann, ein widerwärtiger Gesell, ein Streber, hatte sie aus Ehrgeiz geheirathet; sie galt, als „Adoptivtochter" eines hohen Würdenträgers, für einflußreich. Der Gatte ließ ihr volle Freiheit. Welchen Gebrauch sie in Petersburg davon gemacht, weiß ich nicht, in Wien bestand ihr Hauptvergnügen darin, die Herzen ihrer zahlreichen Anbeter an langsamem Feuer zu braten. Wie Niemand verstand sie sich auf die Kunst, nichts zu versprechen und — alles hoffen zu lassen. An mir ging sie gerade so lange gleichgültig vorbei, als sie meine Gleichgültigkeit nicht bemerkte. Dann begann der Kampf. Meine Seele lag in Elsbeths Banne. Ich konnte mir jederzeit ihr Bild so deutlich heraufbeschwören, daß ich sie sah wie mit körperlichen Augen, — aber kennst Du den Mann, der einer hübschen Frau gegenüber, die sich ihm an den Kopf wirft, den Spröden spielt? — Ich hatte nur den Abhub der Liebe zu vergeben, Irina begnügte sich damit, sie triumphirte. Der Rausch war kurz, aber noch vor der völligen Ernüchterung trennten uns die Verhältnisse.

Zwei ihrer Briefe beantwortete ich, den dritten und vierten nicht mehr.

Und jetzt sehe ich sie wieder, etwas gealtert, aber noch immer verlockend und, wie ich höre, noch immer sehr umworben. Eine gefährliche Frau; besonders für junge Leute, welche die Kinderschuhe eben ausgetreten haben, oder für die alten, die eben im Begriffe sind, wieder hinein zu schlüpfen.

Bei Tische würdigte sie mich keiner Aufmerksamkeit; als ich aber Nachmittags in den Garten ging, um im Freien meine Cigarre zu rauchen (aus dem Hause der Tante ist der Tabak verbannt), kam sie mir nach, eine Cigarrette dampfend. Wir wandelten eine Weile am Ufer des Teiches nebeneinander und führten ein unbedeutendes Gespräch. Plötzlich blieb sie stehen, sah mich fest an und sagte in ihrer nachlässigen und sanften Weise: „Unter Anderem, warum haben Sie meine letzten Briefe nicht beantwortet?"

Ich war auf diese Frage gefaßt und erwiderte ohne Zögern: „Weil ich wußte, daß Sie mir einst danken würden für diese weise Zurückhaltung."

„Wirklich? Mir ist das nicht ausgemacht."

„Mir hingegen mit einer Gewißheit, so groß, daß sie auslangt für Zwei."

Wir setzten unsere Wanderung wieder fort; die Luft war drückend schwül, hinter den Hügeln an der deutschen Grenze stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Irina zog mit einem tiefen Athemzuge den Rauch

ihrer Cigarrette ein und ließ ihn langſam genießend wieder herausqualmen zwiſchen den leicht geöffneten Lippen. — „Wenn ich nicht irre, trug ich Ihnen an, mich ſcheiden und mich mit Ihnen trauen zu laſſen in irgend einem ſiebenbürgiſchen Gretna Green.“

„Etwas dergleichen . . . Denken Sie, wenn ich ſelbſtſüchtig genug geweſen wäre, Sie beim Wort zu nehmen?“

„Nun?“

„Sie hätten auf Alles verzichten müſſen: Ihre Stellung in der Welt, Ihren Einfluß, die Liebe der Ihren, Ihr abwechslungsreiches Leben . . .“

„Und die Folge dieſer Entbehrungen?“

„Daß Sie ſich unglücklich gefühlt hätten.“

„Was weiter? Wer ſagt Ihnen, daß Durſt nach Glück mich veranlaßt hat, Ihnen den Vorſchlag zu machen, der ſo wenig Anwerth bei Ihnen fand? Es war Durſt nach dem Gegentheil, nach Leid, nach Schmerz, mit einem Worte — nach Liebe.“

Ich muß ſie ſehr zweifelnd angeſehen haben, denn ſie beeilte ſich, zu bekräftigen — „Liebe, ja, ja. Schade, daß ich ſie nur zu empfinden und nicht einzuflößen verſtand. Wir wären mit einander durchgegangen, und Sie hätten mich unglücklich gemacht, und das wäre wundervoll geweſen — unglücklich durch einen Menſchen, den man liebt. Die Hand, die mich ſchlägt, ich küſſe ſie mit Wonne. Quäle, mißhandle mich, ſo viel Dich's freut, mit meiner Liebe wirſt Du doch nicht fertig, dieſen Reich-

thum erſchöpfſt Du nicht . . . Und den in ſich zu fühlen, den göttlichen Leidensquell . . . was iſt all das kleine Glück, das ſich uns im Leben bietet, gegen ein ſolches Unglück?“

Sie verlangſamte ein wenig ihren noch ſehr jugendlichen und hübſchen Gang, ihre ganze Art und Weiſe blieb ruhig, ja gleichgültig, und dieſer Gegenſatz zwiſchen ihren Worten und ihrem Benehmen hatte einen eigenthümlichen Reiz.

Wir nahmen Platz auf einer Gartenbank; der Himmel verfinſterte ſich mehr und mehr, es herrſchte ein maleriſches Halbdunkel unter den Bäumen, das äußerſt vortheilhaft war für Irinas farbloſen, durchſichtigen Teint. Ihr feines Geſicht mit den großen grauen Augen, die zarte Geſtalt im duftigen Spitzenkleide gewannen in der ſchmeichelnden Beleuchtung etwas Poetiſches, Elfenhaftes.“

„Das Glück,“ ſagte ich, „mit dem Sie ſich in Ermangelung des erwünſchten Gegentheils begnügen mußten, hat doch auch ſein Gutes, es hat Sie jung erhalten und ſchön.“

„Und leichtſinnig,“ ſetzte ſie hinzu, in nur allzu überzeugtem Tone. „Wir Frauen haben einmal im Leben nichts als die Liebe, und wenn wir mit der unſern nicht an den Rechten gekommen ſind, dann heißt es eben — tröſte Dich, wie Du kannſt! . . . Man ſucht, man findet . . . das wohlbekannte Surrogat: Zerſtreuung — ohne Liebe . . . Sie aber“ — der wehmüthige Ausdruck,

den ihre Züge angenommen hatten, verwandelte ſich in einen übermüthig ſchalkhaften — „Sie werden Liebe haben — ohne Zerſtreuung.“

Ich verſtand ſie nicht gleich und brachte ein albernes „Wieſo?“ vor, deſſen ich mich zur Stunde noch ſchäme.

Der Donner grollte, einige Regentropfen fielen, ſie achtete ihrer nicht, ſchalt mich einen Geheimnißkrämer, den ſie jedoch durchſchaue, und gratulirte mir zu meiner bevorſtehenden Heirath. Als echter Deutſcher (ihr bin ich ein Deutſcher) hätte ich klug und praktiſch gewählt. — Das Erbfräulein iſt hübſch, wohlerzogen, hat einen vortrefflichen Charakter. „Kann man mehr verlangen?“ fragte ſie. „Sie treffen es gut — beinahe ſo gut wie — Ihre Braut. Und ſomit gebe ich Ihnen meinen Segen.“

Sie erhob ſich raſch und ſtreifte meine Stirn mit flüchtigem Kuſſe. Ich wollte ſie an mich ziehen, doch entwand ſie ſich mir und ſprach: „O nein . . . Aus, aus! . . . Ob die Liebe gar nicht kommt, ob zur unrechten Zeit, iſt eins und dasſelbe . . . wir ſind geſchiedene Leute. — Wenn unſere Wege ſich nicht mehr kreuzen ſollten, Sie nur noch von mir hören, und nicht immer das Beſte, dann geſellen Sie ſich nicht zu denen, die einen Stein auf mich werfen. Sie haben kein Recht dazu,“ ſchloß ſie ſanft.

Ich war ergriffen und gerührt. Es iſt nicht heiter, wenn Jemand, mit dem wir glaubten, längſt abgerechnet zu haben, vor uns hintritt und uns beweiſt, daß wir tief in ſeiner Schuld ſtehen.

Etwas dergleichen ſagte ich auch, ohne damit einen beſonderen Eindruck zu machen.

Die ſchwarzen Wolken am Himmel platzten und ſandten einen Guß nieder wie aus hunderttauſend Traufen. Irina, leicht aufathmend, bot dem ſtrömenden Regen ihr unbedecktes Haupt und ſchlug ohne die geringſte Eile den Heimweg ein.

Zur Albernheit verurtheilt an dieſem Nachmittag, wußte ich nichts Anderes zu ſagen als: „Ihr ſchönes Kleid wird ganz verdorben.“

„Durch Ihre Schuld!“ erwiderte ſie mit ſcherzender Anklage. „Warum mahnten Sie nicht früher zum Aufbruch . . . Jetzt haben Sie auch mein Kleid auf dem Gewiſſen.“

Triefend kamen wir nach Hauſe. Irina ging, ſich umkleiden zu laſſen, und betrat eine halbe Stunde ſpäter im Reiſeanzug den Salon. Die Tante beſchwor ſie, zu bleiben, wenigſtens morgen noch, vergeblich, ſie ließ ſich nicht erbitten.

Wir begleiteten ſie zur Bahn, im offenen Wagen. Das Gewitter hatte ſich völlig verzogen, der Sommerabend war mild und hell, ein kräftiger Erdgeruch wallte aus den feuchten Feldern und Wieſen zu uns herauf. Ich ſaß Irina gegenüber; ſie lächelte mir zu und machte ſich luſtig über die Melancholie, in welche mich, wie ſie behauptete, ihre Abreiſe verſetzte.

Auf der Station warteten einige Bauern, der Zug war ſchon ſignaliſirt, Irinas Leute hatten kaum Zeit,

die Bagage aufzugeben und Billets zu löſen, da brauſte er heran.

Aus dem Fenſter eines Coupés erſter Klaſſe beugte ſich ein junger Menſch weit heraus, ein langer, hübſcher, blaſſer Burſche, mit keimendem Schnurr- und Backenbärtchen. Als er Irina erblickte, ſtieg eine dunkle Röthe ihm in die Wangen, die aufrichtigſte Seligkeit funkelte aus ſeinen unverwandt auf ſie gerichteten Augen. Haſtig winkte er den Schaffner herbei.

„Ach, mein Neffe Wladimir, welcher Zufall," ſagte Irina mit förmlich herausfordernder Unbefangenheit und nahm Abſchied. Ich führte ſie zum Waggon, deſſen Thür bereits offen ſtand. Der Jüngling in demſelben hatte das Handgepäck, das der Kammerdiener hineinreichte, in Empfang genommen, ſtand da und hielt ſelbſtvergeſſen die Reiſetaſche Irinas mit leidenſchaftlicher Innigkeit an ſeine Bruſt gepreßt. Ich half der ſchönen Frau einſteigen. Der Duft friſcher Blumen ſtrömte uns aus dem Wagen entgegen; in den Netzen hingen, auf den Sitzen lagen die ſchönſten Theeroſen-Sträuße. — Ich hörte Irina noch ſagen: „Quelle folie!" Dann flog die Thür zu, die Lokomotive pfiff und puſtete, die Räder ſetzten ſich in Bewegung, ein letzter Gruß, ein Taſchentuch, das man flattern ſieht an einem Fenſter und — Alles vorüber.

Die Tante und ich fuhren nach Hauſe. Sie war außerordentlich aufgeräumt. Durch alle ihre Cosmetiques hindurch ſchimmerte der Glanz ſtiller Heiterkeit. In einem

alten Renner, vor deſſen Augen ein anderes Pferd durchgeht, mögen ſich ähnliche Erinnerungen regen, wie die ihren waren in dieſem Augenblicke.

Ganz gegen ihre Gewohnheit, denn ſie gehört zu den harmloſeſten Geſchöpfen, die ich kenne, bemerkte ſie nach einer kleinen Pauſe, während welcher wir uns unſeren Betrachtungen überlaſſen hatten:

„Früher waren es Couſins, jetzt ſind es Neffen. Ich weiß nicht, ob das ein Fortſchritt oder ein Rückſchritt iſt.“

„Mais“, ſetzte ſie ſeufzend hinzu, und ihre Stirn würde ſich in nachdenkliche Falten gelegt haben, wenn die Crême de Lys à la Ninon eine ſolche Hautgymnaſtik erlaubt hätte — „mais je comprends ça!“

Dein Edmund.

V.

Edmund v. N. an Profeſſor Erhard.

Les Ormeaux, den 25. Juni 1875.

Lieber verehrter Freund!

Bereite Dich auf eine Ueberraſchung vor. Unſere Pläne ſind umgeſtoßen. Ich ſchrieb Dir geſtern in verdrießlicher Laune. Dank der Nachläſſigkeit meines Dieners blieb der Brief liegen. Heute zerreiße ich ihn, ſchreibe einen neuen und hoffe, wenn dieſe Zeilen in Deine Hände kommen, bin ich ganz verſöhnt mit meinem Looſe und habe eingeſehen, „daß Alles Segen war“.

Was ſich begeben hat, iſt Folgendes:

Neulich am Abend waren wir Alle auf dem Balkon. Eine Dame aus der Nachbarſchaft, die ſich für eine Naturfreundin hält, hatte uns dahin beordert, um den Aufgang des Mondes zu bewundern. Sie quittirte die Oh' und Ah', die ausgeſtoßen wurden, und machte die Honneurs des ſchönen Schauſpiels, als ob ſie es erfunden hätte. Es verdroß ſie, daß Madeleine ſich ſchweigend verhielt. — „Die jetzige Jugend lobt nichts," meinte ſie, „nicht einmal den lieben Gott in ſeinen Werken. Ein Anblick wie dieſer läßt Euch kühl. Nicht wahr, liebe Kleine?"

Die „Kleine", von welcher die dicke Naturſchwärmerin um einen halben Kopf überragt wird, ſah zu ihr nieder und erwiderte raſch und lebhaft: „Sie thun mir unrecht, Niemand ſchätzt den Mond mehr als ich, dieſen liebenswürdigen Alten, deſſen Glanz ſchon längſt erloſchen iſt, der ſich aber in Ermangelung eigenen Lichtes zum Spiegel fremden Lichtes macht und uns ſo hold die Nacht erhellt. Ich will mir ſogar ein Beiſpiel an ihm nehmen und bei fremdem Glücke borgen, was man ſo braucht, um den Schein der Heiterkeit zu haben und zu verbreiten."

„Welche Reſignation!" rief ich aus.

„Eine ſehr bedingte, wohl gemerkt," erwiderte ſie. „Mit dem Scheine begnügt ein braves Herz ſich erſt, wenn das Weſen ihm unerreichbar bleibt . . . Ja, wem die Wahl frei ſtände . . ." ſie hielt inne. Es war wieder das Aufblitzen in ihrem Geſichte, das Leuchten der Augen, das übermüthig ſchalkhafte Lächeln. —

Plötzlich warf ſie einen Blick voll Entſchloſſenheit auf eine junge Frau hinüber, die ich längſt im Verdachte hatte, die Vertraute aller ihrer Mädchengeheimniſſe zu ſein, und fuhr fort: „Zum Beiſpiel Sie, meine Damen, wenn Sie ſich ſtatt dieſes Anblicks," den Arm ausſtreckend deutete ſie nach dem Horizont, „den eines Sonnenaufganges gönnen wollten, was ſo leicht geſchehen kann, und — ich wette, noch nicht geſchehen iſt."

Einige widerſprachen, ein kurzer Streit entſpann ſich. Am Ende beſchloß die ganze Geſellſchaft einſtimmig, morgen mit dem Früheſten auszureiten und von einem Hügel aus, der zu Pferde in zwanzig Minuten zu erreichen war, das Erſcheinen des Tagesgeſtirns zu erwarten.

„Seien Sie pünktlich," empfahl mir Madeleine, ehe wir uns trennten, und ich verſprach's und hielt Wort. Ich war der Erſte beim Stelldichein im weitläufigen, kiesbeſtreuten Hofe, in deſſen Mitte eine Fontaine plätſcherte. Ihr einförmiges Geräuſch wurde allmälig eine Art Stimme und gurgelte: „Mach' Dich gefaßt! Mach' Dich gefaßt!" Es kam ſogar zu einem Vers:

Als Junggeſelle reit' ich aus,
Als Bräutigam kehr' ich nach Haus.

Nicht ſehr ſchön, aber was kann man von einer Fontaine verlangen?

Die Pferde wurden vorgeführt, ſtreckten die Hälſe, ſenkten die Köpfe, alle ſchienen unzufrieden, gegen jede Gewohnheit ſo früh aus dem Stall zu müſſen.

Und nun erſchien Madeleine unter dem Portal. Im dunkeln, enganliegenden Reitkleid nahm ihr ganzes Weſen ſich ſo gar jung und unfertig aus . . . Da hieß es: nicht vergleichen! nicht denken an Elsbeths wundervolle Frauengeſtalt.

Madeleine, die Reitpeitſche unter dem Arme, knöpfte mit der bloßen Rechten den Handſchuh der Linken zu. Sie hatte mich geſehen, aber ohne zu grüßen haſtig den Kopf geſenkt, runzelte ein wenig die breiten Brauen (die hatte ſie vom Vater), preßte die Lippen aufeinander . . .

Ich ſage Dir Alles, demnach auch die Vermuthungen, die mir da in den Sinn kamen: Ah, Mademoiſelle, ich zögere Ihnen wohl zu lange? Sie haben wahrſcheinlich geflunkert mit Ihrer Eroberung, und nun fragen die Freundinnen: Was iſt das? will der Beſiegte ſich noch immer nicht ergeben? . . . Die Entſcheidung muß endlich herbeigeführt werden. So oder ſo! In der Kühlwanne läßt ſich unſereins nicht halten . . . Wohlan, ich will Ihnen den Sieg nicht ſchwer machen, ſagte ich zu mir, trat an ſie heran, und wir wünſchten einander einen guten Morgen und waren gleich einig, daß wir auf die übrige Geſellſchaft nicht warten wollten.

„Welches Pferd befehlen Mademoiſelle?“ fragte der Stallmeiſter.

„Gleichviel, das erſte beſte,“ gab ſie zur Antwort mit kaum unterdrückter Ungeduld und ſaß im nächſten Augenblick ſchon im Sattel auf einem tüchtigen Braunen, und auch ich wählte nicht lange, — was mich ſpäter

reute — ſondern beſtieg, weil er am nächſten bei der Hand war, einen hochbeinigen, langohrigen Gaul, auf dem nicht einmal der Apollo vom Belvedere ſich gut hätte ausnehmen können.

Wir ritten im Schritt aus dem Hofe, dann im kurzen Trabe durch den Park und ſprengten draußen in einen munteren Jagdgalopp ein. Madeleine, des Weges kundig, führte. Es ging immer ſchneller vorwärts, eine gute Weile über das Weideland, zwiſchen flachen grünen Hügeln dem Licht entgegen, das im Oſten emporlohte.

„Wohin denn?“ fragte ich endlich. „Wo iſt das Ziel?“

Sie erwiderte: „Längſt überholt,“ hielt ihr Pferd an, lauſchte und ſpähte in die Ferne, und ich rief:

„Bravo! Wiſſen Sie, wo wir ſind? Da ſteht der Grenzpfahl — auf deutſchem Boden — in der Höhle des Löwen.“

„Jawohl, und da ſchickt er einen Abgeſandten.“

Von der flammenden Morgenröthe am Himmel hob ſich der Schattenriß eines Reiters, der, wie aus dem Boden gewachſen, vor uns auftauchte. Es war ein deutſcher Offizier, ein ſchöner Menſch, ſehr ſonnverbrannt, ſehr hübſch gewachſen, vortrefflich beritten. Er legte die Hand an die Mütze und ich, dumme gute Haut, dankte ihm noch und bemerkte nicht gleich, daß der Held nur Augen hatte für Madeleine, die er voll Ehrfurcht und frommer Anbetung begrüßte.

O Lieber! und ſie ſenkte den Blick vor dem ſeinen; und ich habe mich geirrt — ſie kann das doch auch.

„Madeleine," ſagte er, und ſeine Stimme war tief und wohlklingend und hätte mir in jedem anderen Augenblick einen angenehmen Eindruck gemacht.

„Arnold," ſagte ſie. Das O tönte ſo zärtlich nach, ſo liebevoll: Arnolde. Sie reichten einander die Hände.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind."

Ihre ablehnende Gebärde drückte deutlich aus: Dafür keinen Dank! — „Morgen alſo?" fragte ſie nach einer langen Pauſe ernſter, ſchweigender Seligkeit.

„Morgen. Vergeſſen Sie mich nicht, Sie wiſſen wovon ich lebe."

„Und ich? — Als neulich Ihr Brief nicht kam am beſtimmten Tage und auch am nächſten nicht — ich wäre faſt geſtorben."

„Wie voreilig!" ſprach er, wurde roth vor Beſtürzung und Wonne und drückte ihre Hand feſter, „liebe Madeleine . . ."

„Mein edler, mein treuer Freund."

„Treu, ja, aber das iſt mein Schickſal, nicht mein Verdienſt."

„Ich lobe Sie auch nicht, ich ſage nur, Sie ſind es."

„Wie Sie."

„Das heißt: bis ans Ende."

„Bis ans Ende."

„Gott behüte Sie, Arnold."

„Sie wollen mich ſchon verlaſſen?"

„Ich will nicht — ich muß."

„Madeleine!"

„Noch einmal, noch tauſendmal: Gott behüte Sie! Ich bete zu ihm für Ihr Glück.“

„— Dann beten Sie für ſich.“

Das war, glaube ich, ihr ganzes Geſpräch. Möglich, daß ich einiges überhörte. Mein Unthier von einem Rothſchimmel hatte einen Anfall von Heimweh bekommen und kehrte ganz entſchloſſen um; ich wandte ihn und er wieder ſich, wir waren einer hartköpfiger als der andere und führten, indem wir uns kaffeemühlenartig auf dem Flecke herumdrehten, ein ſonderbares accompagnement auf zu der Liebesſcene, die ſich zehn Schritte von uns abſpielte.

Nachdem der Offizier (der mich gewiß für irgend eine untergeordnete Vertrauensperſon gehalten hat) ſich empfohlen, ritten wir in entgegengeſetzter Richtung dem Ausſichtshügel zu und erblickten, an deſſen Fuß angelangt, die vom Schloſſe her trabende Cavalcade.

„Fräulein,“ ſagte ich mit verachtungswürdiger Plumpheit zu Madeleine, „wiſſen Ihre Eltern? . . .“

„Das verſteht ſich,“ fiel ſie mir ins Wort und hatte ein gar rührendes Lächeln, „ſie wiſſen es, aber ſie glauben es nicht.“

„Was nicht?“

„Daß meine Neigung Alles überdauert, ihren Widerſtand, — die immerwährende Trennung. Sie meinen, endlich wird dieſe Liebe doch erlöſchen. Nur Zeit laſſen, nur Geduld haben. Ein Anderer wird kommen und das Bild des Abweſenden aus ihrem Herzen verdrängen. Da ſtellen ſie von Zeit zu Zeit Proben an . . .“

„Und Bewerber auf," rief ich ungemein beleidigt.

Sie aber erzählte in wenig Worten, das Schloß ihrer Eltern sei im Kriegsjahre zu einem Spitale gemacht worden. Mit anderen Verwundeten wurde ‚Er' gebracht, sterbend, der Arzt gab ihn auf. — „Meine Mutter aber," sagte Madeleine, „pflegte ihn gesund. Ich bin ihr kaum mehr Dank schuldig für mein Leben als er ihr für das seine. Das verpflichtet, Sie begreifen. Wir werden meine Eltern nie betrügen . . . Er hat mir einmal die Hand geküßt, in Gegenwart meines Vaters . . . Er ist einmal aus seiner Heimath nach Falaise gekommen, zwei Nächte und einen Tag gereist, um mich zu sehen, an der Seite meiner Mutter, um auf der Straße an mir vorüberzugehen und stumm zu grüßen. — Ich war krank gewesen, er hatte durch meine Freundin davon gehört . . ."

„Sublim!" spöttelte ich. „Es muß Ihre Eltern rühren, sie werden endlich nachgeben."

„Sie werden nie nachgeben und wir auch nicht."

„In einem solchen Kampfe siegen die Ueberlebenden. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge also — die Jüngeren."

Wir waren nicht mehr allein, die Reiter hatten uns eingeholt.

Madeleine sprach mit gesenkter Stimme: „Gott erhalte mir meine Eltern!"

Oben auf dem Hügel war es herrlich. Ein feuriger Gluthball, stieg sie empor, die Lichtspenderin, die Urheberin

alles Lebens . . . Lieber Freund, die Schilderung des Sonnenaufganges wirſt Du mir wohl erlaſſen.

Dein Edmund.

VI.

Edmund v. R. an Profeſſor Erhard.

Les Ormeaux, den 9. Juli 1875.

Beſter Freund!

Glaubſt Du, daß es heutzutage einen Romancier giebt, kühn genug, um ſeinem Publikum ein Liebespaar wie Madeleine und Arnold vorzuführen? — Er müßte ſich darauf gefaßt machen, ein lächerlicher Idealiſt genannt zu werden, der faden Brei rührt für literariſche Kinderſtuben und Menſchen ſchildert, die es nie und nirgends giebt.

Und doch wäre der Mann ein ſo treuer Darſteller der Wirklichkeit, wie nur irgend ein orthodoxer Naturaliſt. — Allerdings würde dieſe Wirklichkeit Niemanden mehr intereſſiren.

Ich bin veraltet, mich intereſſirt ſie. Madeleine und ich haben ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen.

„Konnte ich Ihnen," ſagte ſie, „einen größeren Beweis von Vertrauen geben, als den, Sie zum Zeugen meiner Zuſammenkunft mit Arnold zu machen? Auf Gnade und Ungnade habe ich Ihnen mein Geheimniß ausgeliefert."

Was ich vor drei Tagen miterlebte, war ein Abſchied. Das Regiment Arnolds, das im Elſaß ſtand, hat Marſchbefehl bekommen und kehrt zurück nach Bayern. Die

Trennung der Liebenden wird dadurch räumlich erweitert, thatſächlich bleibt ſie dieſelbe. Sie ſehen einander nicht, ſie ſtehen nur in, freilich ſehr eifrigem, ſchriftlichem Verkehr. Als Briefbote fungirt die Freundin — wie mir ſcheint, nicht ohne Wiſſen der Eltern. Die denken wohl: Schwärmt Euch aus, in ſolcher Art iſt's ungefährlich; man wird ihrer müd'.

Meine Meinung aber iſt, daß dieſe beiden thun werden, wie ſie ſagen, und einander treu bleiben, bis ans Ende. Geſtern machte ich mich in denkbarſt vorſichtiger Weiſe zu ihrem Anwalt — bei der Mutter; an den alten Chouan wollte ich erſt ſpäter heran. Aber ich traf auf den unbeugſamſten Widerſtand; — ſo einen ſanften wohlüberlegten, gegen jeden Angriff gefeiten. Welche Kraft des Fanatismus in dieſer ſchmächtigen, blaſſen Frau, deren Stimme ſich nie über den Converſationston erhebt, deren Lippen ohne Beben dem Glück der armen Madeleine das Todesurtheil ſprechen! Sie liebt ihr Kind, ſie weiß, daß Arnold ein braver Menſch iſt, aber zugeben, daß ihre Tochter die Frau eines Deutſchen werde — o, da würde ſie ſich doch eben ſo gern auf den Pranger ſtellen und öffentlich brandmarken laſſen.

Das nenn' ich einen gehörigen Raſſenhaß! . . . Etwas Gräßliches wahrhaftig und Dummes obendrein, wie denn jeder Haß, der ſich gegen Menſchen wendet, ſtatt gegen das Unrecht, das ſie thun . . . Weiſe iſt nur die Liebe — halte mir den kühnen Uebergang zu Gute,

ich bin mir des Mangels an Folgerichtigkeit in meinem Gedankengange ſehr bewußt . . . Weiſe iſt Irina, die dafür, daß ſie nicht geliebt wurde, wie ſie es erſtrebt, Troſt findet, indem ſie ſich lieben läßt. Weiſe iſt Madeleine, die im Vollgefühl ihrer großartigen Empfindung eine höhere Befriedigung genießt als Mancher, deſſen Leben eine Kette erfolggekrönter Liebesabenteuer war.

Unweiſe iſt Elsbeth, unweiſe bin ich, mit meiner Selbſtüberwindung, die ſo viel Verlogenheit in ſich birgt.

Jede echte Liebe, ſogar eine hoffnungsloſe, iſt herrlich, erbärmlich und thöricht aber der Kleinmuth, der verzichtet.

„Wir Frauen haben nur die Liebe," ſagt Irina. So hat denn Elsbeth — nichts.

Arme Elsbeth!

Lebe wohl und ſchreibe doch einmal wieder

Deinem treuen Edmund.

VII.

Edmund v. N. an Profeſſor Erhard.

Wien, den 12. Auguſt 1875.

Mein verehrter Freund!

Dir ſchreiben, was ich vorhabe, fällt mir ſchwer. Es wird Dich empören, es wird Dir weh thun. Wenn Dich dieſer Brief findet, mitten in einer feſſelnden Arbeit, dann lege ihn weg und lies ihn erſt am Abend, vor dem Einſchlafen. Das iſt der rechte Moment. Da biſt Du in der unendlich wohlwollenden und verſöhnlichen Stimmung,

die jeden guten Menſchen ergreift, wenn er ſich, zufrieden mit ſeinem Tagewerk, auf das Lager ſtreckt und die angenehme Müdigkeit ſeiner Glieder, die köſtliche Abgeſpanntheit ſeiner Nerven ihm eine vortreffliche Nacht verheißen . . . Dann nimm dieſes Blatt zur Hand. So ſanft wie die Traumſeligkeit, welche Dich umfängt, wird Dein Urtheil ſein; Du wirſt denken: Sieh doch, ſeinem Verhängniß entgeht Keiner . . . Ei, ei! — Nun, Gott mit ihm. Nach Nowidworo denn . . .

Ja, nach Nowidworo, das iſt das Ende vom Liede.

Ich will hintreten vor meinen alten Hans und will ihm ſagen: Alles war vergeblich, die Flucht, die Trennung, der lange Kampf. Ich komme wieder als derſelbe, der ich gegangen, nur daß ich erprobt habe, daß meine Liebe unüberwindlich iſt. Habe ich nicht gethan, was ich konnte? Habe ich nicht ſogar heirathen wollen? Danke ich's nicht ganz allein der Seelengröße Madeleines, daß der lügenhafte Bund nicht geſchloſſen wurde?

Mache mit mir, was Du willſt, wirf mich hinaus, ſchieß' mich todt: ich verlange nur Eins: bevor Du es thuſt, frage Deine Frau, ob ihr damit ein Gefallen geſchieht . . . Man muß doch auch an ſie denken. — Haben wir einmal Phantaſie, ſtellen wir uns vor, daß ich um ein Jahr früher nach Fiume gekommen wäre, ſie kennen gelernt und heimgeführt hätte . . . Verzeih', verzeih', lieber Hans! Du biſt ein Engel, und ich bin nur ein gewöhnlicher Sterblicher — aber Elsbeth wäre vielleicht mit mir glücklicher geworden als mit Dir . . .

Nicht wegen des geringeren Unterſchieds im Alter, — was ſind die Jahre! . . . Im Gemüthe wirſt Du immer ein Jüngling bleiben. Wie oft kam ich mir, mit Dir verglichen, vor wie ein Greis.

Aber Du kennſt die Frauen nicht, haſt Dich nie mit ihnen befaßt, Du biſt mit der Deinen wie der beſte Vater . . . Ich, mein theurer, treuer Hans, ich würde wahrſcheinlich trotz aller Anbetung weniger zart mit ihr umgehen als Du, ich würde ſie mit Eiferſucht quälen, aber es gäbe nichts, was mich je von dem Gedanken an ſie ablenken könnte. Immer hätte ich in ihrer Gegenwart die Empfindung eines reicheren, erhöhten Lebens, immer ſie in der meinen das Bewußtſein, eines anderen Menſchen köſtlichſtes Gut, ſein Um und Auf, ſein Schickſal zu ſein . . .

Ich würde ſie nicht tage- und wochenlang allein laſſen, und Nachmittags, wenn ich noch ſo müde aus der Wirthſchaft nach Hauſe gekommen wäre, würde ich nicht einſchlafen . . . und wenn ich mit ihr im Walde ſpazieren ginge, würde ich noch Sinn für Anderes haben, als für die Anzahl Raummeter, die der Holzſchlag ergeben wird, und für den wahrſcheinlichen Ertrag der Eichelmaſt . . .

Hans, mein väterlicher Freund! werfen wir einmal Alles über Bord: Vorurtheil, die ſogenannten Geſetze der Ehre, und fragen wir uns, ob Du Dich nicht ebenſo zufrieden fühlen würdeſt wie jetzt, wenn Du . . . nun, das iſt wirklich ſchwer auszuſprechen . . . wenn —

ſagen wir, Elsbeth und ich Deine Kinder wären, Deine dankbaren, in Dir den Schöpfer ihres Glückes verehrenden Kinder . . .

Lieber Hans, was iſt die Aufgabe des Menſchenfreundes? Nach den ſchwachen Kräften, die ihm als Einzelnen gegeben ſind, die Summe des auf Erden vorhandenen Leids zu vermindern, die des Glückes zu erhöhen. — Mathematiſch, um mit Dir zu ſprechen: Ich beſitze etwas, das mir Freude macht = 6; doch kenne ich Einen, dem dieſes ſelbe etwas Freude machen würde = 100 000. — Was thue ich, Menſchenfreund? Ich ſchenke ihm den bewußten Gegenſtand und erhöhe damit die Summe der Weltfreude um 99 994!

Etwas dergleichen habe ich einmal gethan. Ich hatte ein Bild, das jeden Kenner entzückte. Einen mir befreundeten Maler machte der Wunſch, es zu beſitzen, halb verrückt. Er ſann und träumte nichts Anderes; er meinte, es ſein nennen zu dürfen, würde ihn beſeligen und läutern und jede in ſeiner Künſtlerſeele noch ſchlummernde Kraft zur höchſten Entfaltung bringen.

Ich erwog das Glück, das ich dieſem Menſchen bereiten konnte, machte die bewußte Rechnung und — ſchenkte ihm das Bild.

O Freund, es handelte ſich um eine bemalte Leinwand, die nichts davon wußte, ob der begeiſterungstrunkene Blick eines Künſtlers auf ihr ruhte, ob der meine es ſtreifte mit flüchtigem Wohlgefallen.

Sie aber lebt, und, ich glaube es wenigſtens, iſt

mir gut. Eigenthümlich, daß ſich meiner, je näher der Augenblick des Wiederſehens kommt, Zweifel bemächtigen, vielleicht begründete?

Nein doch, nein! — ich brauche mich nur der Nachmittage unter den Linden auf der Terraſſe zu erinnern ... Ich las vor — Fauſt von Turgenjew ... Wie ſie da horchte, mit welcher Spannung, wie ſie mich anſah ... Am ſelben Abend entſtand ein Gedicht, das natürlich verbrannt wurde, und das ich vergeſſen habe, bis auf die eine Strophe:

Zu mir erhebt mit ſtummem Fragen,
Dein dunkles Aug' ſich unbewußt,
Dieſelbe tiefe Sehnſucht tragen
Wir beide in verſchwieg'ner Bruſt ...

So war es. Aber freilich, zu wem hätte ſie auch die Augen erheben ſollen? Mein Hans, ihr Hans, ich will ſagen: unſer Hans ſchlief oder ſchlummerte wenigſtens ...

In zwei Tagen werde ich viel mehr wiſſen als heute. Ich ſchreibe Dir gleich, noch unter dem erſten Eindruck. Was ſteht mir bevor?

Dein Edmund.

VIII.

Profeſſor Erhard an Freiherrn Hans v. B.

Korin, den 12. September 1875.

Euer Hochwohlgeboren!

Hochverehrter Herr Freiherr!

Für die Beläſtigung auf das Höflichſte um gnädige Nachſicht bittend, wage ich es, Euer Hochwohlgeboren um

eine Kunde von meinem lieben Grafen zu bitten. Derſelbe äußerte in ſeinem letzten Schreiben die Abſicht, die Gegend von Fiume zu beſuchen, und dürfte es bei dieſer Gelegenheit ſchwerlich verabſäumt haben, Euer Hochwohlgeboren ſeine Aufwartung zu machen. Auf die Annahme dieſes Falles hin darf ich vermuthen, daß es Euer freiherrlichen Gnaden bekannt ſein dürfte, wohin unſer theurer Reiſender ſeine Schritte gelenkt, und dieſer Vermuthung wieder entſpringt das oben geſtellte flehentliche Erſuchen.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren den Ausdruck der unbegrenzten Hochverehrung, mit welcher zeichnet

Euer Hochwohlgeboren
unterthänigſter Diener
P. Erhard.

IX.

Hans v. B. an Profeſſor Erhard.

Nowidwori, den 14. September 1875.

Euer Hochwürden

ſetzen mich in Beſtürzung.

Unſer lieber Edmund hat uns nach zweitägigem Aufenthalte verlaſſen, um geraden Weges heimzufahren nach Korin.

Sieht aus wie das Leben, iſt prächtig. Er muß ſeinen Plan geändert haben, ich ſtaune, daß er nichts davon ſchrieb.

Mit der inſtändigen Bitte, mir ſein Eintreffen zu Hauſe telegraphiſch bekannt zu geben,

Euer Hochwürden

tief ergebener Hans B.

X.

Edmund v. N. an Profeſſor Erhard.

Abbazia, den 20. September 1875.

Lieber verehrter Freund!

Ich habe noch eine kleine Seefahrt unternommen, bin aber jetzt auf dem Heimwege; heftig regt ſich in mir die Sehnſucht nach meinem Zuhauſe. Eines ſchönen Morgens wirſt Du im Frühſtückszimmer erſcheinen, mit einem Schweinsledernen unter jedem Arme, und — plumps! da liegen die Folianten, Du haſt ſie fallen laſſen, Du brauchſt Deine beiden Hände, um ſie vor Verwunderung über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen und dann dem Freunde zu reichen, der Dir die ſeinen entgegenſtreckt.

Freue Dich, Du Lieber und Getreuer! ich komme für lange Zeit.

Wenn Jahre zwiſchen heute und dem Tage lägen, an dem ich Dir zum letzten Male ſchrieb, eine größere Wandlung könnte mit mir nicht vorgegangen ſein, ich bin, ſcheint mir — klug geworden.

Als ein ganzer Geck kam ich noch am Nachmittag des 14. Auguſt in Karlſtadt an. Ich hatte im, natür-

lich reſervirten, Coupé Toilette gemacht und gefiel mir ſelbſt in meinem Knickerbocker und meinem engliſchen, helmförmigen Hut.

Auf dem Bahnhofe wartete der Wagen aus Nowidworo, der gelbe Phaeton, den Hans nur bei großen Gelegenheiten ausrücken läßt; vorgeſpannt war der Zucker-Viererzug, und auf dem Bocke prangte mein dicker, ſchweigſamer Freund Djuro.

„Pomez Bog,“ rief ich, und er erwiderte: „Ljubim ruka.“ Sein braunes Geſicht glänzte gleich einem blank geſcheuerten Kupferkeſſel, und er lachte mich ſo vergnügt an, als ob ihm das verkörperte Trinkgeld entgegenträte.

Wir flogen ſchon ein Weilchen dahin zwiſchen rebenbepflanzten Hügeln und Geländen, als er ſich beſann, daß er etwas an mich zu beſtellen habe und mir einen Brief in den Wagen reichte. — Von Hans. Sein gewöhnliches Rieſenformat, der Inhalt drei Zeilen im Telegrammſtil:

Willkommen! hochwillkommen, Du, mein Junge, Du! Erwarten Dich mit offenen Armen. Haben uns redlich nach Dir geſehnt.

Elsbeth und Hans.

Beide hatten unterſchrieben.

Ich zerknüllte das Blatt und ſchleuderte es fort, denn es brannte wie eine Kohle in meiner geſchloſſenen Hand. Die Sonne brannte auch, der Himmel erſtrahlte in feurigem Blau, zu eitel Fünkchen wurde der uns umwirbelnde Staub. Am Saume der großen Ebene

dunkelten die Wälder, erhoben ſich die Spitzen der Okicer Gebirge.

Mit innigem Entzücken begrüßte ich ſie . . . Die ſchönſten Bilder tauchten vor mir empor, holde Träume umfingen mich.

Mein Kutſcher war plötzlich aufgeſtanden, ſchwang die Peitſche und ſchnalzte kräftig. Ein Leiterwagen, mit türkiſchem Weizen beladen, wackelte vor uns her. Die kleinen, mageren Pferde krochen nur ſo; ihr Lenker ſchlief, der Länge nach ausgeſtreckt, auf ſeiner Ernte. Djuros Peitſchenknall weckte ihn, er fuhr empor, wich aus, und wir ſauſten weiter . . .

Das Gefühl iſt nicht zu beſchreiben, das mich ergriff, als ich die Schloßmauern von Nowidworo durch die Bäume des Gartens ſchimmern ſah und bald jedes Fenſter am Manſardendache unterſchied.

Die Luft ſchien mir dünner und reiner zu werden, mein Herz war ſo leicht, der letzte Zweifel abgethan. Ich mußte mich zuſammennehmen, um nicht laut aufzujubeln.

Beim ſteinernen Kreuze, wo der Weg ſich abzweigt, der zwiſchen Wallnußbäumen gerade zum Schloſſe führt, lenkte Djuro nach rechts, und wir fuhren längs des Gartenzauns dem zinnengekrönten Thürmchen in einer Ecke desſelben, der ſogenannten „Warte“, zu.

Dort oben hatten Hans und Elsbeth gewiß geſtanden und nach mir ausgeſpäht, und jetzt eilen ſie die Treppe herab und zur Pforte zwiſchen den Pfeilern und

werden gleich heraustreten ... Wenn Sie zuerſt kommt, dann iſt's ein gutes Zeichen. —

Das Zeichen ſtimmte wohl —

Sie kam zuerſt, weiß gekleidet, im reichen Schmuck ihrer dunkeln Haare, in ihrem ganzen Liebreiz — ein wenig blaß kam ſie mir vor im erſten Augenblick.

Hinter ihr breitete ſich's chamoisfarbig; ein paar Arme fochten ſinnlos in der Luft herum und bemächtigten ſich meiner, als ich aus dem Wagen ſprang. Es waren die Arme meines alten Hans, und er drückte mich an ſeine Bruſt wie ein Bär. Seine Augen ſtanden voll Thränen, alle ſeine Geſichtsmuskeln zitterten.

„Elſerl," brachte er nach vielen vergeblichen Anſtrengungen endlich heraus, „umarm' ihn auch — Du darfſt, weil er da iſt — — wenn er nicht da wäre, dürfteſt Du nicht," ſprach er in warnendem Tone und zwinkerte mir voll Verſtändniß zu.

Auch ſeine Frau verſtand dieſe allerdings ſehr einfache Logik. Sie erröthete, eine tiefe Verwirrung malte ſich in ihren Zügen, doch gelang es ihr bald, eine heitere Miene anzunehmen. Mit ihrer gewohnten, ſanften Sicherheit blickte ſie zuerſt ihn, dann mich an und bot mir die Wange.

Ich küßte ſie ... das Unglaubliche geſchah — ich küßte ſie, und ob es mich auch durchzuckte vom Wirbel bis zu den Füßen, ob mir der Athem vergehen wollte — ich verlor meine Faſſung nicht.

„Jetzt die Ueberraſchung," ſagte Hans zwiſchen

Weinen und Lachen ... „Wir haben nämlich eine Ueberraſchung ... Du wirſt Dich wundern.“

Mein lieber Freund, eine flüchtige Erinnerung an die Abſicht, mit der ich gekommen, an die berühmte Rechnung, kam mir in den Sinn und mich überlief's.

Elsbeth nahm meinen Arm, ſie drückte ihn herzlich mit ihrer Hand, Hans ging nebenher, klopfte mich von Zeit zu Zeit auf die Schulter und murmelte: „Du, mein Junge, Du!“ Er lobte und bewunderte Alles an mir, mein Ausſehen, meinen Vollbart, meinen Anzug, und Elsbeth ſtimmte ihm bei, und wenn er ſich wie ein ſehr erfreuter Vater benahm, ſo hatte ſie in ihrer Art und Weiſe gegen mich etwas entſchieden Mütterliches.

Wir näherten uns dem ſchattigen Platze unter den Linden, den edlen, herrlichen, die am Rande der Wieſe vor dem Schloſſe ſtehen.

Dort habe ich ihr das Meiſterwerk des großen ruſſiſchen Erzählers vorgeleſen, dieſe Bäume haben leiſe dazu geraunſcht, auf der Bank unter dem mächtigſten von ihnen hat ſie geſeſſen, mir gegenüber in ſprachloſer Ergriffenheit und mich angeſehen mit jenem unvergeßlichen Blick ...

Auf derſelben Stelle, unter demſelben Baum befand ſich jetzt eine ſtattliche Frau, in halb ſtädtiſcher, halb ländlicher Tracht, und neben ihr ſtand ein Korbwägelchen mit blauſeidenem Dach.

„Spovo on?“ fragte Elsbeth.

„Sada isputge,“ antwortete die Frau.

Das heißt: „Schläft er?“ und: „Eben erwacht.“

Mein dummer Kopf hatte eine plötzliche Erleuchtung. Sie war so hell — zu hell — — sie schmerzte.

Elsbeth führte mich zu dem Wägelchen, hob die Schleier, die es verhüllten, und der Inhalt der kleinen Equipage kam zum Vorschein. Er hatte kugelrunde, rosige Wangen und dunkle Augen, machte Fäustchen, strampelte und war — mein Nebenbuhler.

Wie sie sich zu ihm herabneigte, gewann ihr Gesicht einen Ausdruck stiller, vollkommener Seligkeit, der mich sofort belehrte. Wenn je ein Funke Neigung für mich in ihrem Herzen erglomm — er ist erloschen. Der Athem dieses Kindleins hat ihn ausgeblasen.

Sein Vater warf sich in die Brust, kreuzte die Arme und betrachtete abwechselnd seinen Sohn und mich mit — glaube mir — fast gleicher Zärtlichkeit.

„Nun, mein Junge,“ rief er mich an, „was sagst Du? sag' etwas zu Deinem quasi Bruder.“

Aber ich konnte nichts sagen, ich war in den Anblick Elsbeths versunken.

„Wir Frauen,“ sagt Irina, „haben nur die Liebe,“ nun — Elsbeth ist reich.

Zwei Tage hielt ich es wacker aus bei ihr und ihm und dem Kinde, am dritten räumte ich dem Nebenbuhler das Feld. —

Die Frage, ob ich nicht auch ohne ihn von dannen gegangen wäre, wie ich ging, will ich einstweilen unerörtert lassen.

Auf Wiederſehen, Freund! Schalte und walte in meinem Hauſe, wie Dir's gefällt. Auch wenn ich nur durch eine Allee von Mumien in mein Zimmer gelangen kann — mir iſt Alles recht und eines gewiß: Vorläufig intereſſire ich mich für keine Frau mehr, die nicht todt iſt ſeit mindeſtens dreitauſend Jahren.

„Galgenhumor," denkſt Du, und irrſt; es iſt der ehrliche, ſehr harmloſe, der einem etwas verwundeten Herzen entſtrömt. Aber die Wunde ſchließt ſich ſchon, bald giebt es ehrenvolle Narben.

Erwarte mich ohne Bangen, ich bin geheilt.

Dein Edmund.

Die Poesie des Unbewußten.

Novellchen in Correspondenzkarten.

1.

7. Juli.

Liebe Mama!

Das Schloß liegt auf einem Berge, der für unſere Gegend ein Montblanc wäre, hier aber, neben dieſen Rieſen, nur ein Kind von einem Berge iſt. Gegen Oſten hin öffnet ſich ein grünes Thal; ein Bächlein durchrennt es, weiß wie gepeitſchter Seifenſchaum. Wenn ich auf den Balcon trete, rauſcht ein Meer von grünen Wipfeln zu meinen Füßen. — Hör' ihnen zu, ſie begrüßen Dich, ſagte Albrecht. War das nicht nett? Mein Mann iſt überhaupt ſo gut! Ich mache jetzt erſt ſeine Bekanntſchaft. Eigentlich haſt Du mich mit einem fremden Herrn in die weite Welt reiſen laſſen.

Ich küſſe Deine Hände, ich möchte Dir tauſend zärtliche Dinge ſagen, aber Du liebſt das nicht, ſo ſage ich denn nur: Lebewohl!

Deine Tochter.

2.

10. Juli.

Dank für Deinen theuren Brief; es iſt doch grauſam, daß ich, um ihn zu beantworten, nur eines der ſchönen Kärtchen benützen darf, die Du mir mitgegeben haſt. Viel zu thun habe ich allerdings. Ich will auch eine Schloßfrau werden, wie meine Mutter, eine Stütze und ein Hort für meine ganze Umgebung. Freilich, Du biſt ſchon lange die Gebieterin Deines Hauſes, und ich muß mich erſt an die Herrſchaft gewöhnen. Albrecht mahnt mich oft: — Laß doch das Bitten weg! Der Oberſt ſagt zu ſeinen Soldaten: Vorwärts! Wenn er ſagen würde: Ich bitte, vorwärts zu marſchiren, bliebe wohl Mancher zurück. — Aber das iſt doch nicht ganz dasſelbe, nicht wahr, meine geliebte Mama? — Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder ſoll ich ſagen, auf dieſe Karte?

3.

13. Juli.

Mein theures Kind, laſſe es nur bei den Kärtchen bewenden, murre nicht gegen meine Anordnungen; daß ich im erſten Jahre Deiner Ehe durchaus keine langen Briefe von Dir erhalten will, das hat ſeine guten Gründe, die Dein Mann, der „fremde Herr", der mir ein ſo gut bekannter iſt, ſicherlich würdigen wird, Du brauchſt ihn nur danach zu fragen. Mit treuer Liebe

Deine Mutter.

4.

17. Juli.

Ich habe Albrecht Deine Karte gezeigt und ihn gefragt: — Weißt Du ſie zu würdigen, dieſe Gründe? — Nun, Mama, er hat mich ſo ernſthaft angeſehen, daß ich ganz beſtürzt wurde. — Natürlich, war ſeine Antwort. O Mutter, ich fürchte, mein Mann verſteht Dich beſſer als ich! Ich wagte nicht, ihn um eine Erklärung zu bitten, ich bin ihm gegenüber noch ſehr befangen. Er ſpricht ſo wenig, er iſt ein verſchloſſener Menſch: das Kennenlernen geht nicht ſo raſch, als ich anfangs dachte. Es iſt doch etwas außerordentlich Impoſantes um ſolch einen großen, ſchweigſamen Mann. Haben wir es denn genug erwogen, ob ich nicht zu gering für ihn bin, ich armes Ding, das in der Welt und von der Welt nichts weiß?

5.

22. Juli.

Ich ſoll trachten, ihn zu unterhalten! Ach, er hat ſich mit mir noch nie ſo gelangweilt, als ſeitdem ich ihn zu unterhalten trachte. Tags über ſehe ich ihn nicht, da iſt er im Wald oder in der Fabrik. Er kommt erſt zu Tiſche um ſieben Uhr. Nach Tiſche raucht er und lieſt Zeitungen, und ſodann beginnt das große Schweigen. Ein paar Mal befolgte ich Deinen Rath und brachte allerlei vor — von Büchern und ſolchen Sachen. Er hört mir geduldig zu, aber auf mein Ge-

2.

10. Juli.

Dank für Deinen theuren Brief; es ist doch grausam, daß ich, um ihn zu beantworten, nur eines der schönen Kärtchen benützen darf, die Du mir mitgegeben hast. Viel zu thun habe ich allerdings. Ich will auch eine Schloßfrau werden, wie meine Mutter, eine Stütze und ein Hort für meine ganze Umgebung. Freilich, Du bist schon lange die Gebieterin Deines Hauses, und ich muß mich erst an die Herrschaft gewöhnen. Albrecht mahnt mich oft: — Laß doch das Bitten weg! Der Oberst sagt zu seinen Soldaten: Vorwärts! Wenn er sagen würde: Ich bitte, vorwärts zu marschiren, bliebe wohl Mancher zurück. — Aber das ist doch nicht ganz dasselbe, nicht wahr, meine geliebte Mama? — Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder soll ich sagen, auf diese Karte?

3.

13. Juli.

Mein theures Kind, lasse es nur bei den Kärtchen bewenden, murre nicht gegen meine Anordnungen; daß ich im ersten Jahre Deiner Ehe durchaus keine langen Briefe von Dir erhalten will, das hat seine guten Gründe, die Dein Mann, der „fremde Herr", der mir ein so gut bekannter ist, sicherlich würdigen wird, Du brauchst ihn nur danach zu fragen. Mit treuer Liebe

Deine Mutter.

ſchwätz zu antworten, iſt ihm nicht der Mühe werth. Kein Wunder auch. — Ein Mann wie Er! Ein Kind wie ich!

6.

26. Juli.

Vor drei Tagen dachte ich: willſt doch ſuchen, ihn ins Geſpräch zu ziehen, und fragte ganz direct: Wallenſtein oder Götz, welchen ſtellſt Du höher? — Schwer zu beſtimmen, ſagte er, machte ſein ſtrenges Geſicht und ſah aus wie Einer, der ſich mit Gewalt auf Etwas beſinnen will. Endlich ſprach er: Ein Buch, das ich ſehr gern habe, iſt der ſiebenjährige Krieg, von Schiller. Kennſt Du's? — Ich nicht, und Niemand kennt es. — Warum? — Weil es nicht exiſtirt. — So? . . . Seine braunen Wangen wurden noch dunkler; das iſt ſeine Art zu erröthen. Hat es ihn verdroſſen, daß ich auf ſeinen Scherz nicht einging? Habe ich eine andere Albernheit begangen? Genug, er ſtand auf, machte eine Bemerkung über das Wetter und ging ſogleich fort. Und ſeitdem geht er alle Abende fort, und ich ſehe ihn faſt gar nicht mehr. O hätte ich geſchwiegen!

7.

26. Juli.

Liebe Schweſter!

Es geht nicht, wie es gehen ſollte. Meine Frau iſt eine Vollkommenheit an Güte, an Verſtand, an Gelehrſamkeit, in Allem und Jedem — viel zu hoch für

mich, und ihre Meinung von mir, auch viel zu hoch! . . .

Die Augen werden ihr aufgehen, und dann werde ich Alles verloren haben, ihre Liebe nämlich iſt mir Alles, die ſie mir auf Treu und Glauben geſchenkt hat.

Es iſt Jeder zu bedauern, der es mit ſeiner Frau ſchlecht getroffen hat; ich habe es zu gut getroffen und bin am allermeiſten zu bedauern.

Albrecht.

8.

28. Juli.

Geſtern machten Albrecht und ich einen Ritt durch das Thal. Es zieht ſich lange ſchmal hin, breitet ſich dann plötzlich aus und umfängt ſammetne Wieſen und einen kleinen See, den unſer Waldbach tränkt, am Ufer des See's liegt ein Garten, und in dieſem ein allerliebſtes Schlößchen. — Wem gehört das? Wer wohnt da? fragte ich. — Ein Graf Wieſenburg hat es bewohnt. — Hat? — Ja. Er ſtarb vor Kurzem in Ems. Unverheirathet? — Nein. — Und ſeine Wittwe? — Nimmt ihren Aufenthalt im Auslande. — Und dieſer reizende Beſitz? — Steht leer; ſoll verkauft werden. — Steht nicht leer! Die Fahne weht vom Dache, die Gräfin wird angekommen ſein . . . Da ſah ich es, wie ſehr man ſich in Acht nehmen muß, ihm zu widerſprechen, beſonders — — Verzeih, ich laſſe mir's heute wohl ſein und nehme eine zweite Karte.

9.

(Fortſetzung.)

Beſonders wenn er Unrecht behält, wie geſtern, denn gar bald beſtätigte ein Bäuerlein, das des Weges kam, meine Vermuthung: die Gräfin Blanca von Wieſenburg iſt zurückgekehrt. — Siehſt Du? rief ich. Albrecht ſchwieg, biß ſeinen Schnurrbart und peinigte ſein Pferd. Ich konnte es endlich nicht mehr mit anſehen und ſagte: Aber, Albrecht, der arme Fuchs! . . . Wäre dieſe Gräfin doch dort, wo das bekannteſte aller Gewürze wächſt.

Er warf mir einen Blick zu — — Mama, hört eine Frau jemals ganz auf, ſich vor ihrem Mann zu fürchten?

10.

29. Juli.

Theure Mutter!

Ich habe erfahren, daß mein Vetter Hans wieder in M. iſt und nach wie vor in den Feſſeln der Frau von F. liegt. Willſt Du ihn nicht zu Dir kommen laſſen und ihm ins Gewiſſen reden? Du verſtehſt das. Du kannſt ihm auch ſagen, daß wir uns ſeiner ſchämen, Albrecht und ich. Albrecht begreift es nicht, wie ein Mann ſo ehrlos ſein kann, der Frau eines Andern den Hof zu machen. Du hätteſt die Entrüſtung ſehen ſollen, mit welcher er auf meine Frage: Begreifſt Du's? entgegnete: Was würdeſt Du zu einem Manne ſagen, der das gethan hätte? Ich konnte mich nicht genug beeilen, ihn zu beruhigen: Verachten würd' ich ihn! Er

iſt ja ein Dieb und Betrüger und in allen Stunden ein Lügner!

— So iſt es! So iſt es! ſprach Albrecht mit einem Ausdruck, den ich Dir nicht ſchildern kann. O Gott, wie edel muß man ſein, um ſolchen Schmerz zu empfinden über die Schlechtigkeit der Andern. Ich ſtand auf, trat zu ihm und drückte einen Kuß auf ſeine ehrliche Stirn. Er kann aber Zärtlichkeitsausbrüche ſo wenig leiden wie Du, und auch das gefällt mir im Grunde. — Laß, laß, ſagte er, und wandte ſich ab.

11.

29. Juli.

Liebe Schweſter!

Ich kann nicht fort, ſonſt hätte ich Dir ſchon meine Frau gebracht, es würde mich ſehr freuen, wenn Du ſie kennen lernen würdeſt, aber ich bin jetzt mein eigener Fabrikdirector, und dabei wird es noch eine Weile bleiben müſſen. Schrecklich iſt gewirthſchaftet worden in den letzten verwünſchten Jahren, das wäre aber Alles nichts, damit werde ich allein fertig, es iſt etwas Anderes.

Daß Blanca im Schlößchen eingetroffen iſt!!!

So hält die ihr Wort, und ſo iſt Alles aus, wenn meine Frau das erfährt, Alles aus, und damit werde ich allein nicht fertig.

Liebe Schweſter, laß den Reiſewagen einſpannen, ſetz' Dich hinein und komme. Albrecht.

12.

1. Auguſt.

Liebe Mama!

Die Schweſter Albrechts hat uns mit ihrem Beſuche überraſcht. Sie iſt um zehn Jahre älter als er, und ein Fräulein, und wird wohl auch nichts Anderes mehr werden. Sie iſt groß und mager, ſehr liebenswürdig, außerordentlich geſcheit. Vor Zeiten muß ſie wunderſchön geweſen ſein. Ihre Augen ſind es noch, die ſehen einen durch und durch. Sie macht gar nichts aus ſich, ihre Haltung hat gewöhnlich etwas Nachläſſiges; aber manchmal, plötzlich, ſcheint ſie zum Bewußtſein ihres Selbſt zu kommen — und da richtet ſie ſich auf . . . In ſolchen Augenblicken fühle ich mich neben ihr — eine Mücke. Meinem Albrecht iſt wohl in ihrer Nähe. Nun ja, ein Mann wie er kann leicht aufrecht ſtehen neben jeder Superiorität.

13.

3. Auguſt.

Mein Mann ſpricht jetzt mehr als früher, und Emilie weiß immer, was er gemeint hat, wenn er auch etwas ganz Anderes ſagt. (Denn er iſt ſehr zerſtreut.) Er hat zum Beiſpeil in eigenthümlichem Zuſammenhang den Orinoco genannt, oder Karl den Großen. Sie läßt ſich dadurch nicht irre machen (wie ich mich neulich durch den ſiebenjährigen Krieg), ſie nickt zuſtimmend: Ganz recht, Du meinſt den Miſſiſſippi, oder: Ganz recht, Du

meinſt Karl den Fünften. Und er ſagt: Natürlich, und freut ſich, daß man ihn ſo gut verſtanden hat.

Ja, ſo mit ihm umzugehen, das muß ich eben lernen!

14.

4. Auguſt.

Meine Schwägerin iſt noch am Tage ihrer Ankunft zur Gräfin Wieſenburg gefahren. Es war ihr darum zu thun, ein kleines Verſäumniß Albrechts gut zu machen. Er vergaß nämlich, der Gräfin ſeine Heirath anzuzeigen, was ſie übel genommen hat, wie es ſcheint. Emilie blieb lange aus, und mein Mann erwartete ſie mit außerordentlicher Bangigkeit. Ich möchte mich einmal in Gefahr befinden, damit er ſich auch um mich ängſtige.

Als Emilie endlich zurückkam, merkte ich ihm viel weniger Freude an, als ich ihm früher Unruhe angemerkt hatte. Er fragte nur: Etwas ausgerichtet? — Eigentlich nein; Du mußt hinüber. Albrecht proteſtirte, und das freute mich; ein ſo außerordentliches Weſen ſeine Schweſter auch iſt, ſie hat ihm doch nicht zu ſagen: Du mußt!

15.

6. Auguſt.

Gräfin Blanca hat uns beſucht. Denke Dir ein Schneewittchen mit blauen, melancholiſchen Augen, mit

gewellten, seidenen, aschblonden Haaren. Mein alter Musiklehrer (ich lasse ihn herzlichst grüßen) würde sagen: Eine harmonische Erscheinung. Ich war beim ersten Blick von ihr bezaubert, und sie — o Himmel, so lang' ich lebe, ist mir noch Niemand mit solcher Wärme entgegen gekommen! Sie ist eine eben so ausgezeichnete Person wie Emilie, und auch ihr Dasein war reich an Prüfungen; sie war unglücklich verheirathet, sie sagt es selbst, sie ist zutraulich wie ein Kind, obwohl sie schon dreißig Jahre alt sein soll. Wie traurig, daß ich die kaum gewonnene Freundin so bald wieder verlieren werde! Das Schlößchen ist verkauft, und Blanca nur hierher gekommen, um ihre Zelte abzubrechen.

16.

8. August.

Es ist merkwürdig bei uns, seit der Anwesenheit Blancas. Sie kommt oft zu mir, möchte mit mir allein sprechen. Ja! ob Albrecht und Emilie uns auch nur einen Augenblick verließen! Ich werde bewacht und behütet . . . man könnte es nicht anders treiben, wenn Blanca der böse Feind wäre, der auf mein Verderben sinnt. Ich bin nicht mißtrauisch, es geschieht aber Alles, um mich dazu zu machen.

17.

10. August.

Blanca muß einmal eine große Enttäuschung erlitten haben, sie spielt oft darauf an. — Es giebt keine

Treue in der Welt! ſagte ſie heute, und Emilie erwiderte: Das Gegentheil zu beweiſen, ſteht Jedem frei. Er übe Treue, und ſie wird in der Welt ſein. Dabei leuchteten ihre Augen. Aber Blanca hielt den Blick aus (der mich blinzeln macht wie ein Blitz) und lächelte nur und ſprach: Die Lehre mache ich mir zu Nutze. Ich führe meine Vorſätze treulich aus. Sie glauben doch nicht, daß ich hierher gekommen bin, um Gerümpel einpacken zu laſſen? Ich bin gekommen, um Gericht zu halten, und das wird geſchehen. — Nun lächelte auch Emilie, aber etwas ſäuerlich. Gericht halten, oder denunciren? — Wie Sie wollen. — Bei derlei Affairen erweiſt der Denunciant ſich oft als Mitſchuldiger. — Wer weiß, vielleicht iſt ihm Alles, ſogar die Begeiſterung der Unſchuldigen und Reinen, feil um die Wolluſt der Rache . . .

Das ſind kindiſche Reden, aber die Damen führen ſie mit einem Nachdruck, als ob hinter jedem Wort eine Armee von Gedanken verſteckt wäre.

18.

12. Auguſt.

Habe ich Dir ſchon erzählt, daß Blanca ein Vergnügen darin findet, meinen Mann zu necken? Mich wundert nur, daß ſie den Muth dazu hat. Ja, ſie neckt ihn mit ſeiner . . . ſeiner zeitweiligen kleinen Gedächtnißſchwäche. Sie behauptet auch, er hätte eine neue Ortho-

graphie erfunden. Beim Ordnen verſchiedener Papiere (vermuthlich ihres Mannes) iſt ſie auf merkwürdige Schriftſtücke gekommen, die ſie mir zeigen will — wegen der Orthographie. Sie ſagte das ſo ſonderbar, ihre Art und Weiſe war ſo herausfordernd — ſchien Albrecht ſo peinlich zu berühren, daß es mich verdroß, und ich ausrief: Nur her, mit dieſen Elaboraten! Ich will ſie ſehen! Ich habe ohnehin keine Ahnung von dem Styl meines Mannes, wir ſchrieben uns nicht während unſeres kurzen Brautſtandes. Nur her alſo! nur her! — Da fuhr er aber auf — mit einer unbegreiflichen Heftigkeit . . . Und dieſe Heftigkeit, und ſeine finſtern, lauernden Mienen . . . Ich liebe ihn ja unausſprechlich, wenn das aber ſo fortgeht, werde ich ihn noch mehr fürchten als lieben, und das, Mama, — das wird ein Unglück ſein.

19.

15. Auguſt.

Verehrte Schwiegermutter!

Ich beſtätige mit ehrerbietigem Dank den richtigen Empfang der Correſpondenzkarten meiner lieben Frau, und habe Ihre gute Meinung daraus erſehen. Es iſt ſehr ſchlimm, denn ich weiß nicht, was ich thun ſoll, damit ſie nicht ſo vor mir erſchrickt, wenn ich vor ihr erſchrecke. Das Gewitter ſteht über meinem Hauſe, der Blitz wird gleich einſchlagen. Sie wiſſen Alles, ich habe Ihnen pflichtgemäß Alles eingeſtanden, bevor ich

um Ihre Tochter, meine liebe Frau, bei Ihnen geworben habe . . . Meine Situation ist auf das Höchste gespannt — soll ich nicht abspannen? — auch Ihr Alles eingestehen?!

Sie wird mich verachten; rathen Sie mir! es wird Alles geschehen, nur mit Worten kann ich meine liebe Frau nicht täuschen, genug schon, zu viel, daß es mit Vertuschen geschieht.

Rathen Sie mir!!

20.

18. August.

Lieber Schwiegersohn!

Die Frage, ob Sie Alles gestehen sollen, haben Sie wohl nicht im Ernst gestellt, deshalb erspare ich mir die Beantwortung derselben; und was das Täuschen anbetrifft, so muß ich sagen, wenn Sie es nicht können, so trachten Sie es zu lernen, denn wie wollen Sie regieren, wenn Sie nicht täuschen können? Und, eine Frau nehmen, hat doch regieren wollen geheißen, seit die Welt steht.

21.

20. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Verzeihen Sie, Sie irren sich. Ich habe es ernst gemeint, das mit dem Gestehen. Es ist nicht so curios, wie es aussieht, weil ich weiß, daß „man" nicht

ruhen wird, bevor „man“ mich verrathen hat. Aber weil Sie es ſo nehmen, werde ich ſchweigen. Möge ich es nie bereuen, aber ich werde es bereuen.

Die Reue iſt etwas Schreckliches.

Ich bin in ihren Krallen zum Feigling geworden. Könnte übrigens auch auf einmal andere Saiten aufziehen; meine Schweſter hält mich ab, ſonſt hätte ich ſchon energiſche Maßregeln ergriffen.

22.

22. Auguſt.

Lieber Schwiegerſohn!

Ihre Schweſter hat Recht, energiſche Maßregeln ſollen Sie nicht ergreifen, ſondern in Gottesnamen, wenn man Sie verräth — ſonderbar! ich meine eher ſich — zugeben, daß Sie das Unglück gehabt haben, bei einer Kokette Glück zu haben, ſogleich jedoch hinzuſetzen, daß der Mann Rechenſchaft zu verlangen hat von der Vergangenheit ſeiner Frau, dieſe aber nicht von der ſeinen, in Bezug auf Herzensangelegenheiten. Auf Argumente laſſen Sie ſich, wenn ich Ihnen rathen darf, nicht ein, das einzige „Es war von jeher ſo“ ausgenommen, das allerdings ſchwach iſt; aber in dieſer Sache giebt es wenig ſtarke, und ſo lange die ſchwachen gelten . . . Wir wiſſen von den meiſten Münzen, daß ſie den Werth, den ſie anzeigen, nicht beſitzen — daß ſie jedoch allenthalben für denſelben angenommen werden . . . Sie verſtehen mich.

23.

22. Auguſt.

Alles gut, mehr als gut. Wir waren im Schlößchen, um Abſchied zu nehmen, Emilie und ich. Albrecht hatte verſprochen uns nachzukommen, erſchien aber nicht. Er hat wieder furchtbar viel zu thun, dachte ich, und entſchuldigte ihn auch damit bei Blanca. Statt deſſen — wir ſind noch gar nicht lange auf der Rückfahrt begriffen, und wen erblicke ich? . . . Niemand anders als meinen Herrn Gemahl, der am Wege ſteht und nach uns (wäre ich ganz aufrichtig, ich ſagte nach *mir*) auslugt, hoffend und harrend, wie eine männliche „Spinnerin am Kreuz". Als wir in ſeine Nähe kamen, ſpringt er in den Wagen, ſieht erſt Emilien an, die ihm wie beruhigend zunickt und dann mich, und ſagt ſo freudig: Alſo wieder da! Alſo glücklich wieder da! als ob ich unverſehrt aus der Schlacht, oder von einem Ausflug zu den Menſchenfreſſern heimgekehrt wäre. Was haſt Du denn gefürchtet? fragte ich, der Weg iſt ja gut und die Pferde ſind ſicher.

Da nahm er meine Hände in die ſeinen und ſprach das geflügelte Wort: O mein Herz — lieben heißt fürchten!

24.

23. Auguſt.

Sie iſt fort, leider fort, wie eine liebliche Erſcheinung aufgetaucht und wieder verſchwunden. In der

zwölften Stunde erwachte Albrechts Gewiſſen, und er fuhr nach der Eiſenbahnſtation, um Blanca ins Coupé ein Lebewohl nachzurufen. Er hat einen weiten Weg und kann vor Abend nicht zurück ſein. Emilie iſt zu Hauſe geblieben.

Ach, liebe Mama, ſie glauben, ich merke nichts, während ich mich im Stillen königlich ergötze an allen ihren Schlichen! Albrecht iſt nicht nach der Station gefahren, weil ihn danach verlangt, ſich bei Blanca zu empfehlen, ſondern weil er ſich überzeugen will, ob ſie auch wirklich fortreiſt. Emilie ſpaziert nicht zu ihrem Vergnügen längs der Terraſſe auf und nieder, ſondern um wie eine Schildwache zu patrouilliren — — — Und während alle dieſe weiſen Vorſichtsmaßregeln getroffen werden, iſt das, was ſie verhüten ſollen — geſchehen. Die Briefe Albrechts an den Grafen ſind in meinen Händen. Ich habe ſie! Ich habe ſie!

Emilie ruft, ich will zu ihr. Lebewohl für jetzt. Mit der Nachmittagspoſt ſchicke ich noch eine Karte.

25.

23. Auguſt, Nachmittags.

Wie ich zu den Briefen kam, mußt Du hören. Ein kleiner Junge brachte mir ein Körbchen, gefüllt mit herrlichen Roſen. — Wer ſchickt das? fragte Emilie. — Der geiſtliche Herr. — Ja ſo! Nichts einleuchtender. Wir waren neulich vor dem Garten des Pfarrers ſtehen

geblieben und hatten ſeine Centifolien bewundert, und lauter Centifolien waren es, die, nachläſſig hinein geworfen, das Körbchen füllten. Ich freue mich, trage die Blumen in mein Zimmer, um ſie in Waſſer zu ſetzen und, ſiehe da, unter ihnen verborgen liegt ein Zettel und ein verſiegeltes Päckchen. Den Zettel ſchreibe ich Dir ab:

Die Auslieferung dieſer Briefe an Sie koſtet mich viel — Ihre gute Meinung. Je nun — ich bezahle den Preis, heimſen Sie den Vortheil ein. Das Leben überhaupt, die Ehe insbeſondere, iſt ein Kampf. Hier ſind Waffen.

Blanca.

Im Augenblick, in dem ſie für immer von uns ſcheidet, findet ſie noch die Stimmung zu einem etwas boshaften Scherz. Es beweiſt allerdings eine ſtarke Seele, und was ſie da ſchreibt, iſt ja recht geiſtreich; aber ein einfaches warmes Abſchiedswort wäre mir doch lieber geweſen.

26.

24. Auguſt.

Meine geliebte Mutter!

Heute muß es ein Brief ſein, und heute mußt Du es mir verzeihen.

Ich erzähle von Anfang an, obwohl nur das Ende intereſſant iſt.

Albrecht kam geſtern erſt nach neun Uhr zurück.

Er hatte den Wagen vor dem Hofthor halten laſſen und war ſchon ins Haus geeilt, während ich am Fenſter ſtand und mich fürchtete, weil ein ſchweres Gewitter aufſtieg. Da öffnet ſich die Thür, und Albrecht ſtürzt herein. Ich erſchrecke, ſtoße einen Schrei aus, und — er ſchreit auch: — Was iſt? Was giebt's? Was haſt Du? . . . Sieht ſich im Zimmer um, ſieht Alles mit einem Blick, auch die Roſen, die neben der Lampe auf dem Tiſche ſtehen, und ich, weil ſein verſtörtes Weſen mich ängſtlich macht, plumpſe ſogleich heraus: — Blanca hat ſie geſchickt, Deine Briefe lagen dabei.

Er zuckte zuſammen, wie ein verwundeter Hirſch, ſprach kein Wort und fuhr mit beiden geballten Fäuſten nach dem Kopf.

— Albrecht! Albrecht! rief ich, wie unrecht von Dir, wie ſchrecklich unrecht! — Nicht wahr? . . . Er ſtöhnte nur ſo, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich nicht in Thränen ausbrach über ſeinen Schmerz, ſondern — freilich mit ſehr beklommener Stimme — ſagen konnte: — Wie unrecht, daß Du Geheimniſſe vor mir haben, Dich mir nicht zeigen willſt, wie Du biſt, mit Deinem guten und braven Charakter und mit Deiner mangelhaften Orthographie!

— Du ſpotteſt, preßte er mühſam hervor, und ich entgegnete: — Dich verſpotten? Weil Du nicht Zeit hatteſt, hinter den Büchern zu hocken? Ein Mann wie Du, der Beſſeres zu thun hat! O Lieber! warum mich täuſchen wollen? Was liegt denn mir daran, ob Du

glaubſt, daß die Inſter im Naſſauiſchen entſpringt, und daß Catharina von Medicis die Frau Peters des Großen war? Wenn Du nur das ſicher und gewiß weißt und feſthältſt, und nie vergiſſeſt, daß ich Deine einzige Freundin und Vertraute bin und ſein muß ... — Auch ſein willſt? unterbrach er mich und ſchnappte nach Luft. — Willſt? ... Hab' ich da noch zu wollen? Bin ich nicht Deine Frau? — Und Er: — Das jetzt? Jetzt — nachdem Du geleſen haſt — — Er deutete nach dem Päckchen und zitterte, wahrlich der ganze Mann zitterte, und es war ſein Glück, ſonſt wäre ich ernſtlich und unbarmherzig böſe geworden. Aber weil er gar ſo beſchämt und reuig ausſah, ſagte ich nur ein wenig vorwurfsvoll: — Geleſen? ... Albrecht! wie kannſt Du es glauben?

— So haſt Du nicht? ... haſt nicht? ...

— Ueberzeuge Dich, ob das Siegel unverſehrt iſt, gab ich, und diesmal recht trocken zur Antwort, und ſteckte ihm die Briefe in ſeine Bruſttaſche. — Und in Zukunft halte es nie mehr für möglich, daß ich wiſſentlich etwas thue, das Dir unlieb iſt ...

Nun kommt das Intereſſante! und daran werde ich denken, ſo lange ich lebe. Statt aufzufahren über meine harten Worte, wie ich erwarten mußte, ſtatt deſſen — — — Liebe Mutter, nie hat er vor mir gekniet, nicht als Bräutigam, nicht in der erſten Flitterwoche ... In dem Augenblick aber — bevor ich mich beſann, bevor ich's hindern konnte — da lag er zu meinen Füßen, mein

beſter Mann, mein theurer Herr, und faltete ſeine Hände wie ein Betender. In ſeinen Augen glänzten große Thränen, und er rief und er flüſterte mit lautem Jubel, mit ſtillem Entzücken:

O mein Weib! mein Kind!

Quersberg.

Aus dem Tagebuche des Volontärs
Ferdinand Binder.

Einundſiebzig Jahre alt iſt unſer Herr Generalinſpector, aber wetterfeſt und unermüdlich, hart wie Stahl und ſcharf wie der Nordwind im December — und geſcheit — und einen Blick! . . . „Wiſſen Sie, wie Sie ſind, Herr Verwalter, oder Herr Förſter, oder Herr Controlor?“ oder was der iſt, mit dem er eben ſpricht. „So ſind Sie!“ und dann ſagt er's einem aufs Haar.

Bei mir, als ich ihm vorgeſtellt wurde, bald nach meinem Eintritt in die Oekonomieverwaltung hieß es: „Herr Binder, Kaufmannsſohn aus Wien. Der Jüngſte der Familie, Neſthäkchen, wohlhabend und wohl verhätſchelt — wie?“

Das war am Abend des erſten Tages, den er damals in Neuhaus zubrachte auf ſeiner Inſpectionsreiſe. Eine Woche ſpäter, beim Abſchied, fragte er nicht mehr: „Wie?“ Da tranchirte er ſchon meinen inneren Menſchen mit wahrem Hochgenuß und legte mich gleichſam mir ſelber vor. Ich wurde ſehr roth und ſprach: „Ich habe nicht gewußt, Herr Generalinſpector, daß ich von Glas bin.“ Er ſchmunzelte, klopfte mir mit ſeinen langen, knochigen Fingern auf die Schulter, daß ich's bis in den

Ellbogen ſpürte, und nannte mich „Finaud“, eine Auszeichnung, zu der mir ſämmtliche Herren gratulirten.

Seit meiner erſten Begegnung mit ihm haben wir noch zweimal die Ehre gehabt, ihn bei uns zu ſehen. Im Herbſte trifft er immer aus Böhmen ein, um die fürſtlich Dehsdorfiſchen Domänen an der mähriſch-ſchleſiſchen Grenze zu beſichtigen, und uns Allen ſcheint, daß er mit den Leiſtungen der Forſt- und Oekonomieverwaltung noch nie ſo einverſtanden war wie dieſes Mal. Beim Abſchiedsdiner, im großen Saale des Amtshauſes, kamen nur feine Sorten aus dem fürſtlichen Schloßkeller auf den Tiſch, und der Förſter ſagte mir:

„Nach der Qualität des Weines, den er uns vorſetzen läßt, iſt die ſeiner Zufriedenheit mit den Erfolgen ſeiner Inſpection zu bemeſſen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht Anno 89 hier geweſen ſind, als der Borkenkäfer in unſeren ſchönſten Nadelholzbeſtänden gehauſt. In jenem unvergeßlichen Jahre brachte der Inſpector den Toaſt auf den Fürſten nach dem Rindfleiſch ſtatt nach dem Braten aus, und zwar mit Eigenbau — Sie können ſich denken! Jetzt noch, meiner Treu, jetzt noch, wenn mir etwas Unangenehmes paſſirt, kommt mir der Geſchmack in den Mund.“

Nun, heute konnte der Förſter ſich gütlich thun, ſchon vor dem großen Augenblick, in dem der Herr Generalinſpector aufſtand, in ſeiner großen ungewöhnlichen Höhe und Schmalheit, und ſeinen halb gefüllten Champagnerkelch auf das Wohl des Fürſten leerte, ungern

genug, denn er ist seinem Geschmack und seiner Ueberzeugung nach Wassertrinker.

Wir stimmten in sein Hoch ein, und nun erhob sich der Herr Dechant, der zu Häupten der Tafel saß, schneeweiß und stattlich.

Ein Pfeiler der Kirche wird er oft genannt, doch scheint mir diese Bezeichnung unrichtig, denn er hat nichts Steinernes und nichts Ausschließendes wie der Pfeiler, dem es nur um das Eine zu thun ist, dem er seine Stütze verleiht. Viel eher kommt der Herr Dechant mir vor wie ein Baum, der seinen Schatten und seine guten Früchte Allen reichlich spendet, die nach Labung begehren; ja seine Zweige sogar über die Ausgestoßenen und Verpehmten breitet, deren es auch giebt in unserer Gemeinde.

Der Dechant, wie gesagt, erhob sich und brachte einen Toast auf die Anwesenden aus, die dabei Abwesende wurden (im Geiste), weil's gar so lange dauerte. Wenn der Dechant spricht, seh' ich immer einen schwer beladenen Wagen vor mir, der den Berg hinauf rumpelt. Der Fuhrmann schläft, die Pferde duseln, das Holzwerk knarrt und stöhnt — man gäb' was drum, wenn man rufen dürfte: Hü! — Er aber hört sich natürlich gern und schaut nach jedem Satz im Kreise herum mit sehr naiver und sehr harmloser Selbstzufriedenheit.

Als er endlich geschlossen hatte, und wir in Jubel darüber ausbrachen, nahm er wieder Platz und fragte den Herrn Inspector: „Haben Sie meinen lieben Fürsten

kürzlich geſehen, iſt er recht wohl? — Und die liebe Fürſtin, und die lieben, lieben Kindlein auch? Kommt er bald, wie er mir mittels lieber Correſpondenzkarte vom 3. April verſprochen hat?"

Der Inſpector beantwortete Alles mit Ja, beſtellte die ſchönſten Grüße und ſetzte hinzu: „Er läßt Ihnen auch ſagen, daß er einen alten Freund betrauert, den Herrn Oversberg."

„Oversberg?"

„Erinnern ſich ſeiner nicht mehr? Vor zehn Jahren war er hier mit dem Fürſten. Die Freundlichkeit ſelbſt; ſich immer bedankt für jeden Gruß und für jeden Guten Morgen und Guten Abend, den man ihm gewünſcht hat: Danke ſchön, danke verbindlichſt, und den Hut gezogen vor jedem Tagelöhner."

„Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon, ich hab' ihn ſchon!" rief der Oberförſter plötzlich, und ſein Gelächter durchſchmetterte den Saal wie Cimbelſchlag und Paukenſchall: „Er war da mehrmals mit auf der Jagd. Sein Gewehr, das hat er getragen wie eine Guitarre. Ich habe Ihnen noch geſagt, Herr Verwalter: Ich bin neugierig, was er uns da aufſpielen wird, und Sie haben noch geſagt: Ich auch."

„Schau, ſchau," verſetzte der Verwalter, ein guter, alter Herr, der ſeine kurzen Reden immer mit „und" beſchließt. „Ja, man ſagt ſo manches — und, und." Wir warteten ein Weilchen, es war aber ſchon aus. Ohne das geringſte Bedürfniß, noch etwas hinzuzuſetzen, wies

er ſchweigend den Kragen ſeiner lichtgelben Galaweſte, der mit tückiſcher Hartnäckigkeit zu den Ohren ſeines Eigenthümers emporſtrebte, an den einem Weſtenkragen gebührenden Platz zurück.

„Ein Jäger war er nicht, nein, aber ein Schütz," begann mein Nachbar, der kleine, lebhafte Förſter, der einen ſemmelfarbigen, ſo üppigen Haar- und Bartwuchs hat, daß ſich jeder Pintſcher vor ihm verſtecken kann. — „Dreimal hab' ich ihn anlegen geſehen, zweimal auf Marder, einmal auf ein Wieſel, und mir gedacht: Sapperment, was aufſteht, liegt."

„Auf das Schädliche mag er geſchoſſen haben," ſagte der Inſpector, „mit Haſenblut hat er ſeine Hände nie befleckt, und zwar — aus Nächſtenliebe."

Wieder ließ der Oberförſter ſein Gelächter ertönen, der Dechant aber ſchüttelte bedächtig den Kopf:

„Ich muß um Entſchuldigung bitten, meine Herren; Herr Albrecht Oversberg war durchaus kein Haſe. Ich beſinne mich ſeiner jetzt deutlich und deutlicher. Die Umgebung, in welcher er vor mein inneres Auge tritt, bilden Rauch und Flammen. Aber nicht als der Höllenfürſt erſcheint er mir, ſondern als ein guter, ſtiller Engel. Und ſtehen ſehe ich ihn auf der Feuerſpritze neben dem Commandanten der Feuerwehr, unſerem zur Zeit in Gott ruhenden Herrn Bäckermeiſter Lepitcek. — An jenem Tage ſchrie dieſer Gute wohl aus Leibeskräften, hatte aber ſeine Geiſtesgegenwart durchaus eingebüßt. Ihm wurde ſpäter die Rettung des halben Dorfes bei dem furchtbaren

Brande als ſein Verdienſt zugeſchrieben. Indeſſen war es einzig und allein dasjenige des Herrn Oversberg."

„Herr Dechant," fiel der Inſpector ihm ins Wort, „weil ich Ihnen erzähle, daß der Fürſt an dem Oversberg einen Narren gefreſſen hat, avancirt der bei Ihnen gleich zu etwas Rechtem."

Der Greis ſah ihn vorwurfsvoll an und ſagte halb im Ernſt und halb im Scherze: „Was hat er Ihnen gethan? Geſtehen Sie's."

„Mir nichts und Niemandem. Unterhalten höchſtens hat er mich, war für mich ein Räthſel, das löſen zu wollen mir nie eingefallen iſt."

„Ein Räthſel Ihnen, einem ſolchen Menſchenkenner? — Das machen Sie uns nicht weis."

„Bei dem Oversberg, Hochwürden, hat meine Menſchenkenntniß mich ſitzen laſſen. In den konnte ich mich nicht hineindenken. — Und Sie, meine Herren, könnten Sie's? Können Sie ſich vorſtellen, daß ein Mann das Factotum abgiebt auf einem Gute, das früher (freilich nicht lange) ſein war, und die rechte Hand des neuen Herrn wird? Und wer iſt Ihnen der? Der angetraute Gatte der ehemaligen Braut desſelben ‚Mannes'. — Einer vielgeliebten Braut, nota bene."

Nein, wahrlich, Keiner von uns konnte ſich da hineindenken. Es hätte ſich ſogar Jeder verachtet, der im Stande geweſen wäre, ſeine werthe Perſönlichkeit in eine ſolche Lage zu verſetzen. Darauf ſchworen wir.

Der Dechant jedoch wollte erſt hören, wie das Ver-

hältniß, von dem die Rede war, ſich gebildet hatte, bevor er ſein Urtheil darüber ausſprach.

„Wie ſich's gebildet hat? — Wenn ich auf den Uranfang zurück muß, komme ich auf den Onkel, von dem Oversberg das Gut Siebenſchloß geerbt hat. Das iſt nicht wenig langweilig, melde ich Ihnen im voraus.“

Er muſterte uns durch die Bank Einen nach dem Andern, und erquickte ſich ein Weilchen an dem niederſchlagenden Eindruck, den ſeine Verheißung gemacht, dann fuhr er fort: „Ich habe ihn gut gekannt. Siebenſchloß grenzt an die fürſtlichen Güter in Böhmen, die ich damals ſchon unter der Leitung meines Vaters verwaltete. Er war — der Onkel Oversberg nämlich — ein einſamer, alter Junggeſelle, ein Gelehrter. In welchem Fach glauben Sie? — im Käferfach. Sammlungen einen ganzen Saal voll hat er gehabt. Dazu die Cataloge verfaßt und weitläufige Correſpondenz geführt mit in- und ausländiſchen Berufsgenoſſen und wiſſenſchaftlichen Vereinen. Viele Jahre allein, bis er brieflich auf einen längſt vergeſſenen Jugendfreund ſtieß, einen penſionirten Oberſtleutnant. Der bewegte ſich in den Schmetterlingen. Seliges Wiederfinden! der Gedanke, einander neuerlich zu verlieren, ausgeſchloſſen. — Eine Viertelſtunde weit vom Herrenhaus ſteht eine verlaſſene Mühle, an einem einſt waſſerreichen, jetzt nur noch ſchwach rieſelnden Bach. Blumige Wieſe, Erlen und Weiden, hinter dem Hauſe ein Wäldchen, an deſſen Saum eine Eiche.

Sehen muß ſie der Deutſche, um zuzugeben, daß ſo was vorkommen kann in mähriſchen Landen. Die Mühle wird adaptirt, reſtaurirt, kriegt ein Thürmchen aufgeſetzt, dürfte ſich für ein Schlößchen ausgeben, wenn ſie wollte, und wird auch ſo getauft.“

„Genannt,“ warf der Dechant dazwiſchen.

„— Der Oberſtleutnant zieht ein mit ſeinen todten Schmetterlingen, mit einem großen Porträt ſeiner ſeligen Frau Gemahlin und mit ſeiner lebensſprühenden Tochter Lene. Ein Bild von einem Fräulein, und elegant ſage ich Ihnen — immer in Spitzen; verdreht Männlein und Weiblein die Köpfe, den erſten durch ihre Schönheit, den zweiten durch ihre Toiletten. Reger Verkehr entſpinnt ſich zwiſchen dem Käferonkel und dem Schmetterlings-Oberſtleutnant. In Bälde wird Albrecht Oversberg nach Siebenſchloß citirt. Eine Ehre, die ihm ſelten widerfährt. Könige und alte Junggeſellen mögen ihre Erben nicht. Aber die Freunde haben ihren Plan. Albrecht ſoll ſich in Lene verlieben und vice verso.“

„Versa,“ berichtigte der Dechant, worauf der Inſpector ſein ſpöttiſches Räuſpern vernehmen ließ, das nichts anderes heißt als: — Wenn Sie glauben, daß ich Sie um Ihre Kenntniſſe beneide — und weiter erzählte:

„Das war in den Oſterferien. Onkel Oversberg, müſſen Sie wiſſen, hatte den Neffen in Anwartſchaft auf das berühmte Erbe Oekonomie ſtudiren laſſen, ihm aber keine Gelegenheit gegeben, die erworbene Weisheit prak-

tiſch anzuwenden. So war Albrecht mit unzureichenden Mitteln einen Pacht eingegangen, bei dem er ſein bischen Eigenes einbüßte. Später wurde er Profeſſor an einer Oekonomieſchule."

„Richtig!" rief der Oberförſter. „Derjenige, welcher bei der Praxis abgeblitzt iſt, ſucht ſein Glück bei der Theorie," und der Inſpector verſetzte:

„Wo immer er früher ſein Glück geſucht, jetzt hatte er's gefunden. Es lachte ihn an aus den Augen des Fräuleins Lene, und ſprach zu ihm aus dem Munde des Onkels. Er ſoll das Fräulein heirathen, Siebenſchloß übernehmen; der Oberſtleutnant behält den ihm lieb gewordenen Wohnſitz, die Freunde bleiben bei einander und Vater und Tochter auch. — Alles rollte wie auf Rädchen, die Alten jubilirten, die Verlobung wurde gefeiert. Wir waren auch geladen, mein Vater und ich, und halfen redlich mit, die Braut anſchwärmen. Natürlich, ſie war danach. ‚Moosroſenknoſpe', nannte ſie mein Nachbar zur Linken, ‚Morgenröthe' mein Nachbar zur Rechten. Der glückliche Unglückliche aber, der Bräutigam, mußte ſich nach empfangenem Verlobungskuß und getauſchtem Treueſchwur losreißen und nach ſeiner Hochſchule zurückkehren, um ſeinen Cours zu Ende zu leſen. Zur Trauung ſollte er wieder in Siebenſchloß eintreffen. Indeſſen — was geſchieht? Es zeigt ſich, daß die Vertiefung ins Schmetterlingsfach dem Menſchenverſtand weniger abträglich iſt als die ins Käferfach. Der Oberſtleutnant fängt Ihnen nach und nach an zu merken, daß

es nicht recht geheuer ist mit der Wirthschaft auf dem Gute. Sie ist unter der fünfzigjährigen Regierung eines Gelehrten auf eine schiefe Ebene gerathen und rutscht abwärts, langsam, aber sicher. — Was thun? . . . . ‚Oeffnen Sie ihm die Augen, Sie sind praktische Oekonomen‘, sagt der Oberstleutnant, auf das Aeußerste bekümmert, zu meinem Vater und mir. ‚Helfen Sie, reden Sie mit ihm!‘ — Wir reden. Er ist wie ein Bock. Warten sollen wir, bis sein Neffe kommt, der hat studirt, der wird's uns zeigen, bei dem können wir in die Schule gehen. Das war Alles sehr fein gegeben, und wir haben gleichfalls fein replicirt, daß wir jede Gelegenheit, etwas zu lernen, gern ergreifen. Keine sechs Wochen später starb der alte Oversberg nach kurzer Krankheit. Sein Neffe kam zum Begräbniß und war so ergriffen, daß wir meinten: Dem hat am Ende ein guter Freund verrathen, wie's bestellt ist mit seiner Erbschaft. Aber nein, das dämmerte ihm erst auf, als er sie antrat.

„Was wahr ist, ist wahr; er hat nicht gesucht, sich ein X für ein U vorzumachen, nicht lange herumgewackelt zwischen dem ersten Zweifel und dem letzten — zu mir gesagt: ‚Sie kennen die Verhältnisse. Wie steh' ich. Ich will es wissen.‘ — Da habe ich ihn sich selbst von Allem überzeugen lassen durch den Augenschein, und er ist natürlich von einer unangenehmen Ueberraschung in die andere gerathen; und gänzlich niedergebrochen in der Kanzlei, beim Addiren der Rück- und Ausstände. Auf

einmal legte er die Feder hin, ſtemmte die Ellbogen auf den Tiſch, drückte das Geſicht in die Hände und blieb in dieſer Poſition, bis ich ihn endlich mahnte: ‚Nun, Herr Oversberg, belieben Ihren Gedanken Audienz zu geben?‘ Er guckt auf, ſchaut herum ganz verloren, ich rufe ihn an: ‚Kommen Sie zu ſich, wo ſind Sie?‘ Nun hat er ein Lächeln von beſonderer Art gehabt, das ihm geblieben iſt bis an ſein Ende: ‚Ich war bei einem Leichenbegängniß,‘ giebt er zur Antwort — ‚welch’ ein Trauerzug — unüberſehbar — — ich habe meine Hoffnungen begraben.‘

„Was er ſagen wollte, war nicht mißzuverſtehen, und ich freute mich, daß er’s von ſelbſt begriff: Kein Geld, keine Braut. Die Temperaturveränderung im Benehmen des Oberſtleutnants gegen ihn konnte ihm, trotz aller ſeiner Unſchuld in ſolchen Dingen, nicht entgehen, und er hatte ſich ferngehalten von dem Schlößchen auf der Wieſe während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um ins Reine zu kommen über den Stand ſeiner Angelegenheiten.

„‚Was wird er jetzt wohl anfangen?‘ dachte ich mir, wollte ihn aber nicht fragen.

„Am nächſten Tage, es war um Johanni und ſehr heiß, trieb mich die Neugierde wieder zu ihm. Unterwegs, in der Nähe ſeiner Wohnung, traf ich den Oberſtleutnant und ſeine Tochter, die von der Schmetterlingsjagd heimkehrten. Er hatte ein paar Schwalbenſchwänze auf dem Hut ſtecken, ſie trug ein Spiritusfläſchlein und

einen Pinſel, um den Gefangenen damit auf die Köpfe zu tropfen, weil ſie es nicht leiden konnte, das Ungeziefer an der Nadel zucken und flattern zu ſehen.

„Der Oberſtleutnant winkte und rief mir ſchon von Weitem zu, ſehr aufgeregt, wie er ſeit einiger Zeit immer war: ‚Guten Nachmittag! Kommen Sie, kommen Sie, machen wir eine!‘

„Eine Partie Domino, meinte er. Ich ſagte, daß ich bereit ſei, und folgte ihm ins Haus. Das Fräulein jedoch ſchickte er fort, mit vielerlei Aufträgen. Würde ſie Allem nachgekommen ſein, bis zum Abend hätte ſie zu thun gehabt.

„Nun, wir ſetzten uns hin und ſpielten.

„Mein Gegner war nicht bei der Sache, verlor nacheinander zwei Partien und ſtand im Begriff, auch die dritte zu verlieren. Er beugte ſeinen breiten Nacken, ſtützte ſeine Arme in die Seiten, ſchnaubte und zog die niedere Stirn in Falten, und hinter der ſaß Ihnen ein Eigenſinn, ein unglaublicher, kein eiſerner, ſondern der von der unüberwindlichen, der zähen Art.“

„Wenn man dieſe Beſchreibung hört, denkt man: der reine Cyklop,“ ſprach der Dechant, und der Inſpector ärgerlich über die Unterbrechung, verſetzte:

„Kenn das Thier nicht.“

Er protzte einmal gern damit, daß er fremd war auf humaniſtiſchem Gebiete. Auch früher habe ich ſchon bemerkt, daß Gelehrte oft weniger ſtolz ſind auf ihr Wiſſen, als Ungelehrte auf ihre Unwiſſenheit.

„Gut alſo," fuhr der Inſpector fort. „Glauben Sie mir — nicht, daß ich es jetzt ſage, nein, damals, wie ich mir ihn recht betrachte, denke ich, er könnt' einem Angſt machen, der Mann mit ſeiner Aufgedunſenheit und ſeinem kurzen Athem. Früher war mir das nicht ſo aufgefallen, und verändert hat er ſich ja ſeit dem Tode ſeines Freundes, und ſeitdem die Ausſichten auf eine gute Partie für das Fräulein Tochter verſchwunden ſind. Iſt doch ein alter Mann, und gar viel dürfte über ihn nicht kommen, ſonſt wär's gefehlt — den Eindruck machte er mir. — Daß ſein Appetit fort iſt, giebt er ſelbſt zu, und die halben Nächte ſchreibt er — er, dem das Schreiben — oder wie er ſich ausdrückt: das Herumkratzen mit einem Stückchen Eiſen auf dem Papier — Zähneknirſchen macht. Und am Morgen trägt er ſelbſt rekommandirte Briefe an ſeinen Vetter in Wien auf die Poſt und holt auch ſelbſt die eintreffenden Antworten ab.

„Er ſtierte noch immer rathlos ſeine Steine an. Ich unterdeſſen ſah von meinem Platze aus durch das Fenſter und erblickte Ihnen unten auf dem Fußſteig am Wieſenrande den geehrten Herrn Oversberg. Er ſchreitet einher, langſam, aber ohne ſich aufzuhalten."

Da interpellirte ich den Herrn Inſpector: „Darf ich fragen, iſt er ein hübſcher Menſch geweſen? Wie hat er ausgeſehen?"

„Wie ſoll er ausgeſehen haben? Nicht groß und nicht klein, nicht dick und nicht dünn; blaue Augen,

braune Haare, braunen Backen- und Schnurrbart, das Geſicht, trotz ſeiner einunddreißig Jahre, noch wie Milch und Blut. An dem Tage mehr wie Milch, und zwar wie geſtockte. Gut denn. Der Oberſtleutnant ſtreckt endlich die Hand aus und ſetzt ſeinen Stein an — ich will eben den meinen, meinen letzten, umſchlagen — Domino hätte ich gemacht, da klopft es an die Thür, und Oversberg tritt ein. Er ſchien nicht gerade beſonders angenehm überraſcht, mich da zu finden, begrüßte mich ebenſo kühl, wie er den Oberſtleutnant warm und gerührt begrüßte, worauf ich Miene machte, mich aus Discretion zu empfehlen.

„Aber der Alte hielt mich feſt: ‚Bleiben Sie, bleiben Sie! Wir haben keine Geheimniſſe, Herr Oversberg und ich. Was Herr Oversberg mir ſagen kommt, darf die ganze Welt wiſſen. Wohl, wohl. Nehmen Sie Platz, Herr Oversberg!‘

„So giebt er ihm einen Herrn Oversberg nach dem andern, und mit dem: Herr Schwiegerſohn, und: Lieber Herr Sohn, iſt es aus.

„Mein guter Oversberg ging ſofort auf den Ton ein, was blieb ihm übrig? ‚Sie wiſſen Alles, Herr Oberſtleutnant,‘ ſagte er. ‚Sie ſind genau unterrichtet von der in meinen Verhältniſſen eingetretenen Wendung.‘

„— ‚Wendung, ja, das iſt es,‘ — dieſes Ausdrucks bemächtigte ſich der Oberſtleutnant mit großer Geſchwindigkeit. — ‚Eine Wendung zieht die andere nach, und ſo ſtehen wir nicht mehr wie früher, leider, leider. Ich

bedaure — beſonders wegen meiner Tochter. — Was uns betrifft, uns Männer, Gott im Himmel, ich habe meine Dorothea verloren und lebe, und kann mich freuen über einen Schmetterling. Sie werden ſich alſo hineinfinden; aber auch ſie wird ſich hineinfinden, wohl, wohl, in das Unabänderliche.'

„‚Das Fräulein zu ſprechen wünſche er doch ſehnlich,' erwiderte Oversberg. ‚Wenn er auch Siebenſchloß nicht behaupten könne, ganz mittellos ſei er nicht. Die Möglichkeit, das Gut nach ſeinem vollen Werthe zu verkaufen und im Beſitz eines kleinen Vermögens zu bleiben, habe ſich ihm geboten.' Er zog einen Brief aus der Bruſttaſche und überreichte ihn dem Oberſtleutnant. Der ſetzte den Zwicker auf die äußerſte Spitze ſeiner kleinen Naſe, denn nur da fand dieſer einen Halt, und las halblaut vor, was ſein Vetter, Herr Theodor von Siegshofen, ein reicher Großhändler in Wien, an Oversberg ſchrieb. In Schlangenwindungen kam er heran. Ein kurzer Aufenthalt, den er im vorigen Sommer bei ſeinem lieben Verwandten, dem Oberſtleutnant in Siebenſchloß genommen, war ihm unvergeßlich. Die Luft ſo geſund, die Gegend ſo ſympathiſch. Er hatte allerdings keine Ahnung, ob Herr Oversberg daran denke, ſich von dem Beſitze zu trennen. In dem, wenn auch nicht wahrſcheinlichen, aber doch möglichen Falle jedoch, daß er ſich heute oder morgen, oder übers Jahr dazu geneigt fände, bäte er ihn, ſich ſeiner als Eines ihm im Wort Stehenden zu erinnern.

„Davon, daß der Großhändler ſeinen Beſuch beim Oberſtleutnant in Begleitung ſeines Sohnes abgeſtattet, und daß dieſer einzige, vielgeliebte Sohn ſich ſterblich in Fräulein Lene verliebt hatte und ſie mit zärtlichen Briefen bombardirte, davon ſtand in dem väterlichen Schreiben natürlich nichts. Und wenn auch etwas geſtanden hätte, mein guter, guter Oversberg würde doch nichts gemerkt haben.“

Wir lachten, am lauteſten aber lachte der Controlor, der — ich wette darauf, ſelbſt nichts merkte von einem Zuſammenhang zwiſchen dem Beſuche des Herrn von Siegshofen in Siebenſchloß und dieſem Briefe.

„Ich konnte,“ begann der Inſpector von Neuem, „mich nicht enthalten, zu ſagen: ‚Dieſer Antrag kommt a tempo; merkwürdig a tempo!‘

„Den Oberſtleutnant befiel eine kleine Verlegenheit, er wetzte auf ſeinem Seſſel hin und her und ſprach: ‚Wohl, wohl. Jetzt aber heißt's überlegen. Was werden Sie antworten?‘ — ‚Ich habe geantwortet.‘ — ‚Sie haben?‘ — ‚Worauf denn warten?‘ — ‚Nun,‘ meinte ich, ‚ſchimmlig wäre Ihnen in acht Tagen die Sache nicht worden, und einem Kaufmann ſolche Eile zeigen . . . Klugſein iſt anders.‘

„‚Ganz recht, aber — Jeder kann, was er kann, nicht mehr, nicht um das Geringſte mehr. Ich kann die Ungewißheit nicht ertragen, ich muß mir die Wenn und Vielleicht abgewöhnen, die machen mich irre!‘ Indeſſen — immer ſanftmüthig und durchaus nicht wie

einer, der ‚irre‘ iſt — wandte er ſich an den Oberſtleutnant: ‚Ich habe Herrn von Siegshofen Siebenſchloß angetragen (angetragen auch noch!) um einmalhundertfünfzigtauſend Gulden. Giebt er ſie, und das kann man geben, dann bleiben mir nach meiner Berechnung zwanzigtauſend Gulden, eher mehr als weniger.‘

„‚Zwanzigtauſend Gulden?‘ wiederholte der Alte in einer Art, wie wenn das ein Pfifferling wäre, den er für ſeine Perſon nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren würde. Dann gab er Redensarten von ſich, Verſicherungen größter Hochachtung, tiefgefühlten Bedauerns, ewiger Dankbarkeit, ſtand auf und machte mit der Hand, die ſtark zitterte, eine entlaſſende Gebärde. Er hätte ihn um Alles gern draußen gehabt, bevor die Tochter zurückkam. Aber das war ſogar von dem lieben Oversberg zu viel gefordert. — ‚Sehen möchte er ſie doch noch,‘ wiederholte er, gleichfalls aufſtehend, als der höfliche Mann, der er war. Der alte Herr, ganz puterroth, legte ſich aufs Bitten:

„‚Machen Sie ihr das Herz nicht ſchwer, ſehen Sie — wozu wohl? . . . Geſchieden muß ſein.‘ — ‚Herr Oberſtleutnant, ich möchte das, wie ſchon geſagt, aus ihrem eigenen Munde hören.‘ — ‚Als ob ſie etwas dreinzureden hätte . . . Sie hat nichts dreinzureden, ſie iſt ſiebzehn.‘

„Da wurde Oversberg etwas entrüſtet: ‚Wenn alt genug, um ein vor Gott und den Menſchen fürs Leben bindendes Ja zu ſprechen, doch wahrlich auch alt genug, um

ein Nein zu ſagen, das nur er allein gelten zu laſſen braucht,‘ ſagt er; und wenn er ſchon ihr Ja nicht hören ſoll, ihr Nein will er hören. Darauf beſteht er, merkt nicht, daß der Oberſtleutnant bereits am ganzen Körper zittert, alle Farben ſpielt und ausſieht zum Erſchrecken. Nun, daß man Widerſpruch erfahren kann, hat er längſt vergeſſen. Die Schmetterlinge widerſprechen nicht, die Tochter auch nicht, die thut, was ſie mag und hält den Mund. Die alten Leute vertragen ein Zuwiderhandeln beſſer als ein Zuwiderſprechen. Plötzlich ſenkt der Oberſtleutnant die Stimme, und Oversberg ruft: ‚Da iſt ſie ja!‘ —

„In einem weißen Kleide, den großen, runden Hut in der Hand, die Haare mit einem roſenfarbigen Bande hinaufgebunden wie ein kleines Mädchen, kommt Fräulein Lene, roth und erhitzt, daher, und auf Oversberg zu mit helllichter Freude: ‚Albrecht,‘ ſagt ſie, ‚erinnern Sie ſich einmal, daß Sie eine Braut haben? — Es iſt Zeit. Ich habe wirklich geglaubt, Sie wollen nichts mehr von mir wiſſen!‘

„Wenn ſie das geglaubt hatte, als ſie ihn ſah, glaubte ſie etwas Anderes. Mit einer Wonne blickte er ſie an und mit einer Bewunderung! Und hatte im ſelben Moment Alles vergeſſen, außer daß ſie da vor ihm ſtand, voll Jugend, Schönheit und Liebe, und daß er vierzehn Tage in ihrer Nähe zugebracht und ihren Anblick entbehrt hatte.“

Hier beging der Oberförſter eine Taktloſigkeit. Er

platzte heraus mit ſeiner plumpen Lacherei, zwirbelte ſeinen ſtichelhaarigen Knebelbart, ſeine Aeuglein blinkten unter den herabhängenden Brauen und den immer halb geſchloſſenen Augendeckeln weinſelig hervor, und er kicherte: „Belieben zu geſtehen, Herr Inſpector, der Herr Inſpector werden ſelbſt in das ſchöne Fräulein verguckt geweſen ſein?“

Unſer Geſtrenger nahm die Dummheit übel. Sein harter Blick ſchoß dem Oberförſter ein: Sie Lümmel! mitten ins Geſicht. „Wir wollen von etwas Anderem ſprechen,“ ſagte er, und ſeine Lippen drückten ſich feſt und klamm zu, wie eine Kaſſe, die man abſperrt.

Wir mußten lange bitten, bevor er ſich wieder herbeiließ, das Wort zu nehmen:

„Der Oberſtleutnant fuhr ſeine Tochter an: Wer ſie gerufen habe und wie ſie ſich unterſtehen könne, und augenblicklich ſolle ſie ſich auf ihr Zimmer begeben. Aber das Fräulein verhielt ſich nicht anders, als wenn er chineſiſch zu ihr geſprochen hätte. Mein guter Oversberg hingegen, wie er die Unerbittlichkeit des alten Herrn auch ſeiner Lene gegenüber ſieht, gibt die letzte Hoffnung auf, nimmt ſich zuſammen ſo viel er kann und ſpricht: ‚Fräulein Lene, ich habe um Sie geworben, obwohl ich ja eigentlich zu alt für Sie bin — in der Ueberzeugung, daß ich Ihnen das Leben angenehm werde geſtalten können. Das war ein Irrthum. Ich bin nicht nur zu alt, ich bin auch zu arm für Sie, und gebe Ihnen denn Ihr Wort zurück.‘

„— Ei, wie ſie dieſe Erklärung aufgenommen hat! — wer das nicht geſehen hat — hat nichts geſehen. Das Erſtaunen erſt, das grenzenloſe. Ihr Wort zurückgeben, er — ihr? . . . Steht die Welt auf dem Kopf? Giebt's keinen Verlaß, keine Treue mehr? — Und dann: ‚Haben Sie nur ein Wort von mir, habe ich nicht auch eines von Ihnen?‘ interpellirte ihn das junge Ding mit dem Anſtand eines Staatsanwalts. ‚Fragen Sie doch, ob ich Ihnen das Ihre zurückgebe.‘

„Viele Jahre ſind darüber hingegangen — ich kann natürlich nicht jede einzelne Rede wiedergeben, wie ſie gelautet hat, im Ganzen aber ſtimmt's. So vielerlei einem im Laufe des Lebens um die Ohren ſummt — es iſt Unvergeßliches darunter. Der Kampf zum Beiſpiel, zu dem es damals kam zwiſchen Vater und Tochter.

„Der liebe Oversberg wankte anfangs hin und her. Sprach ſie, gab er ihm recht, und umgekehrt, wie ſich's für einen ſo extra edlen Menſchen gehört, der immer trachten muß, ein Exempel für alle andern zu ſein. Einmal bat er: ‚Fräulein Lene, fügen wir uns‘; ein anderes Mal: ‚Vertrauen, Herr Oberſtleutnant — etwas werth bin ich doch, ich werde mich emporringen.‘

„Der Oberſtleutnant ſah entſetzlich aus, tauchte ſein Sacktuch alle Augenblicke ins Lavoir und preßte ſich's an die Stirn, und kam zuletzt in ſeiner Verzweiflung mit Allem heraus, was ihn ſchon lange gedrückt haben mochte. Er hatte darauf gerechnet, daß Oversberg, der Ehrenmann, ſeine Anſprüche auf die Hand des Fräuleins jetzt

aufgeben werde, und dieſelbe dem jungen Siegshofen zugeſagt. Ja, das hatte er gethan — er konnte ſich nicht anders helfen. Die Obervormundſchaftsbehörde verlangte von ihm zum — ich weiß nicht wievielten Mal — daß er Rechnung lege über das Vermögen, das ſeine Tochter von ihrer Mutter geerbt hat. Nun, er kann Rechnung legen, es iſt nur eben kein Vergnügen und würde einem Schreibereien machen ohne Ende. Kurzum, er will einen Schwiegerſohn, der ihn in Stand ſetzt auf die Frage: — Wo iſt das Geld? antworten zu können: — Da liegt's! . . . Heute, wie die Sachen ſtehen, wüßte er nur zu ſagen: — Wo? — man ſolle doch Lene ſelbſt fragen. Ja, er war ein ſchwacher Vater; was ſie haben wollte, gab er ihr, und was wollte und brauchte ſie nicht! . . . Bitte, ſehen Sie doch ſelbſt wie ſie herumgeht auf dem Lande. Spitzenkleid, Spitzenhut, ſeidene Strümpfe. Unſere Nachbarin, die Fürſtin, geht in Loden — die bürgerliche Stabsoffizierstochter in Sammet . . . die Fürſtin in Percal — ſie in Gaze und ſo weiter . . . Wohl, wohl immer wie eine Prinzeſſin, die auf ihren verwunſchenen Prinzen wartet . . . Und bitte, gehen Sie doch in ihre Zimmer — überzeugen Sie ſich, wie ſie wohnt, und ſagen Sie dann ſelbſt, ob ſie danach iſt, einen Profeſſor an einer landwirthſchaftlichen Schule oder einen kleinen Pächter zu heirathen.'

„Lene erwiderte, ihr liege nichts an den Fetzen und an dem Tand, ihr liege nur an ihrem Albrecht. Sie flammte, der Oberſtleutnant war in das Stadium des

Weißglühens gelangt. Ganz heiſer, ſtöhnte und keuchte er nur noch, und deutete auf die Piſtolen, die auf dem Schranke lagen: ‚Die ſind meine letzte Zuflucht, dahin treibſt Du Deinen Vater . . . Entſcheide — wähle: ihn oder mich.‘

„Und ſie macht ein paar Augen, ſo recht wie ein wildes feuriges Füllen, ſtampft mit dem Füßchen und ruft aus, ohne ſich zu beſinnen: ‚Ihn, ihn! — wie kannſt Du nur zweifeln?‘“

„Sein eigenes Blut!“ grollte der Controlor, der ſieben ſchon erwachſene Kinder hat und ſie in der Corda hält, daß ſie nicht ſchnaufen können.

„Nun, ich kann Ihnen verſichern,“ verſetzte der Herr Inſpector, „daß ich ſo etwas wie ein Ameiſenlaufen über den Rücken verſpürte bei der ſtandhaften Erklärung des Fräuleins. — Stark, ſehr ſtark, von einer Tochter, dachte ich, was wird wohl unſer Oversberg dazu ſagen? und ſah ihn darauf an, und bemerkte, daß er die Stirn finſter runzelte. — ‚O Fräulein Lene!‘ ſprach er vorwurfsvoll. Zugleich vernahm ich ein Stöhnen und einen ſchweren Fall, der Oberſtleutnant war umgeſunken, hatte ſich raſch aufrichten wollen, ſchlug ein zweites Mal hart auf mit dem Kopfe und lag da wie todt.

„Großer Schrecken, kleine Ueberraſchung — wie geſagt, ich hab’ es kommen ſehen.“

„Und Sie haben dennoch das Fräulein, das Unglückskind, nicht aufmerkſam gemacht?“ fragte der Dechant. Es rollte und grollte in ſeinen Worten wie in einer

Gewitterwolke, und ſeine hohe gewölbte Stirn wurde ganz roth, wie immer, wenn er mit aufſteigendem Zorn in ſeinem Innern kämpft.

„Nein, Hochwürden," antwortete der Inſpector, „weil ich damals ſchon bleiben ließ, was ich für unnöthig hielt. Nun denn: wir riſſen dem Ohnmächtigen die Cravatte herunter, legten ihn flach auf ſein Bett, labten ihn, was wir laben konnten. Der Arzt kam, das denkbar Mögliche geſchah. Zwölf geſchlagene Stunden blieb Ihnen der alte Mann bewußtlos, und als er endlich zu ſich kam, war die Gefahr noch lange nicht vorbei. Wochenlang hing ſein Leben an einem dünnen Faden. Er war nie krank geweſen, nun packte es ihn auf einmal und wollte ihn nicht mehr los laſſen. Und doch wäre ich Ihnen lieber in ſeiner Haut geſteckt als in der des Fräuleins, ſo ſchön die war. Ihre kindliche Liebe hatte ſich wieder gemeldet, zu ihrer Strafe und Qual. — Oversberg machte es ihr auch nicht leicht. ‚Fräulein Lene', hörte ich ihn einmal zu ihr ſagen, ‚wenn er nicht geſund würde, wir hätten keine ruhige Stunde mehr.' (Merken Sie: Wir, die Hälfte der Schuld nahm er auf ſich.) ‚Er muß geſund werden, und was er will, muß geſchehen. Nicht wahr, Fräulein Lene? —' Sie nickte ſtumm: Ja, ſie war gebrochen, und er und ſie pflegten den Alten Tag und Nacht, wie zwei Geſchwiſter ihren Vater.

„Während der Krankheit des Oberſtleutnants wurde der Verkauf von Siebenſchloß perfekt gemacht. Ich, damals noch ein Neuling, vertrat die Intereſſen Oversbergs

gegen einen mit allen Salben geſchmierten Kerl von einem Wirthſchaftsrath, der im Namen des Herrn von Siegshofen abſchließen ſollte. Manchen Vortheil ließ ich mir abgewinnen, mich oft in die Enge treiben. Hatte ich einmal das Feld behauptet, und ſtritt der Andere nur noch zum Scheine weiter, da richtig! war auch ſchon der liebe Albrecht da und verdarb mir alles mit ſeinem ewigen: — ‚Geben Sie nach — ſchließen Sie ab. Ich habe vorher gelebt, ich werde nachher leben. Der Oberſtleutnant kommt zu keiner Gemüthsruhe, ehe man ihm nicht den Kaufkontract auf die Bettdecke legt.‘

„Jeder Menſch hat wohl im Leben etwas, das er ſich nie verzeiht, — ich habe dieſen Verkauf. Die Rechnung Oversbergs war richtig. Zwanzigtauſend Gulden mußten ihm bleiben, wenn der Geſchäftsmann des Herrn von Siegshofen nicht zu denen gehört hätte, die dem Stier die Hörner vom Kopf herunter handeln. Unter den obwaltenden, für den Verkäufer höchſt ungünſtigen Umſtänden blieben ihm kaum fünfzehn.

„Am Tage nach dem wir dieſes traurige Reſultat erreicht hatten, und die Uebergabe ſtattfinden ſollte, erſchienen Vater und Sohn Siegshofen in Siebenſchloß. Der Vater, ein kleiner, ſchlauer, ſchlagfertiger Mann, mit einem Geſichte wie ein Wieſel, der Sohn fünfundzwanzig Jahre alt, hochaufgeſchoſſen, engbrüſtig, blutarm, lauter Nerven, kein Nerv. Er ſchien ſehr verliebt in Fräulein Lene. — Sie iſt wahrſcheinlich das Erſte geweſen, nach deſſen Beſitz er eine Weile ſchmachten mußte.“ —

„Und ſie? wie benahm ſie ſich gegen ihn?“ erlaubte ich mir den Herrn Inſpector zu unterbrechen, und er erwiderte:

„Nach ihrer gewöhnlichen Manier Jedem gegenüber, der ſich erkühnte, ſie merken zu laſſen, daß ſie ihm gefiel, und nicht ihr Albrecht war. Da warf ſie den Kopf zurück, zog die Augenbrauen zuſammen, ſah einen feſt an mit einem Blick, der, ich ſage Ihnen, der ſprach nicht, der rief: ‚Schau nur, ſchau wie ich Dich nicht mag!‘ . . .

„Das aber genirte Herrn Robi nicht. Robi wurde er nämlich genannt, Robert hieß er. Er war in Fräulein Lene verliebt, und bekam ſie zur Frau, alles Uebrige galt ihm als nebenſächlich. Um ihre Gefühle kümmerte er ſich wenig. — Was nicht iſt, wird werden, dachte er wohl, und wenn's nicht wird, traurig für ſie. Auf Oversberg, den armen Teufel, der beſcheidentlich aus dem Wege ging, eiferſüchtig zu ſein, dazu ließ er ſich nicht herab.

„Der Hochzeitstag wurde feſtgeſetzt, und der ihn mit der größten Ungeduld herbeiwünſchte, war Ihnen vielleicht doch — der Oberſtleutnant. Er hatte in ſeinem noch halb wirren Kopf den einen hellen Gedanken: Im Augenblick, in dem ſeine Lene mit Herrn Robi an den Altar tritt, iſt Alles gut. Ihm die verhaßte Schreiberei und Rechnungslegerei erſpart, von ihr die Gefahr abgewendet, arm zu ſein, darben zu müſſen . . . Arm ſein! darben! — davor hatte er Ihnen einen Graus! — Es ſchüttelte

gegen einen mit allen Salben geſchmierten Kerl von einem Wirthſchaftsrath, der im Namen des Herrn von Siegshofen abſchließen ſollte. Manchen Vortheil ließ ich mir abgewinnen, mich oft in die Enge treiben. Hatte ich einmal das Feld behauptet, und ſtritt der Andere nur noch zum Scheine weiter, da richtig! war auch ſchon der liebe Albrecht da und verdarb mir alles mit ſeinem ewigen: — ‚Geben Sie nach — ſchließen Sie ab. Ich habe vorher gelebt, ich werde nachher leben. Der Oberſtleutnant kommt zu keiner Gemüthsruhe, ehe man ihm nicht den Kaufkontract auf die Bettdecke legt.‘

„Jeder Menſch hat wohl im Leben etwas, das er ſich nie verzeiht, — ich habe dieſen Verkauf. Die Rechnung Oversbergs war richtig. Zwanzigtauſend Gulden mußten ihm bleiben, wenn der Geſchäftsmann des Herrn von Siegshofen nicht zu denen gehört hätte, die dem Stier die Hörner vom Kopf herunter handeln. Unter den obwaltenden, für den Verkäufer höchſt ungünſtigen Umſtänden blieben ihm kaum fünfzehn.

„Am Tage nach dem wir dieſes traurige Reſultat erreicht hatten, und die Uebergabe ſtattfinden ſollte, erſchienen Vater und Sohn Siegshofen in Siebenſchloß. Der Vater, ein kleiner, ſchlauer, ſchlagfertiger Mann, mit einem Geſichte wie ein Wieſel, der Sohn fünfundzwanzig Jahre alt, hochaufgeſchoſſen, engbrüſtig, blutarm, lauter Nerven, kein Nerv. Er ſchien ſehr verliebt in Fräulein Lene. — Sie iſt wahrſcheinlich das Erſte geweſen, nach deſſen Beſitz er eine Weile ſchmachten mußte.“ —

„Und ſie? wie benahm ſie ſich gegen ihn?“ erlaubte ich mir den Herrn Inſpector zu unterbrechen, und er erwiderte:

„Nach ihrer gewöhnlichen Manier Jedem gegenüber, der ſich erkühnte, ſie merken zu laſſen, daß ſie ihm gefiel, und nicht ihr Albrecht war. Da warf ſie den Kopf zurück, zog die Augenbrauen zuſammen, ſah einen feſt an mit einem Blick, der, ich ſage Ihnen, der ſprach nicht, der rief: ‚Schau nur, ſchau wie ich Dich nicht mag!‘ . . .

„Das aber genirte Herrn Robi nicht. Robi wurde er nämlich genannt, Robert hieß er. Er war in Fräulein Lene verliebt, und bekam ſie zur Frau, alles Uebrige galt ihm als nebenſächlich. Um ihre Gefühle kümmerte er ſich wenig. — Was nicht iſt, wird werden, dachte er wohl, und wenn's nicht wird, traurig für ſie. Auf Oversberg, den armen Teufel, der beſcheidentlich aus dem Wege ging, eiferſüchtig zu ſein, dazu ließ er ſich nicht herab.

„Der Hochzeitstag wurde feſtgeſetzt, und der ihn mit der größten Ungeduld herbeiwünſchte, war Ihnen vielleicht doch — der Oberſtleutnant. Er hatte in ſeinem noch halb wirren Kopf den einen hellen Gedanken: Im Augenblick, in dem ſeine Lene mit Herrn Robi an den Altar tritt, iſt Alles gut. Ihm die verhaßte Schreiberei und Rechnungslegerei erſpart, von ihr die Gefahr abgewendet, arm zu ſein, darben zu müſſen . . . Arm ſein! darben! — davor hatte er Ihnen einen Graus! — Es ſchüttelte

tretenden ein Zeichen, und er fragte leiſe: ‚Wie geht's?‘ ‚Gut, der Doctor war zufrieden.‘ — ‚Heil uns, Fräulein Lene, welch' ein Glück. Nun kann ich ruhig ſcheiden.‘ — ‚Scheiden?‘ In ihrem Tone ſpricht ſich, obgleich ſie nur flüſtert, alles aus: Ueberraſchung, Beſtürzung und ein großmächtiger, unüberwindlicher Unglauben. — Eine Pauſe, dann fragt ſie mit dem liebevollſten und zärtlichſten Vorwurf: ‚Albrecht, warum quälen Sie mich?‘ — Und er: ‚Mein Gott, Fräulein, was ſoll ich denn? —‘

„Es entſteht ein ſeltſamer Streit zwiſchen ihnen. Sie begreift nicht, was ihn wegtreibt, ſie begreift es nicht, ſie begreift nur, wenn man Jemanden lieb hat und wird nicht mit Gewalt von ihm fortgeriſſen, bleibt man bei ihm. Und er begreift — ſie weiß nicht, was ſie ihm zumuthet, weil ſie ein Kind iſt, leidenſchaftlich und unſchuldig. Herrn Robi muß ſie heirathen, weil ihr Vater es will — daß ſie ihren Albrecht darüber verlieren ſoll, ſieht ſie nicht ein. Warum — warum denn? . . . Wie ſie jetzt mit einander exiſtirt und ihren Krankendienſt beſorgt haben, wollen ſie weiter exiſtiren, das iſt in ihren Augen das Zuſammenleben von Liebenden. — Oversberg ringt die Hände: ‚Lene, Lene, wenn ſie nicht wären wie ein Kind — Sie könnten das von mir nicht verlangen!‘ — Und ſie mit gewaltſam unterdrücktem Schluchzen: — unheimlich, verſicherte der Oberſtleutnant, war das Geflüſter, aus dem ihre ſchreiende Herzensangſt heraustönte. Im Grunde, wie ſchon die Frauen ſind, ſagt ſie immer dasſelbe: ‚Wenn Sie mich verlaſſen, haben Sie mich

nicht lieb.‘ Da bricht er endlich aus: ‚Nur zu lieb — ich muß fort, weil ich Sie zu lieb habe. Sie verſtehen das noch nicht, aber Sie werden das verſtehen. Gott, mein Gott — ein Anderer wird es Sie lehren!‘ Damit wendet er ſich und will davonſtürzen.

„Lene iſt mit dem Rücken gegen das offene Fenſter geſtanden, ihre Geſtalt — die war Ihnen ſchlank und biegſam wie eine Gerte und dabei kräftig — hat ſich ſcharf abgehoben vom noch etwas beleuchteten Abendhimmel. Zufällig hatte ſie die Arme juſt ausgebreitet und drückte die Handflächen an die Fenſterflügel, und wie der Oberſtleutnant verſtohlen zu ihr hinüber ſah, iſt ſie ihm vorgekommen wie eine Gekreuzigte, und da hat er einen ſchweren Gewiſſensvorwurf verſpürt und gedacht: Ich bin's, der ſie jetzt ans Kreuz ſchlagen muß, weil ich ihr früher nichts verſagen konnte.

„In dem Moment ſprach die Kleine auf einmal: ‚Albrecht, Albrecht!‘ und er blieb ſtehen. ‚Wiſſen Sie, wie mir jetzt iſt? Ganz wie in Kindertagen. Wenn ich ſchlimm war, und ich war oft ſchlimm, und wenn meine liebe ſchwache Mutter nicht ein und aus wußte mit mir, griff ſie zu ihrem letzten Mittel und ſagte: Arme Lene, jetzt iſt Dein Schutzengel fort — ich hab' ihn fliegen geſehen. — Da kam ein Gefühl über mich von troſtloſer Verlaſſenheit. Ich habe es lange nicht mehr gehabt — jetzt iſt es wiedergekommen.‘

„Er iſt gerührt, ſpricht hin und her — ich weiß nicht was — allerlei, nur nicht das Richtige. Daß ſeine

Mannesehre ihm befiehlt, ſich zu verabſchieden, ſcheint ihm nicht eingefallen zu ſein.“

„Mannesehre, Herr Inſpector?“ fiel ihm der Dechant mit großer Wucht in die Rede. „Hier muß ich eine Bemerkung machen. Mit dieſer Mannesehre iſt das ſo eine Sache. Im Evangelium habe ich nie etwas von ihr geleſen, und überhaupt nicht in der Vulgata und eben ſo wenig in der Thora.“

„Thut mir leid um dieſe Thörin, oder wie ſie auf Lateiniſch heißt,“ warf der Inſpector ärgerlich hin. „Zur Sache! — Lene erging ſich nun in den bitterſten Vorwürfen: — ‚Sie haben mich ins Unglück geſtoßen, und jetzt verlaſſen Sie mich.‘ — Gut, gut, er möge gehen; ſie wird ſich ſchon zu helfen wiſſen, ſie wird ſterben.

„— ‚O Lene, ſterben iſt nicht ſo leicht!‘ gab er ganz durchdrungen zur Antwort, und meinte natürlich — ſonſt wäre ich todt. Doch ſie mißverſtand ihn und verſetzte:

„‚Lieblos ſind Sie, lieblos ... Sie wollen nur fort ... wie mir das thut, kümmert Sie nicht ... Ich bin eine Närrin, daß ich da bitte und bettle ... So gehen Sie denn — gehen Sie, wenn Sie das Herz dazu haben. Ich aber, ich ſage Ihnen, ich werde daran ſterben, weil ich will, und ich kann, was ich will.‘

„Eine Weile iſt es ganz ſtill geblieben, und endlich fragte Oversberg ſehr leiſe und ſehr zögernd: ‚Wenn ich bliebe, Lene, würden Sie dann nicht mehr ſterben wollen?‘

„Und ſie gab mit dem vollen Ton der Freude zur Antwort: ‚O nein, nicht mehr, Alles würde ich dann er-

tragen, Alles und leicht . . . ich würde leben und — gern.'

„— Und gern . . . armes Ding! dieſes Verſprechen hat ſie nicht gehalten. Wieder iſt eine lange Pauſe geweſen; endlich ſagte er:

„‚Ach, Lene, Sie ſind ſtark, und ich bin ſchwach. — Ich bleibe, Lene!'

„Iſt Ihnen denn richtig auch geblieben."

„Herr Inſpector," rief ich aus — ich weiß nicht, wo ich die Kühnheit dazu hernahm, — „ich wäre auch geblieben."

Die Herren lachten und witzelten, und zwar keineswegs fein; und der Inſpector beſchämte mich recht grauſam, indem er wegwerfend zu mir ſagte:

„Schön von Ihnen. Freilich, eine Dummheit findet immer Geſellſchaft, die Klugheit ſteht allein. Hören Sie weiter. Den Oberſtleutnant hatten alle mit dem Abſchied von ſeiner Tochter verbundenen Aufregungen ſehr zurückgeworfen. Er ſeufzte in Einem fort nach ſeiner „Krankenwärterin", wie er den guten, guten Oversberg nannte, und der ließ ſich halt wieder als ſolche bei ihm anſtellen. Nebenbei beſorgte er ſeinen Umzug in einen Bauernhof, den er, theuer genug — natürlich, wozu wären Leute von ſeinem Schlage auf der Welt, wenn nicht um übers Ohr gehauen zu werden? — erſtanden hatte. Das Haus machte ihm wenig Sorge, nur gerade, daß es nicht hereinregnete und daß es ihm nicht über dem Kopf zuſammenfiel, mehr

Mannesehre ihm befiehlt, ſich zu verabſchieden, ſcheint nicht eingefallen zu ſein.“

„Mannesehre, Herr Inſpector?“ fiel ihm der T mit großer Wucht in die Rede. „Hier muß i Bemerkung machen. Mit dieſer Mannesehre iſt eine Sache. Im Evangelium habe ich nie et ihr geleſen, und überhaupt nicht in der Vulgata ſo wenig in der Thora.“

„Thut mir leid um dieſe Thörin, oder n Lateiniſch heißt,“ warf der Inſpector ärgerlich Sache! — Lene erging ſich nun in den bitt würfen: — ‚Sie haben mich ins Unglück ge jetzt verlaſſen Sie mich.‘ — Gut, gut, er ſie wird ſich ſchon zu helfen wiſſen, ſie wir

„— ‚O Lene, ſterben iſt nicht ſo leicht! durchdrungen zur Antwort, und meinte nati wäre ich todt. Doch ſie mißverſtand ihn

„‚Lieblos ſind Sie, lieblos ... Sie wol wie mir das thut, kümmert Sie nicht .. Närrin, daß ich da bitte und bettle ... denn — gehen Sie, wenn Sie das H Ich aber, ich ſage Ihnen, ich werde da ich will, und ich kann, was ich will.‘

„Eine Weile iſt es ganz ſtill geb fragte Oversberg ſehr leiſe und ſehr bliebe, Lene, würden Sie dann nicht

„Und ſie gab Antwort: ‚O

zubringen.
ıoß, ihn da
ı bang, von
e, die Mutter
behielt recht,
, ſah er ſo gut

Veränderung wie
mäßig kurzer Zeit
:bt. Als ein herr=
gegangen, als eine
ück . . . So ſchen
ı aus der Welt . . .
als in ihrem eigenen
s zu ihrem, zum Glück

ıeiner Lene?' fragte der
:gerſohn ſchmunzelte: —
nichts bemerkt; ſie klagt
nders hübſch ausſieht, hat
aren allerdings vorhanden.
eines Knaben. Gott im
. Stammhalter! — Fauſtgroß.
einte die weiſe Frau, und der
lichſte Geſicht. Davon durfte
nd nichts ſehen, ſondern mußte
. armſeligen kleinen Krietſch für
würde. Und als Frau Lene vom

verlangte er nicht. Er war nie drin, immer draußen. Der Boden muß ihm curios gebrannt haben unter den Füßen, ſchon gar in der erſten Zeit nach der Rückkehr der jungen Eheleute. — Was er ſich Ihnen da herumgetrieben hat in Wind und Wetter! Von uns aus ins Gebirg — 's iſt eine ſchöne Diſtanz. Tag für Tag war er dort — auf der Jagd, hat's geheißen, immer auf der Jagd . . ."

„Nun ja, ein ſolcher Jäger", meinte der Oberförſter, „wahrſcheinlich nichts treffen wollen, aber vielleicht was fangen — Grillen vielleicht."

Der Controlor, der Herrn Oversberg ſchon deshalb haßte, weil eine Tochter um ſeinetwillen ihrem Vater den Gehorſam gekündigt, bemerkte biſſig: „Die weiten Spaziergänge dürften ſeinem ſchönen Teint (er ſprach Tent) geſchadet haben."

„Angeraucht hat er ſich nach und nach ſchon," verſetzte der Herr Inſpector. „Seine roſenfarbigen Wangen ſind ſo dunkel geworden, daß man's nicht mehr merkte, wie ihm das Blut hineinſchoß, wenn die Rede auf Frau Lene kam. Anfangs hatte man immer gehört, daß Herr von Siegshofen und Gemahlin um Weihnachten wieder da ſein ſollten. Der Oberſtleutnant zählte einem, wenn man ihn beſuchte, die Tage und Stunden vor, die ihn noch vom Wiederſehen mit ſeiner Lene trennten. Auf einmal wurden deren aber ſo viel, daß er das Zählen bleiben ließ. Herr Robi hatte geſchrieben, er habe einen Huſten, müſſe etwas für ſich thun und werde auf ärzt-

lichen Rath den ganzen Winter im Süden zubringen. Im Mai kamen ſeine Eltern nach Siebenſchloß, ihn da zu erwarten. Dem Vater machte der Huſten bang, von dem er in jedem Briefe ausführlich berichtete, die Mutter legte der Sache keine Bedeutung bei und behielt recht, denn als der vielgeliebte Sohn heimkehrte, ſah er ſo gut aus, als er überhaupt ausſehen konnte.

„Die Lene hingegen — eine ſolche Veränderung wie an der habe ich — in doch verhältnißmäßig kurzer Zeit — an einem zweiten Menſchen nie erlebt. Als ein herrliches, ſtolzes, blühendes Kind war ſie gegangen, als eine blaſſe, ſtille, ſcheue Frau kam ſie zurück . . . So ſcheu und fremd und wie hinausgeſchoben aus der Welt . . . und nirgends weniger zu Hauſe als in ihrem eigenen Haus, und das iſt ihr geblieben bis zu ihrem, zum Glück für ſie, frühen Tod.

„‚Was iſt ihr — was iſt meiner Lene?‘ fragte der Oberſtleutnant, und der Schwiegerſohn ſchmunzelte: — Was ſoll ihr ſein? Er hat nichts bemerkt; ſie klagt nicht. Daß ſie eben nicht beſonders hübſch ausſieht, hat natürliche Urſachen. Dieſe waren allerdings vorhanden. Im Spätſommer genas ſie eines Knaben. Gott im Himmel, das war Ihnen ein Stammhalter! — Fauſtgroß. Kein Jahr wird er alt, meinte die weiſe Frau, und der Doctor machte das bedenklichſte Geſicht. Davon durfte man jedoch nichts hören und nichts ſehen, ſondern mußte thun, als ob man den armſeligen kleinen Krietſch für ein kräftiges Kind halten würde. Und als Frau Lene vom

Wochenbett aufſtand, mußte man finden, ſie ſei wieder völlig aufgeblüht in Friſche und Geſundheit. Förmlich erpreßt wurde einem das durch den Oberſtleutnant und die Herren von Siegshofen. Nur die Schwiegermutter, die meiſtentheils mit niedergeſchlagenen Augen umherging, ſah nicht, was ſie zu ſehen wünſchte, ſondern was war. Worte hat ſie allerdings darüber nicht verloren, es ließ ſich nur aus ihrem liebevollen Benehmen gegen die Schwiegertochter erkennen. Sie machte ſich auch in Bezug auf ihren Robi nichts weiß, tadelte ihn ſogar in Gegenwart anderer Leute. Das nahm er denn immer auf wie ein Unrecht, das ihm geſchah und ſchrieb's einem Mangel an mütterlicher Liebe zu. Im Zaum hielt es ihn aber doch ein wenig. Freilich dauerte das nicht lange. Der alten Dame war der Kampf peinlich, und ſie machte ſich aus dem Staube. Sobald Frau Lene die Führung des Hauſes wieder übernehmen konnte, trieb die Mutter Siegshofen zur Heimkehr nach Wien, und nun ſtand es Herrn Robi frei, zu thun und zu laſſen, was ihm einfiel, ohne daß Jemand auch nur „Pah" dazu geſagt hätte.

„Erſt hatte es ihm beliebt, herum zu commandiren und den Herrn zu ſpielen in Siebenſchloß. Wem Gott die Beſitzung giebt, giebt er auch den Verſtand, ſie zu adminiſtriren, wird er wohl gedacht haben. Aber der Verſtand, den er gebraucht hätte, wollte ihm nicht wachſen. — Allerhöchſte Zeit der miſerablen Wirthſchaft, die ſogar einem Fremden jammerte, ein Ende zu machen, der nervus rerum war vorhanden, aber — wie packt man

die Geſchichte an? Herr Robi wußte es nicht, und ſeine Verlegenheit den Beamten einzugeſtehen, genirte er ſich. Kein Wunder am Ende, daß er den Weg zu Demjenigen fand, vor dem ſich Niemand genirt hat, zu — Oversberg."

„Und der hat da gleich angebiſſen!" rief der Oberförſter.

„Das heißt, wie er ſchon war — nach ſeiner Manier. Wir haben ſein Vorgehen immer: das ſtille Regiment genannt. Befehlen konnte er nicht" — der Inſpector ſagte es lächelnd — „er machte nur Vorſchläge."

Wir waren alle ergötzt, und der Verwalter, der eben wieder einen Kampf mit ſeiner Weſte beſtanden hatte, ſprach:

„Vorſchläge? — gar nicht übel. Ich will mir das auch angewöhnen: Ochſenknechte, wie wär's, wenn Ihr Euer hungriges Vieh füttern und Euch dann erſt Euren Abendrauſch antrinken würdet? — Arbeitsleute, meine Lieben, ſpielend leicht könntet Ihr fertig werden mit dem Binden — ein Landregen droht, und morgen iſt Sonntag. Ueberlegen wir, ob's nicht beſſer wäre zuzugreifen, ſtatt zu faullenzen — und — und"

„Herr Verwalter," unterbrach ihn der Dechant in der Fortſetzung ſeiner ‚und' — „wenn Zwei dasſelbe thun, iſt es nicht dasſelbe."

„Brauchen ſich ſeiner nicht annehmen," verſicherte der Inſpector, „es will Niemand ſein Verdienſt ſchmälern. Er hat Manches ausgerichtet, wie ſchon geſagt — auf ſeine Art. Wo er mitgeholfen hat, da iſt — merk-

würdig! den Anderen allerlei Gutes eingefallen, bei deſſen Ausführung er Ihnen immer gleich mit Hand anlegte. Leid war ihm nicht um ſich ſelbſt, zu gering hat er eine Arbeit nie gefunden Nach und nach developirte er ſich als recht leidlicher Oekonom, hatte übrigens viel Glück, verließ ſich drauf, und durfte ſich drauf verlaſſen. — ‚Ihnen trägt ja der Windhafer Weizenähren,‘ habe ich mehr als einmal zu ihm geſagt . . . Und dann — brave Leute! ja, die hatte er, und das war eigentlich ſein Hauptglück.“

„Wird es nicht vielleicht auch ſein Verdienſt geweſen ſein, daß er ſie zu finden wußte?“ fragte der Dechant, und der Inſpector erwiderte:

„Ja, gewiß. — Herr Robi ſtützte ſich endlich ganz auf ihn. Es kam ſo weit, daß er nicht mehr dahin zu bringen war, eine Unterſchrift zu geben, eine Rechnung zu bezahlen, ohne bei Oversberg angefragt zu haben: ‚Soll ich?‘ Dabei — man möcht's nicht glauben — fühlte er ſich als deſſen Wohlthäter. ‚Denn,‘ ſagte er, — ‚ich geb' ihm eine Stellung.‘ Und dann machte er einen wichtigen Buckel, wiegte den Kopf und ſetzte hinzu, ſo von oben herunter: ‚Ich thue gern etwas für ihn. — Sie wiſſen ja — der Arme — — er war halb und halb verlobt mit meiner Frau. — Aber — — ſie hat mich vorgezogen.‘ — Das war wieder ſeine Manier, wer ihn anſah, ſtand in ſeiner Schuld. Er hatte ſich nie bei Jemandem zu bedanken . . . Und ein ſolches Weichthier! Hielt nichts aus und hielt nichts feſt. Alle paar

Wochen eine andere Liebhaberei, und immer großartig betrieben, Ruderſport, Bienenzucht, Aſtronomie, die Jagd . . . Auch aufs Künſtleriſche hat er ſich geworfen. Entdeckt Ihnen, daß ein großes Talent zum Bildhauer in ihm ſchläft, und daß er bisher nur nichts gemerkt hat von dem Gottesſegen. Sofort werden einige Zimmer als Atelier eingerichtet, und ein Lehrer kommt aus Wien. Sie, der hat's verſtanden! hat in Siebenſchloß ein paar Sachen gemacht, — eine Büſte von Herrn Robi, und eine vom Oberſtleutnant und eine vom Stammhalter — ſchon prächtig! Auch Frau Lene hätt' er machen ſollen — das iſt ihm aber nicht zuſammengegangen, denn der junge Mann — ein ſchöner, großer Burſch war er — verliebt ſich zum Wahnſinnigwerden in ſie. Nicht im Stande, es zu verbergen. Bei Tiſch ſitzt er, bringt keinen Biſſen hinunter, verſchlingt immer nur Frau Lene mit den Augen . . . Dem Herrn Robi hat's außerordentlich Spaß gemacht, daß ſeine Frau einem Künſtler eine ſolche Leidenſchaft einflößt. Der ſanfte Oversberg hingegen iſt damals aufgeſtanden aus ſeiner Gelaſſenheit. Zu allen Tageszeiten auf dem Schloß geweſen, ſich eingefunden bei den Sitzungen, die Frau Lene im Atelier hatte. — Ja, ſich hinreißen laſſen, Herrn Robi vor mir zu ſagen: ‚Wenn Du (ſie waren ‚Du' geworden, vermuthlich wegen der Stellung) ihm nicht die Thür weiſeſt, thu' ich's.' Und er that's. Wie? haben wir nie erfahren. Auf einmal war der Künſtler abgereiſt mit Hinterlaſſung eines Abſchiedsbriefes an den Hausherrn, eines Briefes,

den zwar der Bildhauer geſchrieben, in dem ich aber, als ſie ihn mir zu leſen gaben, den höflichen Stil meines guten Oversberg erkannte. — Der trat nun wieder ſchön zurück in ſeiner Beſcheidenheit, ließ ſich nur zur offiziellen Beſuchsſtunde blicken; das war am Nachmittag, den der Oberſtleutnant regelmäßig bei ſeiner Tochter zubrachte.

„Schleppte auch ſein Kreuz, der Alte.

„O wie gern hätt' er den Schwiegerſohn geliebt und den Oversberg nicht gemocht! Es war jedoch — was er ſich ſelbſt und den Anderen auch vorzuſchwindeln ſuchte — das Umgekehrte der Fall. Und nun die Angſt daß Frau Lene ihm's nachmachen könnte. Eine begründete Angſt . . . Herr Jeſus, was mag die ausgeſtanden haben, die Frau!"

Der Inſpector ſagte das ganz wehmüthig, ohne die geringſte Spur von Schärfe. Ueberhaupt, wenn er von Frau Lene ſprach, geſchah es immer mit verhaltenem Schmerz, und der derbe Mann fand Ausdrücke, um ihre Empfindungen zu ſchildern, die ich nicht im Stande bin, aus der Erinnerung wiederzugeben, über deren Zartheit ich aber ſtaunte. Er muß ſie ſehr verehrt haben. Dafür hat er Herrn Robi kräftig gehaßt und beurtheilte ihn vielleicht doch gar zu hart.

„Wiſſen Sie," ſprach er, „im Innerſten zuwider war ihr der Herr Gemahl; ihr Geſicht veränderte ſich, wenn er ins Zimmer trat, ihre Stimme hatte einen anderen Klang als ſonſt, wenn ſie mit ihm ſprach.

„Einmal ſtand ſie vor dem Schmetterlingskaſten mit

ihrem Vater, der ihr und mir eine Vorleſung hielt über den neueſten Fang, den er gethan. Da ſchlich Herr Robi von rückwärts mit großen leiſen Schritten an ſie heran und gab ihr plötzlich einen derben Kuß ins Genick.

„Sie zuckte, ſie wurde Ihnen wie die Wand, ein Gruſeln durchlief ſie vom Wirbel bis zur Sohle, und jetzt, denk' ich — jetzt fällt ſie hin und wird ohnmächtig. Doch nahm ſie ſich zuſammen und ſagte nur: ‚Wie haſt Du mich erſchreckt!' —

„Es war aber nicht Schrecken, was ſie gepackt hatte, es war Grauſen — Ekel . . . Es war, was die Leute, die an Katzenſcheu leiden, empfinden müſſen, wenn ihnen eine Katz' in die Näh' kommt. Ich hab's ein paar Mal mit angeſehen."

„Was das für Sachen ſind! Mit ſolchen Sachen ſollt' die Meinige mir kommen," brummte der Controlor, „die würd' ich ihr austreiben. Hat denn der gnädige Herr von Siegshofen nichts gemerkt von dieſen Sachen?"

„Doch! momentan iſt ihm's aufgegangen. Aber wie ſolche Leute ſind: Wegſchieben das Unangenehme — wegſchieben! Wenn er ſich's zugegeben hätte — was für Ungelegenheit konnte daraus erwachſen. Am Ende gar eine Scheidung. Gott behüt's! Da fand er's viel bequemer und auch ſchmeichelhafter zu denken: Mir iſt ſie recht, warum ſoll ich ihr nicht recht ſein? — und den zärtlichen und geliebten Gatten zu ſpielen.

„Und ſie hatte eine Geduld mit ihm — eine himmliſche!

Seine albernen Launen, ſein fippriges Weſen, das läppiſche Gethue, das er manchmal hatte, brachten ſie nie außer ſich. Sie muß ſeine Dummheiten ſchon gekannt haben und immer drauf gefaßt geweſen ſein, und ein ſo erfinderiſcher Kopf war er trotz ſeiner Unſtätheit nicht, daß er ſie mit einer neuen hätte überraſchen können."

Hier machte der Generalinſpector eine Pauſe und fuhr erſt nach längerer Zeit mit ſichtlicher Selbſtüberwindung fort:

„Ganz anders freilich war ſie gegen Oversberg. — Mit allen Menſchen immer dieſelbe, gegen ihn ungleich, ſehr ungleich.

„Beim erſten Wiederſehen — als ob ſie vor ihm in den Boden ſinken möchte, aus Scham, bald darauf, als ob ſie ihn gleich zur Rechenſchaft ziehen werde wegen einer ſchweren Schuld.

„Was einem alles einfällt, wenn man anfängt, ſich zu erinnern an die alten Geſchichten! Kleinigkeiten — nicht der Rede werth, meint man, und haben einen doch ſo tief hineinſchauen laſſen in dieſe Menſchen!

„Unter Anderem zum Beiſpiel das. Es war nach einem Diner, zu dem auch Oversberg und ich geladen geweſen ſind. Alle übrigen Gäſte hatten ſchon ihren ſchwarzen Kaffee bekommen, nur er noch nicht. ‚Kriegt der nichts?' fragte Herr Robi und zeigte mit dem Finger auf ihn. ‚Was hat er denn angeſtellt, daß er nichts kriegt?'

„Sie wird Ihnen furchtbar roth, ſchenkt ſchnell ein

in die leere Taſſe, die noch vor ihr ſteht, nimmt ſie, geht damit auf ihn zu und ſagt überflüſſig laut: ‚Verzeihen Sie, Herr Oversberg, ich habe Sie ganz vergeſſen.‘

„Vergeſſen! — Ich bin in einer Ecke geſtanden und habe meine Beobachtungen gemacht und den Kampf geſehen, den ſie geführt hat, in der Stille ... Vergeſſen! — die ganze Zeit nichts Anderes gedacht, als: ‚Wie bring' ich das: ‚Herr Oversberg, Ihr Kaffee‘ — in einem natürlichen Ton und juſt ſo heraus, wie ich geſagt habe: „Herr Der und Herr Jener, Ihr Kaffee.‘ Wohl zehnmal die Lippen geöffnet und nach der Taſſe die Hand ausgeſtreckt und ſich nicht entſchließen können, und ſie wieder zurückgezogen ... Jetzt aber plötzlich aufgeſprungen, die unglückliche Taſſe ergriffen, gezittert, daß man das Löfferl klirren hörte, auf Oversberg zugegangen und ihm eine Lüge und eine Unart hingeworfen. Es iſt aber kaum geſchehen, ſo erſchrickt ſie, erſchrickt zum Sterben. —

„Alle ſind aufmerkſam geworden und ſtutzig über ihr verſtörtes Weſen. Der Oberſtleutnant hat am Schnurrbart gekaut und einen Moment nicht viel weniger wild dreingeſtarrt, als an dem gewiſſen Tage, an dem er uns wie todt hingeſchlagen iſt ... Herr Robi lacht, der Eſel, über die Verlegenheit, in die er ſeine Frau geſetzt hat. Einen Schabernack thut er ihr ja immer gern an, muß doch eine kleine ordinäre Rache nehmen für die Gedanken, die er ſich ihretwegen in ſeinen lichten Stunden macht.

„Der Einzige, der unbefangen geblieben iſt, war

Oversberg. Zugleich mit Frau Lene iſt er aufgeſprungen und ihr entgegen geeilt. ‚Aber Robi,‘ ſagt er, ‚ich bitte Dich.‘ Und zu ihr: ‚Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,‘ und die Taſſe nimmt er ihr ſo ruhig aus den Händen, wie wenn rein gar nichts wäre; höchſtens, daß er vermieden hat, ſie anzuſehen.

„Dieſer ſcheinbaren oder vielleicht wirklichen Ruhe verdankte er die Herrſchaft, die er über die Anderen gewann. Ich habe nie einen ſchwachen Menſchen geſehen, an den ſo viele ſich angelehnt hätten. Der Oberſtleutnant und Herr Robi eingeſtandenermaßen, Frau Lene unwiſſentlich und widerſtrebend, und das Kind, ſobald es jappen konnte, jappte es: ‚Herr Oversberg!‘ — Lief hinter ihm her wie ein Hündlein. Beim Erwachen: ‚Ich will zu Herrn Oversberg!‘ Zu Mittag, wenn man's zum Eſſen zwang, denn von ſelbſt wollt' es nicht — unter Thränen: ‚Aber dann zu Herrn Oversberg!‘ — Und der Kleine — zwiſchen dem dritten und vierten Jahre hat er ſich etwas herausgemauſt, wir meinten ſchon, wer weiß, vielleicht bringen ſie ihn doch auf — der Kleine wurde nach und nach ſein Leben. — ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ ſprach Frau Lene von Zeit zu Zeit und war eiferſüchtig auf ihr eigenes Kind, ſchmerzlich eiferſüchtig, und Eiferſucht iſt eine große Qual . . . ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ — Dazu hatte ſie ſich ſeine Art, zu lächeln, angewöhnt. So ein armes Lächeln war Ihnen das und bedeutete: Nur zu! Was ich mir wünſche, darf ich ja doch nicht haben.

„‚Ich bewundere Ihre Tugend,‘ ſagte ich ein-

mal zu Oversberg — weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit.

„Er machte ein ordentlich ſtrenges Geſicht: ‚Tugend, Herr Verwalter? Wenn ich nur ein wenig anders handeln würde, als ich's thue, wäre ich ein Schuft. Merken Sie wohl: Nicht, wenn ich das Gegentheil von dem thäte, was ich thue, nein, ſchon dann, wenn ich nur ein wenig anders handeln würde. Das iſt ein großer Unterſchied. Merken Sie wohl!' wiederholte er, ‚und kein Schuft ſein, iſt noch lange nicht ‚Tugend', wie Sie ſagen. Ich mag das Wort nicht.'

„‚Nicht?' Ich gönnte mir's, ihn ſteigen zu laſſen, und ſtellte mich ganz erſtaunt: ‚Sie ſind alſo Einer, der ſeinen eigenen Namen nicht hören will.'

Der Inſpector hielt wieder inne, noch länger als früher, bevor er von Neuem begann: „Ein paar Jahre, mich hat's gewundert genug, iſt nichts geredet worden über Frau Lene und Oversberg. Indeſſen, Sie können ſich denken, der Tratſch am Land! — Die Leut haben halt doch zu munkeln angefangen.

„Im Schloß war eine Kammerjungfer, nicht übel, nur daß ſie immer ſchief lachte, mit dem halben, nie mit dem ganzen Munde. Arbeitſam, famos in ihrem Fach, anſtändig, ehrlich, aber — eine Viper. Die beehrte mich mit ihrem Vertrauen. Frau Verwalterin werden, hätte ihr gepaßt. Immer wußte ſie etwas Neues, und ſo giftig kam Ihnen bei ihr Alles heraus! — Nun, einmal, ich denk's wie heut', begegn' ich ihr, es war an einem recht

kühlen Vormittag im März, in der Nähe des fürſtlichen Thiergartens. Sie hat einen Beſuch bei der Förſterin abgeſtattet. Wir bleiben beide ſtehen, und ſie macht gleich ihre Schlangenaugen und erzählt von dem Schrecken und der Gemüthsbewegung, die ſie vor ein paar Stunden gehabt hat. Sie war im Schlafzimmer der gnädigen Frau beſchäftigt (mit Horchen natürlich); nebenan im Salon ſaß der Oberſtleutnant bei ſeiner Tochter und ſprach laut und zornig. Seine ‚Wohl, wohl‘ nahmen ſchrecklich überhand. Hatten einen Vortrab bekommen, eine Menge ‚Wo‘. Wenn er ſich ärgerte, wurde ein förmliches Bellen daraus: ‚Wo, wo, wo, wohl!‘ Die Zofe behauptete, juſt die Ohren hätte ſie ſich verſtopfen müſſen, um nicht jedes Wort zu verſtehen, als er Frau Lene unter gehöriger Wowohlbegleitung andonnerte:

„‚Ein Unrecht . . . das allerkleinſte . . . und, Du weißt . . . meine Piſtolen liegen noch immer da.‘

„Sie lachte krampfhaft und ſagte — gewiß nicht laut, aber die Viper hat eben gehorcht: ‚Ich weiß, und weiß auch, daß Du mich langweilſt mit Deinen Piſtolen. Meinetwegen können ſie ruhig liegen bleiben. Eh' Du Dich meiner ſchämen brauchſt, Vater, ſtehſt Du an meinem Grab und weinſt um mich.‘

„Darauf wollte die Kammerkatz mehrere ‚Wo — wohl‘ gehört haben und dann ein Stöhnen und Wimmern wie von etwas Angeſchoſſenem und das Stürzen eines ſchweren Körpers. Sie ſogleich, und geſtand es auch ganz ungenirt — das Auge am Schlüſſelloch.

„Was ſieht ſie? — Der Oberſtleutnant liegt auf den Knieen vor ſeiner Tochter, die beim Fenſter ſitzt, mit dem Rücken gegen die Thüre. Der Alte ringt die Hände, Bäche von Thränen laufen ihm über das Geſicht . . . Wie ſie ihm auch zuredet und ihn bittet aufzuſtehen, er thut's nicht, er will nicht, er kommt nur immer tiefer hinein in ſeine Angſt und Verzweiflung, ſchluchzt und beſchwört:

„‚Glücklich ſein! leben, mir zu Lieb' glücklich ſein . . . Nicht ſterben, meine Lene, nicht ſterben! . . .'"

Der Inſpector unterbrach ſich plötzlich, und es war, wie wenn die Spannung, die aus den vielen auf ihn gerichteten Augen ſprach, ihm ein gewiſſes Unbehagen verurſache; er richtete die ſeinen auf ein Bild unſerer großen Kaiſerin Maria Thereſia, das ihm gegenüber hing, und ſagte gepreßt und nachdenklich:

„Sechzehn Wochen ſpäter, auf den Tag, ſtarb Frau Lene. Dreiundzwanzig Jahre alt, im ſechſten ihrer Ehe."

„Sie hat ſich gewiß zu Tode gekränkt," ſagte ich, und der Oberförſter ſprudelte heftig heraus:

„Ja, juſt! Das iſt auch etwas Neues, daß ſich die Leute zu Tode kränken. Zu meiner Zeit haben wir gelitten wie die Hunde und ſind dabei geſund geblieben wie die Fiſche."

„Und was ſoll ihr denn gefehlt haben?" erkundigte ſich der Controlor, ſo böſe und ſo biſſig, als ob er ihr nicht einmal das Recht auf eine Krankheit, an der ſie ſterben durfte, zugeſtanden hätte.

Der Inſpector zuckte die Achſeln: „Röſerln auf den Wangen gehabt, gefiebert. — Der Doctor, ſo einer wie die Landärzte geweſen ſind vor vierzig Jahren. Wenig Kunſt, viel Erfahrung, voll Devotion vor Allem, was in Schlöſſern wohnt; der Doctor alſo ſprach ſich nicht aus. Er war auf das Schweig- und Vertuſchungsſyſtem des Herrn Robi eingeſchuſtert. Erſt einen Monat vor ihrem Tode hat man angefangen, ſie als eine Kranke zu behandeln . . . Und ſie, ſich's nicht gefallen laſſen wollen, ſelbſt da noch nicht; ſich geſchleppt, auf die Geſunde geſpielt, viel heiterer geweſen als je zuvor, und viel zärtlicher mit ihrem Kinde."

„Und vielleicht auch mit . . ." begann der Controlor und wollte dazu eine Priſe nehmen. Aber ſeine flammend rothe Naſe hatte ſich umſonſt auf den bevorſtehenden Genuß gefreut, und ſeine Rede blieb unvollendet.

Ein „Herr Controlor!", in dem wenigſtens einige Dutzend R bedrohlich knatterten wie Kleingewehrfeuer, ſchnitt ihm dieſelbe ab.

Der Herr Dechant hatte geſprochen.

Faſt unmerklich dankte ihm der Inſpector mit einem raſchen Blicke und ſprach: „Oversberg war in dem Jahre wenig in Siebenſchloß; blieb fern, hielt's nicht mehr aus in der Nähe Frau Lenes. Die Arme mit ihrem Schutzengel! Der Schutzengel war immer auf der Flucht vor ihr."

„Der die Verſuchung flieht, der iſt der Held," flocht der geiſtliche Herr ein.

„Ich war dabei, wie er, zum letzten Male in ihrer Gegenwart, anzeigte, daß er verreiſe, und ſich empfahl. Sie ſenkte bei dieſer Nachricht raſch die Augen; um ihre Lippen ſpielte es ſeltſam trotzig und herbe; aber ſie ſchwieg. Er machte ein tiefes Compliment, und — draußen war er. Nie hab' ich geſehen, daß er ihr oder ſie ihm die Hand gegeben hätte. Aber in einem geheimen Einverſtändniß iſt er doch geweſen — mit dem Doctor; der ſchrieb ihm regelmäßig. Darauf bin ich gekommen. Nun tritt Ihnen das Ende geſchwinder ein als der Arzt erwartet hat. Da citirt er mich. — ‚Sie ſtirbt,‘ ſagt er. ‚Ich bitte Sie, bleiben Sie da für alle Fälle; beim alten Herrn. Mir iſt bang' um ihn. Eigentlich ſollt' man ihn und Herrn von Siegshofen vorbereiten!‘ — ‚Das wäre die Sache Oversbergs,‘ meint' ich, und unglaublich, aber wahr, ſehnte mich nach ihm in dieſem Augenblicke. ‚Daß der auch jetzt noch fort ſein muß!‘ — ‚Ich hoffe, er kommt,‘ ſeufzte der Doctor, ‚ich habe ihm telegraphirt und ihm einen Wagen auf die Bahn geſchickt. Wenn alles klappt, könnte er da ſein in anderthalb Stunden ... Geb's Gott, daß die Kataſtrophe nicht früher eintritt. Was fangen wir ſonſt mit dem alten Herrn an?‘

„Ich entſchließe mich und frage: ‚Soll ich zu ihm?‘ — ‚Nein, noch nicht. Er hat die ganze Nacht bei der gnädigen Frau gewacht, und iſt jetzt drüben beim gnädigen Herrn und ruht ein wenig aus. Beide ſchlafen.‘

„So bin ich denn vor dem Schloß geblieben, habe

mich auf die Bank neben dem Thor geſetzt und gewartet.

„Der Doctor geht ein-, zweimal hinauf, kommt wieder, zündet ſich eine Cigarre an, ſteckt ſie verkehrt in den Mund, macht ſich nichts draus. Was ihn plagt, iſt ſeine Sorge um den Oberſtleutnant und auch die, daß noch keine Anſtalten wegen des Geiſtlichen getroffen worden ſind. ‚Was anfangen, Herr Verwalter, wenn Herr Oversberg nicht kommt? . . . Aber er kommt,‘ tröſtete er ſich, ‚und dann iſt uns geholfen. — Die gnädige Frau ſcheint mir jetzt etwas beſſer, zum größten Glück . . . Mein Gott, wenn nur Herr Oversberg käme!‘

„Nun denn, Schlag acht fährt er in den Hof, ſpringt aus dem Wagen und auf den Doctor zu und keucht mehr, als er ſpricht: ‚Lebt ſie noch?‘ — Der Doctor wiederholt: ‚Noch,‘ und bringt ſeine Schmerzen vor wegen des Oberſtleutnants und des Geiſtlichen. Oversberg hört ihn an, oder hört ihn nicht an — ich weiß nicht. Er hat keinen Tropfen Blut im Geſicht, beißt die Zähne zuſammen und geht ins Haus, über die Stiege, den Gang geradeaus, auf die Zimmer der Frau Lene zu.

„Wir folgen ihm, der Doctor und ich, bis in den Salon. Er, das bemerken, ſich umwenden und uns zurufen mit einer Stimme voll Zorn und Schmerz: ‚Ich — ich allein! . . .‘

„Der Doctor wagt nicht mehr ſich zu rühren; ich denke mir: Was haſt Du zu commandiren? und ſuche mir einen Platz, von dem aus ich Frau Lene ſehen kann,

ohne daß ſie mich bemerkt. Beide Flügel der Thür zum Schlafzimmer waren offen, das Bett iſt gerade gegenüber, frei, mit dem Kopfende an der Wand geſtanden. Die Viper und ein Stubenmädchen haben, auf Befehl der Krankenwärterin, eben im Salon die Fenſter aufgemacht. Die gute, friſche Morgenluft iſt hereingekommen und durch die Zimmer geſtrichen und über das Bett der Kranken, und über ihr Geſicht und durch die kleinen, zerzauſten braunen Locken. Ihre Augen ſind geſchloſſen, die Wangen fahl, ſie ſieht aus, als ob ſie einen ſchweren, finſtern Traum hätte, rührt ſich nicht, nur die Finger zucken und klopfen auf die Decke. Die Krankenwärterin, die vor ein paar Tagen aus Wien gekommen iſt, ſteht neben ihr und wiſcht ihr mit einem Battiſttüchel den Schweiß vom Geſicht.

„Gute Nacht, Frau Lene, denke ich, und bin doch froh, daß ich ſie noch einmal geſehen habe, ohne daß ihr Plagegeiſt dabei war, der Herr Robi . . . Nun aber tritt Ihnen Oversberg — mit Schritten, wie wenn er der Herr wäre, ans Bett . . . Nimmt der Wärterin das Tücherl aus der Hand, ſchiebt Ihnen die Perſon weg, ſie dürft' ein Seſſel ſein, der ihm im Weg iſt, beugt ſich über die Kranke und ſagt ganz laut: ‚Lene, liebe Lene!' — Und ſie macht die Augen langſam auf, und ihr Geſicht verwandelt ſich. Alle Traurigkeit in Freude — aller Schatten in Licht. Die Jugend ihrer ſechzehn Jahre erwacht in ihrem Blick, und ihr altes Lächeln iſt auch wieder da, ihr Lächeln aus der früheren Zeit —

das roſige, ſonnige, das heißt: Was ich mir nur wünſche Alles, Alles habe ich! . . .

„‚Albrecht,‘ ſagte ſie einige Male leiſe und deutlich und ſah ihn flehend an. So ſchüchtern kam's heraus, als ob ſie kaum hoffen würde, auf die Erfüllung ihrer Bitte: ‚Albrecht . . . einmal . . . geben Sie mir einmal die Hand —‘ und wie er ihr die Hand giebt: ‚Die andere auch.‘ Sie hält ſeine beiden Hände in ihren Händen und ſagt: ‚Sie haben mich doch ein wenig lieb gehabt.‘ — ‚O Lene, Lene, immer gleich übermenſchlich lieb!‘ war ſeine Antwort. ‚Dank!‘ — nur gehaucht, aber die Seligen im Himmel danken ſo, glaub' ich. Sie ſtreckt die Arme aus, drückt ſeine Hände feſt — feſt . . . macht einen tiefen Athemzug und iſt todt.

„Er blieb ſehr lange vor ihr ſtehen, ohne den Blick von ihr zu verwenden, löſte endlich ſeine Hände aus den ihren, preßte das Tüchel an ſeine Augen und an ſeinen Mund, ſteckte es zu ſich, und — merkwürdig, da er ſich von ihr ab und uns zuwendet — nichts hätten ſie ihm angeſehen — nichts, ſage ich Ihnen.

„Sie liegt da, ausgeſöhnt mit dem Leben, mit Allem, und man hätte ſie für ein Kind halten können, das vor Müdigkeit eingeſchlafen iſt; aus ihm ſpricht ein Frieden, — völlig erhaben. Ja, ja: ſanft und leicht iſt ſie geſtorben, und er hat einen ſchönen Augenblick gehabt in ſeinem Leben, und das war der.

„Anders der Oberſtleutnant und Herr Robi. Der Alte nach dem Tode ſeiner Tochter total niedergebrochen,

und was das Geiſtige betrifft — fertig geweſen. Der Herr Robi ein Vierteljahr hindurch — untröſtlicher Wittwer: ‚Mein Weib! mein geliebtes, liebendes Weib!‘ Er hat, betheuert er, ihr frühes Ende voraus geſehen und ihr deshalb die goldenen Tage bereitet, die ſie an ſeiner Seite gehabt. Er wollte ein Gedicht machen für ihr Grab, brachte es aber nicht über die erſte Zeile. Die lautete einmal: ‚Kein Zwieſpalt trübte unſern Himmel,‘ und ein anderes Mal: ‚Zu ſonnig unſer Weg.‘ — Sogar der geduldige Oversberg zeigte offen, daß ihm die Faxen zum Hals herauswuchſen, nur der Oberſtleutnant konnte nicht aufhören, ſich wiederholen zu laſſen, wie glücklich ſeine Tochter geweſen. Den Troſt ſuchte, wollte er, an den klammerte er ſich aus Selbſterhaltungstrieb, der immer mächtig in ihm war.

„Sie hatten Frau Lene — einſtweilen — auf dem Dorfkirchhof beigeſetzt, den Platz aber ſchon ausgeſucht, auf dem ſich ihr Mauſolum erheben ſollte.“

„Mauſoleum,“ berichtigte der Dechant, indem er das le nachdrücklich betonte.

„Natürlich! man darf ſich doch verſprechen,“ verſetzte der Inſpector. „Ein Mauſoleum wollt' er ihr bauen, und in der Art wie das vom großen Napoleon hätte es werden und auch ſchon gleich fertig daſtehen ſollen. Nun — die alte Geſchichte. Die Arbeit mit dem bekannten Robiſchen Stallfeuer angefangen und betrieben worden, bis der Winter ſie unterbrochen hat. Dann iſt der Bauherr davon gerutſcht, zur Erholung

nach Wien, und Oversberg hat in ſeinem Namen weiter regiert.

„Um die Weihnachtszeit gab es eine Ueberraſchung in Siebenſchloß — Frau Lene kam zurück. Leibhaftig, herzig, wie ſie unter uns gewandelt, aber — aus Stein, in der Geſtalt ihrer für das Mauſoleum beſtimmten Statue. Der junge Bildhauer hatte ſie gemacht, und es war noch ſeine ganze Liebe drin. Mir hat's beim erſten Anblick den Athem verſchlagen . . . Etwas ſo Schönes! Der Kopf ſehr ſanft vorgeneigt, der linke Arm herabhängend am zarten, ſchlanken Leib, die rechte Hand ein wenig erhoben, das Kleid einfach, in vielen Falten. Und der Ausdruck in dem Ganzen! Unſchuldig und doch bewußt, ein Mädchen und doch eine Frau. Ja, eine ſolche Kunſt laſſe ich mir gefallen.

„Der Oberſtleutnant brach vor dem Ebenbilde ſeiner Tochter in Thränen aus, konnte ſich die längſte Zeit nicht faſſen. ‚Sie ſpricht ja!' rief er endlich, ‚ſie ſpricht! . . . Sag', wo biſt Du jetzt, meine Lene? Sag' es uns!'

„Die Statue wurde auch „einſtweilen" zu Häupten von Frau Lenes Grab aufgeſtellt, ſteht heute noch auf demſelben Fleck, denn zum Ausbau der Gruft iſt es nicht gekommen. War unmöglich, ſolche Capitalſchnitzer haben ſie im Anfang mit ihrem Ueberhetzen gemacht. Was wäre in unſerem rauhen Klima aus dem ſchönen Meiſterwerk geworden, wenn Oversberg nicht ein Capellchen darüber hätte mauern laſſen?

„In der erſten Zeit, in der ſie ſich dort befand,

fuhr ich eines Nachts im Schlitten von einer Unterhaltung — es war Faſching — die ich in der Kreisſtadt mitgemacht hatte, nach Hauſe. Die Straße führt über Siebenſchloß. Am Ende des Dorfes macht ſie eine Schlinge, die ſich abſchneiden läßt, indem man einen ſchmalen Weg längſt der Friedhofsmauer einſchlägt. So that ich. — Das Land iſt flach wie der Tiſch; der Schnee lag feſtgefroren und ſchuhhoch. Nun, wie ich an der kleinen Gitterthür vorbei komme — was ſeh' ich? — Sie ſteht halb offen. Was ſoll das heißen? Wer hat bei nachtſchlafender Zeit auf dem Kirchhof zu thun? Ich halte, ſteige aus, binde mein Pferd an den nächſten Baum. Wollen uns doch umſchauen, denk' ich, und geh' hinein.

„Von weitem ſchon ſchimmert mir, mitten unter den niederen Kreuzen ringsum — Frau Lene entgegen. Hinter ihr die dunkeln Cypreſſen der Oversbergiſchen Gruft, ihre Geſtalt hebt ſich von ihnen ab, weißer als der Schnee, eine wahre Lichterſcheinung. Ich trete näher . . . da höre ich ein Schluchzen aus tiefſter Bruſt, hart, trocken, und ſehe der Länge nach ausgeſtreckt einen Menſchen am Boden liegen vor der Statue, das Geſicht auf ihren Fuß gepreßt. Es iſt Oversberg . . . Sein ganzer Körper bebt und ſchüttert in einem leidenſchaftlichen, verzweiflungsvollen Schmerz, und er giebt ſich ihm willenlos hin, der Mann der Selbſtüberwindung.

„Die ſteinerne Frau Lene ſchaute mild auf ihn herab, und gar ſeltſam machte ſich's, daß ihre Hand ſich

gerade über ſeinen Kopf ausſtreckte wie zum Segen, wie zum Schutz.

„Nun — ich zog mich ſtill zurück; mir war's nicht darum zu thun, ihn zu beſchämen.

„Wiſſen aber wollte ich, in welchem Humor er ſich befindet nach einem ſolchen Stelldichein mit ſeiner todten Geliebten. So nahm ich mir zu Hauſe nur Zeit, mich anzuziehen und zu frühſtücken, und fuhr ſofort wieder nach Siebenſchloß. Einkaufen, leider. Sie hatten dort ihr gewöhnliches Glück gehabt und trotz des naſſen Jahres ihr Heu trocken herein gebracht. Wir — nicht.

„Ich fand ihn in der Kanzlei mit den Plänen zu einer Waſſerleitung beſchäftigt, die er ſpäter ausgeführt hat. Als ich von der Entfernung der Quellen hörte und und von den vielen Bauerngründen, durch welche die Röhren laufen ſollten, kam mir das Unternehmen ſehr keck vor, und ich ſagte:

„‚Sie, das bleibt auf dem Reißbrett.'

„Er ſuchte mich zu widerlegen, rechnete, zeichnete mir vor und war halt bei der Sache wie ein Menſch, der nichts Anderes als das im Kopfe hat. Die Augen glänzten ihm, als ob er ſie die ganze Nacht nicht aufgemacht und höchſtens von der Waſſerleitung geträumt hätte. Es verdroß mich, ja — ich kann's nicht leugnen, und ich that, als wenn er mich zu ſeiner Meinung bekehrt hätte, und ſagte: ‚Das dürfen auch nur Sie riskiren — mit Ihrem Glück!' Worauf er wegſah und ſchwieg.

„Das Trauerjahr war noch nicht ganz um, und

Herr Robi, der untröſtliche Wittwer, wieder verheirathet. Dieſes Mal mit einem Fräulein von Adel, ſo einem papiernen wie der ſeinige. Schöne ſtattliche Blondine, lebensluſtig, viel Geld gebraucht. Offenes Haus in Wien, offenes Haus auf dem Lande, Herr Robi anfangs ganz aufgemiſcht, dann oft froh, wenn er beim Oberſtleutnant ſitzen und ſich ein biſſerl langweilen konnte, zur Erholung von allen den Feſtivitäten.

„Seine Frau machte Witze über die Greiſencolonie in Siebenſchloß, denn auch die alten Siegshofen hatten ſich — nachdem er ſein Geſchäft aufgegeben — dahin zurückgezogen. Um den Stiefſohn kümmerte ſie ſich nicht ſtark; ſie hat eigene Kinder bekommen, die etwas geſünder ausgefallen ſind als der war. Ihn erhielt ja nur die außergewöhnliche Sorgſamkeit, die ſeine Großeltern und Oversberg auf ihn verwendeten, man muß wirklich ſagen, künſtlich, bis zum ſiebenten Jahre. Die junge Frau wurde traurig, wenn ſie ihn anſah: ‚Armes Thierchen, es wird nicht leben,‘ ſagte ſie voll Mitleid, denn ſie war gutmüthig. Wäre ſie böſe geweſen, ſie hätte die Alten, die doch keine Geſellſchaft für ſie waren, von Siebenſchloß weggedrückt, ſo aber — drückte ſie ſich ſelbſt, brachte den Winter in der Stadt, den Sommer in See- und anderen Bädern zu. In Siebenſchloß erſchien ſie nicht mehr, und Herr Robi nur ſelten, um ſeine Alten und ſeinen Erſtgeborenen zu ſehen, den ihnen wegzunehmen er nicht das Herz hatte. Das Treibhauspflänzchen war ihr Glück und das Oversbergs.

„Es überlebte nur die Großeltern Siegshofen. Bald nach ihnen ging auch ihr Enkel.

„Nun — was Oversberg für Frau Lene nicht hatte thun dürfen, hat er für ihr Kind gethan, es gehegt und gepflegt unermüdlich, ist nicht von ihm gewichen Tag und Nacht. In der Krankheit war's seiner Mutter immer ähnlicher geworden, lag im Sarge wie sie, so schlank und weiß und hatte auch die langen, dunkeln Wimpern, die einen durchsichtigen Schatten warfen auf seine abgemagerten Wangen, und um den Mund ihr letztes, seliges Lächeln . . . An diesem kleinen Sarge ist die Erinnerung an sie wieder recht lebhaft erwacht, aber auch die Giftstaude der Verleumdung, von der man meinte, sie ist glücklich eingegangen, wieder in die Höhe geschossen. — Ja, die Viper saß nicht umsonst im Amtshaus und hatte den Revisor genommen, weil der Verwalter nicht zu haben war.

„In der Gestalt des Bedauerns und des Lobes suchte die Lästerung den armen Oversberg auf. — ‚Das ist ein Verlust für Sie! Sie sind ja so gut! Nein, diese Güte, diese Liebe zu dem armen Kind . . . Sein eigener Vater hätte nicht anders mit ihm sein können!'

„Und er Alles für baare Münze genommen, nichts gemerkt. Ich mußt' ihn, dem Andenken Frau Lenes zu Ehren, aufmerksam machen, er soll sich gewiß recht zusammen nehmen beim Begräbniß, und warum er's soll, und daß die Leute nur warten, daß er dem Kinde ins Grab nachspringt, und sich darauf freuen.

„Da ist er wachsbleich geworden. — ‚Was sagen Sie?‘ wiederholte er ein paar Male und preßte seine Hände zusammen. Mit welcher Kraft werden Sie sich vorstellen, wenn ich Ihnen sage, wie er sie auseinander nimmt, sind sie voll Blut.

„Zum Begräbniß, um keinen Preis früher, ist Herr Robi erschienen. Dabei sein, wenn sein Kind leidet — unmöglich; das konnt' er nicht, so grausam ist er nicht. Jetzt aber zeigt er sich! Alles aus Wien kommen lassen, den ganzen Pomp: Sechs Schimmel, blauen, silberbeschlagenen Wagen, silberbeschlagenen Sarg — silbergesticktes Bahrtuch, Fackelträger und so weiter. Die Geistlichkeit aus der ganzen Gegend zusammengetrommelt; der Zudrang ungeheuer — natürlich. Von weit und breit sind die Menschen herbeigelaufen, um das Leichenfest mitzumachen. Wie einen Prinzen, erzählt man sich, wird Herr von Siegshofen seinen Erstgeborenen begraben lassen, ‚und Herr Oversberg wird ihm ins Grab nachspringen,‘ setzten die Eingeweihten hinzu.

„Ist ihm aber nicht nachgesprungen. Dagestanden und sich genirt, weil Herr Robi gar so theatralisch war, besonders in dem Moment, in dem er die ersten Schollen Erde auf den Sarg werfen und dann die Schaufel dem Oberstleutnant reichen mußte.

„Der hatte durchaus mitgehen und seine alte Uniform anlegen wollen, und nahm sich in ihr aus — zum Weinen; sie ist an ihm gehängt wie an einem Rechen. Ihretwegen wahrscheinlich auch das militärische

Auftreten, zu dem er ſich, ſeinem runden Rücken und ſeinen wackligen Beinen zum Trotz, gezwungen hat, und die Anſtrengung, die er machte, um die Thränen hinunter zu ſchlucken, die ihn beinah' erſtickten.

„Zu viel für den gebrochenen Mann . . . Wie er die Hände nach der Schaufel ausſtreckte, zitterte er ſo ſtark, daß er daneben griff; ſie fiel, er ſtolperte und wäre bei einem Haar geſtürzt, knapp neben der Grube. Wir haben ihn glücklich aufgefangen, ich und Oversberg, und der hat ihn beim Arm genommen und nach Haus geführt.

„An den Neugierigen vorbei ſind ſie gegangen, die Oversberg unverſchämt anglotzten. Nun ja — er hat ihre Erwartungen getäuſcht . . . Auch er ſchaut — zieht die Augenbrauen zuſammen, und ſein Blick ſagt deutlich, Niemand konnte es mißverſtehen:

„Geſindel!

„Ja, wenn er ſich nur öfters hätte ärgern können, es iſt ihm gut geſtanden.

„Seit der gewiſſen Andeutung, die ich ihm gemacht habe, hat er nie wieder von dem Kinde geſprochen. Was er im Stillen durchgemacht haben wird — meiner Treu, lieber er als ich. Aeußerlich hat ſich an ihm wenig verändert, nur daß er womöglich noch fleißiger geworden iſt als früher — angezogen, angezogen — die pure Schraube! . . . Viel ſpäter einmal kam, ganz zufällig, die Rede auf den kleinen Robi, und daß es doch ſchade iſt um das einzige Kind Frau Lenes.

„‚Ein Unglück,‘ ſage ich, und er ſeufzt tief auf:

„‚Nein — ein Glück. Den Willen ſollte man ihm thun, und ihn dabei doch erziehen . . . Er ſo kränklich, und wir ſo ſchwach . . . Wir hätten ihn verwöhnt, was wäre aus ihm geworden? O wohl ihm! wohl ihm!‘

„Darauf konnte ich nur entgegnen: ‚Dann iſt's ja recht. Aber Ruhe würde ich mir an Ihrer Stelle gönnen. Für wen plagen Sie ſich, wenn das Kind nicht mehr da iſt, dem Siebenſchloß doch einmal zugefallen wäre? Was haben Sie jetzt von Ihrer Arbeit?‘

„Er ſah mich an, wie wenn ich die größte Dummheit ins Leben geſetzt hätte, und gab mir zur Antwort: ‚— Nun doch — die Arbeit‘“.

Dieſe Auffaſſung erregte das Mißfallen der Herren Beamten. Der Verwalter fand kein Ende mit: „Erlauben Sie mir, und und und“ . . . der Oberförſter rief: „Dilettantenfleiß, Unſinn das!“ Der Controlor polterte, ſo ein verzwickter Junggeſelle, dem nie ein Dunſt davon aufgeſtiegen iſt, was es heißt, eine Familie ernähren, habe leicht plappern. Am gelaſſenſten blieb der Förſter, der ſprach einfach: „Von der Arbeit nichts haben wollen als Arbeit — das iſt mir zu hoch.“

„Iſt es Ihnen?“ verſetzte der Inſpector mit ſpöttiſchem Triumphe — offenbar hatte er ſein Publikum jetzt da, wo er es haben wollte. — „Nun, mir auch. Für tüchtige Arbeit tüchtigen Lohn iſt mein Grundſatz. Und zum Beweis, daß ich ihn auch ausübe — eine Mittheilung meine Herren.“

Er war plötzlich in ſeinen trockenſten Geſchäftston übergegangen, erhob ſich (wir, ſelbſtverſtändlich, ſprangen auf), ſchlug an ſein Glas und ſprach unter lautloſer Stille: „Unſer gnädigſter Herr Fürſt hat auf meinen Antrag die Beſoldung ſämmtlicher hier anweſender Forſt- und Wirthſchaftsbeamten um fünfundzwanzig Procent erhöht.“

Das war eine Ueberraſchung, eine Rührung, eine Dankbarkeit, ein gegenſeitiges Glückwünſchen! Ich mußte warten, bis die hochgehende Fluth der allgemeinen Freude ſich gelegt hatte, um, mit dem Rechte des Einzigen, der bei einer großen Beſcherung nichts bekommen hat — aber auch nichts braucht, Gott ſei Dank! — den Herrn Inſpector um das Ende der Geſchichte Oversbergs zu bitten:

„Sie hat kein End',“ erwiderte er, „ſie iſt aus, das iſt ihr End'.“

„Ach,“ rief der Förſter, ganz übermüthig gemacht durch das unerwartete Glück, das ihm zu Theil geworden (er iſt unſer ländlicher Don Juan). „Verehrter Herr Inſpector, entſchuldigen, daß ich mich ausdrücke, aber mir ſcheint, Herr Oversberg war ein Narr und hat keine Courage gehabt. Wenn er zugegriffen hätte, da ſich das hübſche Fräulein ſo tapfer für ihn declarirt hat, Alles wäre gut geworden. Der alte Herr hätte ſich erholt, wie er ſich ja erholt hat, und verziehen und ſeine Enkel gehutſcht, anſtatt . . .“

Der Inſpector unterbrach ihn: „Natürlich! — Hab'

ihm's auch vorgehalten . . . Aber Der! . . . mich ſpazieren geſchickt, nichts Anderes; geſagt: Sie haben ihn ja damals geſehen — nämlich den Alten. Nach menſchlicher Vorausſicht wäre er einer neuen Gemüthsbewegung gewiß unterlegen, und — wir können nur nach menſchlicher Vorausſicht handeln . . . und auch nur nach unſerem eigenen Charakter . . . Sie und Viele — Stärkere als ich würden anders gehandelt haben . . . ich, ich bin ein ſchwacher Menſch. Und noch etwas: Die Liebe in einem Winkel des Herzens, die Hochachtung in einem anderen — es kommt oft vor. Bei mir wohnen ſie beiſammen. Die Lene, die von ihrem ſterbenden Vater weg zu mir gelaufen wäre — das wäre nicht mehr meine Lene geweſen . . ."

„Bravo!" rief der Controlor, „da hört man einmal etwas Vernünftiges von ihm."

„Und was iſt denn," fragte der Verwalter und gab ſeiner Weſte eine ſo nachdrückliche Mahnung, daß ſie genug hatte und für dieſen Abend ihre ehrgeizigen Beſtrebungen aufgab, „was iſt denn mit dem Herrn Oberſtleutnant geſchehen, und und"

„Der Oberſtleutnant weinte und klagte ſeinen Schmerz um den Sohn ſeiner Lene aus," erwiderte der Inſpector, „und duſelte dann noch viele Jahre gemüthlich weiter und wurde uralt, und mein guter Oversberg auch nicht jünger. Tag für Tag, bei jedem Wetter, wanderten beide zum Kirchhof. Der Alte ſetzte ſich auf ein Bänklein am Grab ſeiner Tochter, blieb in Sommers-

zeit ſtundenlang dort ſitzen und war Ihnen ſtillvergnügt. Die Schmetterlinge hatten jetzt Ruhe vor ihm. Ungenirt konnten ſie ihn umflattern, ſich auf ſeine Hand niederlaſſen, er betrachtete ſie mit Kennerblicken und — ließ ſie fliegen. Ein beſonders ſchöner Admiral hatte einmal Platz genommen auf dem Netze, das er gewohnheitsmäßig immer mittrug und neben ſich auf das Bänklein legte.

„‚Fangen,‘ ſagte ich — denn müſſen Sie wiſſen, ich beſuchte ihn hie und da auf ſeinem ſtillen Plätzchen — ‚fangen Sie ihn doch!‘

„Er lachte, wiegte den Kopf hin und her und erwiderte mit ordentlich ſchalkhafter Miene: ‚Du ſollſt nicht tödten!‘

„Da konnte ich mir's nicht verſagen, die Frage an ihn zu ſtellen, ob dieſe Auslegung des göttlichen Gebotes von ihm ſelbſt oder von Oversberg herſtamme, brachte aber eine klare Antwort aus ihm nicht heraus. So bleibt es denn ewig unentſchieden, dürfen wir oder dürfen wir nicht unter den vielen Verdienſten, die der heilige Albrecht ſich erworben hat, auch aufzählen: Er rettete mehreren Schmetterlingen das Leben . . . verdarb damit freilich dem alten Oberſtleutnant ſeine letzte Freude, wodurch das Verdienſt wieder vermindert wird — um wie viel? — Das ſind Spinteſirungen, in die ich mich nicht einlaſſe, das geht Sie an, Herr Dechant.“

Dieſer nahm den Scherz nicht übel, ſondern erwiderte mit Schmunzeln: „Spintiſirungen, ja, über einen

Conflict der Pflichten, die einem buddhiſtiſchen Weiſen beſſer anſtünden als einem chriſtlichen Prieſter.“

„Aha!“ rief der Inſpector, der gute Oversberg giebt ſogar Ihnen ein Räthſel auf. Laſſen Sie mir, ich bitte recht ſehr, gelten, daß er für mich eines bleiben durfte, bis an ſein ſeliges Ende . . . Denn ſelig ſoll es geweſen und er mit ſeinem Sprüchwort auf den Lippen geſtorben ſein. Das lautete: ‚O welch' ein Glück!‘ — Im Leben alle Augenblicke: ‚Welch' ein Glück!‘ und im Sterben, als er den Arzt, der ihn für bewußtlos hielt, ſagen hörte: ‚Es geht zu Ende,‘ — auch wieder: ‚Welch' ein Glück!‘ So hat er ſich's angewöhnt. Wie oft haben wir ihn deswegen ausgelacht! Seine berühmte Chance als Oekonom hat ihn ja auch manchmal ſitzen laſſen, die Dummheit und Bosheit der Menſchen ihm auch zu ſchaffen gegeben. — Einmal iſt die ganze Gemeinde gegen ihn aufgeſtanden, bis auf — zwei Häusler: ‚Zwei Ehrenleute,‘ ſagt er: ‚Welch' ein Glück!‘ . . . Wirklich, ich fahr' ihn an: ‚Wenn Ihnen der Sturm Ihr Haus zerſtört und nur zwei Ziegel aufeinander ſitzen bleiben, Sie werden noch ſagen: Welch ein Glück! . . . Nein, Ihre ſanftmüthige Heiterkeit, wo Sie die hernehmen!‘

„‚Woher?‘ — Das gab ihm zu denken, und erſt nach einiger Zeit antwortete er: ‚Sie hat vielleicht einen, recht engherzigen Grund; ſie kommt vielleicht aus dem Bewußtſein — ich habe alle meine Lieben geborgen, es kann nur noch mir etwas geſchehen.‘

„Er war ein alter Mann, seine Haare waren weiß geworden, den Kopf trug er ein wenig gebückt, sah Jeden von unten herauf mit außerordentlichem Wohlwollen an. Manche, besonders die Jüngeren, wie sie schon sind, erwiderten das so gewiß: Machen Sie sich doch nichts aus mir, ich mache mir ja nichts aus Ihnen. — Ob mein guter Oversberg so etwas gemerkt hätte? — nie! . . . Er ging dahin . . ."

Zum letzten Male an dem Abend unterbrach der Herr Dechant den Herrn Inspector. Der alte Herr lehnte sich zurück in seinen Sessel, legte die Hände auf den Rand des Tisches, wie er sie auf die Kanzelbrüstung zu legen pflegt und sprach: „Er ging dahin, unverwundbar durch seine Harmlosigkeit und Güte, wie die Helden der nordischen Sage es geworden sein sollen durch ein Bad in Drachenblut. Ehre seinem Andenken! Sonderbar, Herr Inspector, sehr sonderbar, Sie haben mir mehr von ihm erzählt, als Sie selbst von ihm wissen und wissen können. Denn, nehmen Sie es ja nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube: Sie sind ein gescheiter Mann, ein rechter Schätzmeister der Fähigkeiten, der Arbeitskraft Anderer in Ihrem wichtigen, weit umfassenden Wirkungskreise. Aber einen einfachen und edlen Menschen — verstehen Sie nicht."

Ihr Traum.

Erlebniß eines Malers.

Im Sommer 79 hatte ich von einem hohen Kunſtfreunde den Auftrag erhalten, Land und Leute des Kronlands Mähren in einer Reihe von Bildern zu charakteriſiren. Da ich meine Zeit gehörig ausnützen und auch ganz unabhängig bleiben wollte, vermied ich, von der Gaſtfreundſchaft der Schloßbewohner Gebrauch zu machen und nahm trotz der Liebenswürdigkeit, mit der ſie mir überall angeboten wurde, mein jeweiliges Standquartier wohl oder übel (meiſtens übel) im Dorfwirthshaus.

Raſch ging die Arbeit mir von der Hand. Ende September hatte ich alle meine Skizzen und ſogar einige Bilder fertig. Mit gutem Gewiſſen und ſehr heiterem Muth durfte ich wieder heimwärts fliegen nach Wien, wohin für den erſten October eine Verabredung mich rief — mächtig rief . . . Ich verrathe nichts, ich ſage nur: mein Herz, das heute noch von Winterfroſt nichts weiß, befand ſich damals im Drang der Herbſtäquinoctialſtürme.

Am Morgen des letzten September erwachte ich zugleich mit dem Haushahn im Gaſthof des Dorfes

Willowic. Ein ganzer Tag war noch zu überwinden, bevor ſie aufging, die Sonne des erſten Octobers. Wenn ich heute meine Heimreiſe antrat, lagen noch ein paar Abendſtunden, lag eine ſicherlich ſchlafloſe Nacht zwiſchen der Stunde meiner Ankunft und der meines Glückes. Ich entſchloß mich, meine Ungeduld tagsüber zu verrennen und die Nacht lieber im Waggon als im Bett zu durchwachen. Einen Localzug verſchmähend, der mich zur nächſten Nordbahnſtation gebracht hätte, hing ich meinen Torniſter um, ſteckte einigen Mundvorrath zu mir und trat die Wanderung an. Sonderliche Genüſſe bot ſie mir nicht. Die Gegend dort iſt ebenſo fruchtbar wie unmaleriſch; ſie erinnert mich immer an ein nichtsſagendes, aber von Geſundheit ſtrotzendes Geſicht. Der Menſchenſchlag aber iſt nicht übel, und hie und da hatte ich doch Gelegenheit, mein Skizzenbuch herauszuziehen und während meiner kurzen Raſt eine Kindergruppe und die ſchlanke Geſtalt eines hübſchen Mädchens oder eines jungen Burſchen zu conturiren.

Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergang, und ich ſchritt gemüthlich weiter, überzeugt, daß ich die Richtung nach meinem Ziele innehielt. Um mich deſſen jedoch zu vergewiſſern, holte ich von Zeit zu Zeit Erkundigungen bei Vorübergehenden ein.

„Jen rovno“, hieß es Anfangs, dann einmal „Na levo“, einmal „Na pravo“, und je weiter ich kam, deſto bedenklicher ſchüttelte der Angeſprochene den Kopf und ſagte: „Daleko! daleko!“

Alſo erſt gerade aus, dann links, dann rechts und endlich weit, weit!

Es begann zu dunkeln. Seit einer Weile ſchon rieſelte ein dichter, kühler Regen mit großer Emſigkeit nieder. Die Abſpannung, nach der ich mich ſo herzlich geſehnt hatte, war allmälig eingetreten, und meine Phantaſie fing an, mir einen, wenn auch noch ſo langweiligen Aufenthalt im Wartezimmer der Bahnſtation als etwas Wünſchenswerthes vorzuſpiegeln.

Mein Weg, eine gut gehaltene Vicinalſtraße, führte längs einer bewaldeten Anhöhe dahin, und plötzlich drang, zwiſchen den vom Sturm gerüttelten Baumwipfeln, ein funkelnder Glanz mir ins Auge. Etwas tiefer unten glaubte ich hellen Lichtſchein durch das Dickicht ſchimmern zu ſehen. Er verſchwand, nachdem ich ein paar hundert Schritte weiter gegangen war, dafür aber ſtieß ich am Ende des Wäldchens auf einen breiten Hohlweg, an deſſen beiden Seiten ſich zwei Reihen, ſo viel mir in der Dunkelheit wahrzunehmen möglich war, ziemlich anſehnlicher Bauernhäuſer erhoben. Das Wirthshaus war unſchwer zu finden, und bald trat ich pudelnaß und mit triefendem Regenſchirm in die von Tabaksqualm und Petroleumsdünſten erfüllte Gaſtſtube. An einem ſchmalen Tiſche ſaßen einige Bauern, tranken, rauchten und ſpielten Karten. Der Wirth und ein junger Livreebedienter ſtanden, dem Spiele zuſehend, daneben. Ich lüftete den Hut vor der Geſellſchaft, wandte mich an den Wirth, verlangte zu eſſen und zu trinken und forderte ihn auf,

mir eine Fahrgelegenheit nach N., das nicht mehr weit ſein könne, zu verſchaffen.

Obwohl der Mann jedes meiner Worte verſtand — ich ſah es ihm an dem ſtumpfen Kegel ſeiner Naſe an, erwiderte er verächtlich: „Ne rozumim“ (ich verſtehe nicht) und wandte mir den Rücken.

Die Bauern blinzelten einander verſtohlen und ſchmunzelnd zu, der Bediente jedoch, der mich ſeit meinem Eintreten aufmerkſam betrachtet hatte, ſprang jetzt mit einem Schrei des Jubels auf mich los. Er rief: „Herr Profeſſor!“ — und ich rief: „Chriſtel Mayerchen, vulgo Varus!“

„Ja wohl, Varus, ich bin's, ich bin's! Eine Ehre für mich, daß Sie mich wieder erkennen!“

„Und auch ein Wunder,“ ſagte ich, denn mein Farbenreiber von einſt, der gutmüthige Knirps, den wir — Niemand wußte, aus welchem Grunde — Varus nannten, hatte ſich gewaltig herausgemacht. Als ein prächtiger Burſche ſtand er vor mir, in all' und jedem verändert, nur nicht in ſeiner großen Dienſtbefliſſenheit.

„Herr Profeſſor,“ ſagte er, „Sie wollen zum Nachtzug zurechtkommen? Das geht nicht mehr, mit Bauernpferden ſchon gar nicht. Ja, wenn Sie nur um eine Viertelſtunde früher gekommen wären, die unſeren hätten Sie mit dem größten Vergnügen hingeführt.“

„Die unſeren?“

„Die gräflichen mein' ich, die aus dem Schloſſe, aber auch die bringen Sie jetzt nicht mehr hin.“

„Nicht mehr?“ — ich hätte den Menſchen prügeln mögen für dieſe Nachricht und ſchnaubte ihn an: „Wann kommt der nächſte Zug nach N.?“

„Morgen acht Uhr früh. Um fünf ſteht der Wagen, der Sie hinführt, vor dem Schloß . . . Aber kommen, Herr Profeſſor, ins Schloß kommen müſſen Sie.“

Ich ſchickte ihn zum Teufel ſammt allen Einladungen, die er in fremdem Namen machte.

Da brach er in ein freudiges Gelächter aus: „Wenn ſich's nur darum handelt, eine Einladung von der Frau Gräfin, noch dazu eine ſehr dringende, will ich gleich bringen.“ Sprach's und — war draußen mit einem Satze.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mein ganzes, auf meiner Künſtlerfahrt erbeutetes Czechiſch zuſammenzuraffen, um einige Fragen an die Anweſenden zu ſtellen: Wie die Frau Gräfin heiße, ob ſie alt oder jung, verheirathet oder verwittwet, ob ſie eine gute Dame und beliebt im Dorfe ſei?

Den Namen erfuhr ich. Es war der eines alten Landadelsgeſchlechtes, und ich beſann mich einer in Paris lebenden ruſſiſchen Fürſtin, — einer berühmt und berückend ſchönen Frau, die aus demſelben Hauſe ſtammte. Meine weiteren Erkundigungen blieben fruchtlos. Der Wirth und ſeine Gäſte ſchnitten geheimnißvolle Geſichter und antworteten ausweichend.

Ich erhielt von alledem den Eindruck, die Schloßherrin gelte für eine brave, aber etwas abſonderliche Frau,

der man in Anbetracht vieler edlen Eigenſchaften ihre Schrullen verzieh.

Nach einiger Zeit war mein Chriſtel wieder da und verkündete mit wichtiger Miene, die Frau Gräfin heiße mich ſehr willkommen und erwarte mich in einer halben Stunde zum Diner.

Diner? — Diner auf dem Lande um ſieben Uhr Abends? — ganz engliſch, aber viel zu nobel für mich, in meinen beſchmutzten Reiſekleidern. Ich deprecirte auf das Eifrigſte — es war umſonſt. Der Tyrann aus Dienſtbefliſſenheit hatte ſich ſchon meines Torniſters bemächtigt und lief voran, und ich — nun ich lief ihm, das heißt meinen Skizzen nach.

Draußen heulte der Sturm, lehnte ſich gegen uns, wie eine unſichtbare Wand, machte das Vorwärtskommen zum athemraubenden Kampfe. Wir waren, nachdem wir die Straße überſchritten hatten, in einem, ſo viel ich ſehen konnte, ſehr ausgedehnten und ſehr verwilderten Park angelangt und gingen vorwärts, immer bergan. Plötzlich, bei einer jähen Krümmung des Weges erblickte ich ein Schlößchen, ein Stockwerk hoch, mit dreizehn Fenſtern Fronte und alle erleuchtet, ſowohl die des erſten Geſchoſſes wie des Hochparterres. Daher war der helle Glanz gekommen, den ich vorhin durch das Geäſte hatte ſchimmern ſehen. Hinter dem Schloſſe zog eine bewaldete Höhenkette ſich hin und war gekrönt von einem weißen tempelartigen Bau, aus dem das einſame Licht, das mich zuerſt begrüßt hatte, mir wieder entgegenblinkte.

„Iſt das die Kirche, dort oben?“ fragte ich meinen Führer.

„Die Gruft,“ erwiderte er kurz und wurde immer einſilbiger, je näher wir dem Herrenhauſe kamen; ich hingegen immer neugieriger. Zuletzt geſtaltete ſich unſer Geſpräch folgendermaßen:

„Sind viele Gäſte da?“

„O nein.“

„Wird das Schloß von einer großen Familie bewohnt?“

„O nein.“

„Wem zu Ehren alſo dieſe Beleuchtung?“

„Das iſt immer ſo.“

Wir traten in den Hof, der vom Hauptgebäude und von zwei Seitenflügeln gebildet wurde. Tiefe Ruhe herrſchte. Kein Laut außer dem Geplätſcher des Springbrunnens, der aus einem kleinen Baſſin emporſtieg, ließ ſich vernehmen. Im Innern des Hauſes dieſelbe Stille. Unter der Einfahrt lagen zwei Doggen auf einem Kiſſen. Uralte Hunde. Sie erhoben die Köpfe — ihre halb erloſchenen Augen richteten ſich auf mich. Die eine kam ſogar heran, beſchnupperte meine Hand und — ſchlich enttäuſcht davon. Sie ſtreckte ſich, daß ihr Bauch den Boden berührte, öffnete den zahnloſen Rachen zu einem Jammergeheul und kehrte erſchöpft zu ihrer Lagerſtätte zurück.

Ich habe ein ähnliches Gebahren an einem Hunde beobachtet, der ſeinen Herrn verloren hatte und nach Jahren noch nicht vergeſſen konnte.

Christel führte mich in ein Zimmer des Hochparterres und half mir meinen Anzug in den bestmöglichen Stand setzen. Dabei begann er wieder zu sprechen oder vielmehr zu flüstern:

„Ja, Herr Professor, den Dienst hier im Hause verdank' ich Ihnen. Wie die Frau Gräfin das Zeugniß gesehen hat, das Sie mir ausgestellt haben, war ich gleich aufgenommen. Ich bin zwar dem Doctor zugetheilt, dem aufgeblasenen Gelehrten, aber es ist doch ein guter Dienst, und was die Bezahlung betrifft . . . Gott erhalte die Frau Gräfin! . . . Aber jetzt," unterbrach er sich, „wird's gleich Zeit sein, und ich muß mich noch umkleiden . . . Bitte, Herr Professor, gehen Sie allein hinauf, oben wenden Sie sich rechts; im Gang die vierte Thür, die ist's. Bitte nur einzutreten, Sie werden empfangen werden wie die heiligen drei Könige.

Mit dieser Versicherung verließ er das Zimmer, und ich dachte dabei: Möge mir der zu erhoffende Empfang an einer gut besetzten Tafel zu Theil werden. Mein Magen knurrte gewaltig, und meine ganze Neugier war jetzt darauf gerichtet, ob man in diesem stillen Hause eine dem Menschen ersprießliche Küche führe.

So ging ich denn erwartungsvoll die Treppe empor, kam in einen breiten, hübsch decorirten Gang und befand mich bald vor der Thür, die Christel mir bezeichnet hatte. Eine Doppelthür, ein Meisterwerk der Kunsttischlerei, reich geschmückt mit anbetungswürdiger Marqueterie, — meine Liebhaberei. O, wie gerne hätte ich dieses Pracht-

ſtück ausheben und nach Wien in mein Atelier ſpediren laſſen. Das ging aber nicht an, — ewig ſchade! So ſagt ich denn zu mir ſelbſt: Vorbei, vorbei, du wünſchereicher Sterblicher, und trat alsbald in den Speiſeſaal oder vielmehr in ein Paradies — ein Paradies im Zopfſtil. Die anmuthigen Stuccaturen an der Decke, die ſchwungvollen Draperien an Fenſtern und Thüren, die reiche Einrichtung, Alles zuſammen machte im Glanz der Lichter, die vom kryſtallenen Kronleuchter niederſtrahlten, einen ungemein harmoniſchen und heiteren Eindruck. Vortrefflich erhaltene Fresken bedeckten die Wände und brachten die ländlichen Vergnügungen der ehemaligen Schloßbewohner zur Darſtellung. Herren und Damen in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts fuhren im Schlitten dahin, hielten eine Obſtleſe ab, tanzten im Grünen, jagten auf ramsnaſigen Pferden dem Hirſche nach.

Es waren brav gemalte, zierliche Bilder, die meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, nicht genug aber, um mich den Hunger vergeſſen zu machen, der mich quälte und durch einen claſſiſch gedeckten kleinen Speiſetiſch mit zwei Couverts noch gereizt wurde. Ich begann mit wachſender Ungeduld im Saale auf und ab zu pendeln und bemerkte erſt jetzt, daß ich nicht allein war. Am Credenzſchrank in der Ecke ſtand regungslos ein weißhaariger, ſchwarzbefrackter Kammerdiener, den Blick unverwandt auf eine der Seitenthüren gerichtet. Nun öffneten ſich beide Flügel, der Alte machte eine tiefe, ehrerbietige Reverenz, und gefolgt von zwei Dienern erſchien

die Herrin des Hauſes und kam mit leiſen raſchen Schritten auf mich zu.

Ich ſah ſie an, und mein Herz erbebte — mein Künſtlerherz. Was ich ſo oft geſucht und nie gefunden, nicht im Leben und nicht in der Kunſt, da ſtand es glorreich in der größten Vollkommenheit vor mir — das Urbild einer ſchönen Greiſin.

Beſchreiben kann ich ſie nicht — wie ich denn jetzt auch weiß, daß mein vielgeprieſenes Bild, das ich mit ſolcher Liebe, mit ſo begeiſtertem Vertrauen zu meiner Kunſt gemalt, nur einen ſchwachen Abglanz der ſanften Hoheit ihres wunderbaren Weſens widergiebt . . . Und wenn ich auch ſage: Die Züge ihres blaſſen Geſichts waren fein und edel, aus ihren dunklen Augen leuchteten Verſtand und Güte, ihre ſchlanke Geſtalt erhob ſich über die Mittelgröße — was wißt Ihr dann? Die Gräfin trug ein enganliegendes, graues Kleid mit breitem, weißem Spitzenkragen und eine, ebenfalls weiße, Spitzenhaube über den ſchneeweißen glattgeſcheitelten Haaren.

Ich hatte nicht einen Schritt ihr entgegen gemacht, war plump wie ein Tölpel ſtehen geblieben und muß ſehr albern und verblüfft dreingeſehen haben, als ſie mir die Hand reichte, ihre merkwürdigen Augen voll Wohlwollen auf mir ruhen ließ und ſprach:

„Welche Freude, Sie bei uns zu ſehen, Herr Profeſſor, wie glücklich werden meine Kinder ſein!"

Ohne Ahnung, wen ſie meinte, murmelte ich etwas Unverſtändliches.

„Allerdings hat der Zufall Sie hierher führen müſſen," ſagte ſie mit leichtem Vorwurf, „den Einladungen meines Iwan haben Sie kein Gehör geſchenkt."

Auch darauf wußte ich nichts zu antworten und entſchuldigte mich ins Blaue hinein. Sie lächelte — ihre Erwiderung war ſtumm, mir jedoch höchſt angenehm, denn ſie beſtand in einem freundlich auffordernden Wink, ihr gegenüber am Tiſch Platz zu nehmen.

Der Kammerdiener hatte den Seſſel der Gräfin gerückt, Chriſtel, der in ihrem Gefolge gekommen war, den meinen. Wir ſetzten uns, und die Schloßfrau fuhr fort, mich zu behandeln wie einen alten Freund, der ſich nach kurzer Abweſenheit am wohlbekannten Herde wieder eingefunden hat.

Die Gräfin las mir mein Erſtaunen vom Geſichte ab und ſagte: „Sie ſind nicht in einem fremden Hauſe, Herr Profeſſor, Sie ſind bei Ihren treueſten und wärmſten Bewunderern. Mein Iwan hat die Ehre, Sie perſönlich zu kennen. — Iwan T.," beantwortete ſie meinen fragenden Blick.

Dieſer Name brachte mir, nach kurzem Beſinnen, einen jungen Mann in Erinnerung, der mich vor mehreren Jahren aufgeſucht. Er hatte Skizzen mitgebracht, die viel Talent verriethen, meine Rathſchläge erbeten und mir die „Abyſſinier" abgekauft, die von ſo vielen reichen Leuten für unerſchwinglich erklärt worden waren.

„Fürſt Iwan T.? Was iſt aus ihm geworden? Pflegt er ſein Talent?"

„Getreulich und immer unter Ihrem Einfluß. Ihre freundliche Aufnahme hat ihn völlig berauſcht, und kürzlich iſt er nach London gereiſt, einzig und allein um die Ausſtellung Ihrer Orientbilder zu ſehen."

Ei, dacht' ich, dieſer Dame muß die Zeit ſchnell vergehen. „Vor Kurzem? — wie man's nimmt; ich habe ſeit ſechs Jahren in London nicht mehr ausgeſtellt," erwiderte ich, und — die Augen erhebend, begegnete ich denen des Kammerdieners, der hinter ſeiner Gebieterin ſtand. Drohend zugleich und flehend glotzte der alte Burſche mich an. Um was er flehte, wovor er mich warnte, konnte ich allerdings nicht errathen.

„Seit ſechs Jahren?" wiederholte die Gräfin ungläubig, „das iſt nicht möglich . . ." Sie ſenkte den Kopf und ſchaute ernſt und ſinnend vor ſich hin —

An wen mahnte ſie mich in dieſer Haltung, mit dieſem Schauen ohne zu ſehen? Dieſem wehmüthigen, träumeriſchen Schauen — — An wen mahnte ſie mich doch?

Langſam richtete die Gräfin ſich empor und machte mit der Hand eine Bewegung in der Luft, dieſelbe, die der Zeichner macht, der eine licht gebliebene Stelle auf ſeinem Bilde verſchummert. „Ja, lieber Profeſſor, das Rechnen habe ich verlernt, zehn Jahre ſind mir wie zwei, und zwei wie zehn. Das aber iſt gewiß, Sie ſind meines Iwan leuchtendes Vorbild. Die Sehnſucht, Ihnen nachzuſtreben, trieb ihn fort. — Er wollte malen wie Sie . . . Ein hohes Ziel, das er ſich da geſteckt, — ein hohes Ziel . . . Meinen Sie nicht?"

Was ſollte ich darauf antworten? — ‚Ja‘ wäre gar zu aufrichtig geweſen und ‚nein‘ gar zu falſch. So half ich mir, indem ich das Geſpräch von Neuem auf den jungen Fürſten brachte und fragte: „Wo iſt er jetzt?“

„Wieder verreiſt — — aber er wird bald wiederkommen, nicht wahr, Leonhard?“ wandte ſie ſich an den Kammerdiener.

Der, mit tiefer Verbeugung, antwortete: „Zu dienen, hochgräfliche Gnaden.“ Dazu machte er Zeichen, die mir galten, und die ich dieſes Mal verſtand. Sie hießen: — Hörſt du, man ſagt ‚ja‘, ſo iſt's Brauch bei uns, halte dich daran!

„Matja, ein großer Jäger vor dem Herrn,“ fuhr die Gräfin fort, „Matja hätte ihn gar zu gern begleitet nach Afrika —“

„Wer?“ fiel ich zagend ein, ungewiß, ob in dieſem Hauſe die Frage nicht ebenſo verpönt ſei, als der Zweifel. Die Gräfin jedoch verſetzte gelaſſen:

„Sein älterer Bruder. Aus dieſer Reiſe iſt aber nichts geworden — die Kinder haben eine andere angetreten.“ Sie griff ſich an die Stirn, ein ſchmerzlicher Ausdruck flog über ihr Angeſicht. „Matja mußte zu ſeinem Vater nach Volhynien,“ nahm ſie wieder das Wort. „Iwan blieb allein in Marſeille. Er hat mir von dort Bilder geſchickt, die ſogar mich — die ihm doch viel zutraut — überraſchten.“

Sie beſchrieb dieſe Bilder mit großer Anſchaulichkeit

und legte dabei ein tüchtiges und ſelbſtändiges Kunſturtheil an den Tag.

Trotzdem hörte ich ihr nicht mit der gebührenden Aufmerkſamkeit zu, ich vergaß die weiſe und liebenswürdige Rede über den Mund, aus dem ſie floß. Unter Anderen ſprach die Gräfin von einer meiner älteren Arbeiten, lobte dieſelbe fein und klug und begründete das geſpendete Lob. Sie that es mit innigem Wohlwollen, mit echter Freude am Erfreuen und dem Gewürdigten gegenüber mit einer Beſcheidenheit, die an Demuth grenzte.

Da durchblitzte mich's: — An die alte Frau mahnt ſie, die meine Mutter war — an die arme Bewohnerin einer Hütte in unſeren Tyroler Bergen ... Im nächſten Augenblick freilich ſagte ich mir ſchon: ach nein! mit der Aehnlichkeit iſt's nichts. Aber daß ſie, wenn auch im Fluge, vor mir aufgetaucht, daß ich nur meinte, ſie zu finden, hatte mir gut gethan, mir das Herz erwärmt. Die Befremdung, die mich in Bann gehalten, ſeitdem ich das Schloß betreten, war verſchwunden, auch ich wurde geſprächig.

Auf die ſchweren Weine, die mir zu Anfang der Tafel ſervirt worden, hatte ich bereits eine Flaſche Veuve Cliquot geſetzt. Die Gräfin ermunterte mich, den Anfang mit einer zweiten zu machen:

„Es iſt der Lieblingswein meiner Kinder und wird deshalb immer im Keller gehalten."

Auf meine Bitte geſtattete ſie, die bisher nicht einen

Tropfen Wein genommen hatte, daß auch ihr Champagnerglas gefüllt werde. Schon hatte ſie es an die Lippen geführt, als ich ausrief: „Auf die Geſundheit der Fürſten Matja und Iwan!“

Merkwürdigerweiſe mußte, was ich da gethan, dem Alten mir gegenüber nicht recht ſein, denn ich fühlte, ja fühlte ohne aufzublicken, obwohl ich wahrlich kein Senſitiver bin, daß ſeine Augen mich zornig angrollten. Doch machte ich mir um ſo weniger Sorgen darüber, als die Gräfin ſowohl dieſen erſten Toaſt, wie einen zweiten, den ich auf ſie ausbrachte, ſehr gnädig aufnahm. Meine Stimmung wurde immer heiterer. Die Atmoſphäre der Schönheit und der Pracht, die mich umgab, die vorzüglichen Weine, die ich getrunken hatte, die Freundlichkeit, mit der meine edle Wirthin mich behandelte, verſetzten mich in einen köſtlichen Rauſch. Ich empfand ein himmliſches Behagen, eine große Dankbarkeit und Vertrauensſeligkeit, und erzählte der Gräfin meine Lebensgeſchichte von A bis Z. Sie hörte theilnehmend zu, unterbrach mich nur manchmal mit dem Ausſpruch: ‚Das hätten meine Kinder auch‘, oder ‚das hätten ſie nicht gethan‘.

Und während ich ſprach und aß und trank, hörte ich nicht auf, ihre Züge, den wechſelnden Ausdruck ihres Geſichtes zu ſtudiren. Ja, wer Dich malen könnte! hatte ich Anfangs gedacht, jetzt dacht' ich ſchon — Du wirſt gemalt, und wenn es gelingt, dann giebt's ein Bild ohne Gleichen.

Rembrandt hat ein unvergeßlich liebes Mütterchen auf die Leinwand gezaubert, Andere haben wohlerhaltene alte Frauen verewigt; den Adel des Alters, eine Greiſin als Greiſin ſchön, hatte, ſoviel ich wußte, noch Niemand gemalt. Ich hoffte der Erſte zu ſein.

Die Mahlzeit war zu Ende, der ſchwarze Kaffee wurde gebracht, mein Chriſtel, der ſeinen Dienſt als dritter Aufwärter feierlich wie ein Theaterkönig, unhörbar und lautlos wie ein Schatten verſehen hatte, erhielt von der Gräfin den Befehl, Cigarren und Cigarretten aus dem Zimmer des Fürſten Matja zu bringen. Nachdem dieſer Auftrag beſorgt war, verließ die Dienerſchaft das Zimmer. O wie ungern ging der alte Leonhard! An der Thür wandte er ſich noch und hinter dem Rücken ſeiner Gebieterin ſtreckte er die Hände gegen mich aus, faltete ſie und preßte dann mit vielſagender Gebärde die Rechte an ſeine Lippen.

Die Gräfin ſchob mir die Cigarrenkiſte zu, deren Inhalt faſt unwiderſtehlich lockend duftete. „Bitte, nehmen Sie — nichts da, es muß ſein,“ ſprach ſie gebieteriſch, als ich aus Höflichkeit eine heuchleriſche Ablehnung vorbrachte. „Matja wäre gekränkt, wenn er erführe, daß Sie ſeine Imperiales verſchmäht haben . . . Wie? — noch immer Complimente? Da bleibt mir nichts übrig, als Ihnen mit gutem Beiſpiel voranzugehen.“ Sie nahm eine winzige Cigarrette und zündete ſie an. „Sehen Sie, wozu meine unartigen Kinder mich verleitet haben?“ ſagte ſie lächelnd und — rauchte aus Gaſt-

freundſchaft, aber ohne Uebung, denn ſie blies in ihr Cigarrettchen hinein, bis es ausging. Ich ſecundirte discret. Ein famoſes Kraut, das ich zwiſchen den Zähnen hielt, aber doch gar zu trocken für meinen Geſchmack.

Eine kurze Pauſe, und die Gräfin begann: „Wenn ſie jetzt kämen, die Kinder, und Sie hier träfen, Herr Profeſſor, und mich in Ihrer Geſellſchaft rauchend wie ein Student, das wäre ein Jubel — das wäre . . .“

Sie legte die längſt erloſchene Cigarrette weg und ſah in die Luft, wieder wie vorhin, ſo träumeriſch, ſo verloren . . . Und ich — immer mein Bild im Kopfe — betrachtete ſie mit heißer Aufmerkſamkeit, bewunderte den milden ſilbernen Glanz ihrer weichen Haare — die Stirn um einige Linien höher, als Praxiteles mit ſeinem Schönheitsideal vereinbar gefunden hätte, aber edel geformt und geiſtvoll, eine Stirn, die nie andere als reine Gedanken geborgen. Die Augen . . . Gott ſteh' mir bei! wie konnt ich doch nur zweifeln, an wen ſie mich erinnerten. Hatte ich nicht hundertmal verſucht, ihnen ſehr ähnliche aus dem Gedächtniß nachzupinſeln, ohne daß es mir gelang . . . denn ſie waren unergründlich und ſeicht, ſie konnten in einer und derſelben Minute ein tödtliches Ermatten widerſpiegeln und vor Lebensluſt ſprühen.

In einer luſtigen Männergeſellſchaft, deren feurige Beherrſcher dieſe Augen waren, habe ich ſie, eines Momentes Dauer, geſehen wehmüthig ins Leere ſchauen mit dem Blick, mit dem Ausdruck der Augen meiner ver-

ehrungswürdigen Gaſtfreundin . . . Und da, in der Freude über meine Entdeckung, erhitzt vom Wein, glühend von Schöpferwonne — ſchon tauchte es vor mir empor, das Bild, das mein beſtes werden ſollte — vergaß ich, daß ich im Begriffe ſtand, einen Namen zu nennen, der in dieſem Hauſe nicht hätte ausgeſprochen werden dürfen und rief: „Fürſtin T. in Paris — ſtammt ſie nicht aus Ihrer Familie?“

Die Gräfin ſenkte die Augen, ein Schauer lief durch ihre Glieder, ſie richtete ſich noch gerader auf und ſprach mit eiſiger Miene und Stimme: „Fürſtin T. war meine Tochter. Sie iſt todt.“

— Ihre Tochter! . . . Teufel, Teufel! was hatte ich da gethan? . . . Die ſchmerzlichſte Fiber im Herzen der edlen Frau berührt, in meiner verfluchten Gedankenloſigkeit. Ich ward ſogleich nüchtern vor Leid und Reue und ſtammelte beſtürzt: „Todt? — die Fürſtin todt? . . . Seit wann?“

„Seit vielen Jahren,“ erwiderte ſie mit einer Beſtimmtheit, die den Widerſpruch ausſchloß.

Mir aber hatte man vor drei Tagen den Brief eines Freundes nachgeſchickt, in welchem von der Fürſtin als von einer ſehr Lebendigen die Rede war.

Und dennoch: — „Sie iſt todt?“ — Erſchütternd hallte der Klang dieſer Worte in mir nach. „Sie iſt todt,“ das hieß: todt für mich, ihre Mutter, ausgeſtrichen aus den Reihen derer, die noch fähig ſind, mir weh zu thun. — Dieſe alte Frau, deren ganze Erſcheinung eine

Verkörperung der Lauterkeit war, mußte einen Troſt darin finden, das verlorene Kind als ein todtes zu betrauern. Mit Recht . . .

Ich hatte vor Jahren die Fürſtin in Pariſer Künſtlerkreiſen kennen gelernt, in welchen ſie lebte, ſeitdem die Kreiſe, denen ſie der Geburt nach angehörte, ſich ihr verſchloſſen hatten. Sie ſehen und mich leidenſchaftlich in ſie verlieben, das war — nicht wie es in veralteten Romanen heißt, das Werk eines Augenblicks — aber das Werk eines Abends. Es war eine heftige Leidenſchaft, denn ſie raubte mir den Schlaf — den Appetit hat mir eine Leidenſchaft nie geraubt. Ich mißfiel der Fürſtin nicht und wiegte mich bereits in ſüßen Hoffnungen, als ich erfuhr, daß die Gunſt der entzückenden Frau zur Zeit vergeben ſei. Ein junger Maler befand ſich in ihrem Beſitz, der die Berühmtheit des Tages war, weil er ein freches Gemälde in ſeinem Atelier ausgeſtellt hatte, mit freiem Eintritt für das Publicum. Ich habe es auch geſehen, und ſofort hat mir gegraut vor der Schmiererei, vor dem Schmierer und vor des Letzteren Geliebten.

Nicht lange nachher begegnete einem meiner Freunde das Unglück, bei der Fürſtin Glück zu haben und in ernſthafter Liebe für ſie zu entbrennen. Sie wurde ſchlecht belohnt. Trotz alledem und alledem konnte der altmodiſche Schwärmer ſeine Ungetreue nicht vergeſſen und war auf die außerordentlich gut erhaltene, aber nicht mehr junge Frau eiferſüchtig wie ein Türk. Er hatte mir neulich jenen Brief geſchrieben.

Die Gräfin, die lange in tiefem Schweigen verharrt hatte, erhob jetzt die Stimme: „Sie haben die Fürſtin gekannt, Herr Profeſſor?“

„Nur vom Sehen,“ antwortete ich überſtürzt.

Sie faßte mich ſchärfer ins Auge mit ſo angſtvoller Spannung und zugleich mit ſo gebieteriſcher Frage, daß mir alten Sünder das Blut in die Wangen ſtieg, und ich faſt kleinlaut erwiderte:

„Nur vom Sehen. Völlig genügend aber, um einen unvergeßlichen Eindruck zu empfangen . . .“

„Welchen?“

„Den einer wunderbar ſchönen Frau.“

„Ja, ſchön iſt ſie geweſen . . . Schon als Kind — und ſchon als Kind . . .“ Sie brach ab, eine peinliche Erinnerung ſchien in ihr aufzuleben. — „O Herr Profeſſor! Sie war ihres Vaters Glück und Stolz und ſeine nagende Sorge. Wohl ihm, daß er ruhte im ewigen Frieden, als ſeine furchtbarſten Vorahnungen ſich erfüllten . . . Wohl ihm, daß er die hölliſche Marter nicht getheilt, die ich erduldet habe, als ſie heranwuchs, als ſie blühte und prangte im Glanze ihrer ſechzehn Jahre — entzückend für Alle, die ihr nahten — nur für Eine nicht . . .“

Die Gräfin war unheimlich blaß geworden, und unheimlich auch war der Blick, mit dem ſie mich anſah, und der Ton, in dem ſie ſprach: „Unvergeßlich der Eindruck, den ſie in Ihnen hervorrief, den Maler der Seelen. — Sagten Sie nicht ſo vorhin? In welcher Weiſe unvergeßlich? Aufrichtig, aufrichtig! — Ich bin gefeit.“

„Nun, Frau Gräfin," verſetzte ich, — und war damals ſehr zufrieden mit dem Einfall, der mir ſpäter ziemlich roh erſchien — „kennen Sie die Nachbildung des Porträts, das Furino von Maria Stuart malte, als ſie noch Dauphine von Frankreich war? Die engliſchen Verſe, die darunter ſtehen, die kamen mir in den Sinn, als ich das Glück hatte . . ."

„Sie lauten," fiel die Gräfin ein:

‚If to her lot some human errors fall
Look to her face and you'll forget them all.'

(Hat ſie irdiſche Schwächen beſeſſen,
Blick' in ihr Antlitz, ſie ſind alle vergeſſen.)

„Ein ſehr angreifbarer Ausſpruch. Das Entzücken, das die Schönheit erweckt, kann ſich in Abſcheu verwandeln, wenn wir das Lügneriſche der Hülle erkennen, in welcher eine makelvolle Seele ſich birgt."

Sie verwirrte ſich, ſchwieg, begann von gleichgültigen Dingen zu reden, kam aber immer und immer wieder auf ihre Tochter zurück. „Wer trägt die Schuld?" ſagte ſie plötzlich. „Ihre Eltern, ihre Vorfahren waren brave Leute . . . Woher in ihr dieſer angeborene, unüberwindliche Hang zum Schlechten? Welche gräßliche Erbſchaft hatte ſie angetreten?"

Die Stimme der Gräfin wurde leiſer und beklommen, ſie ſprach in abgebrochenen Sätzen und wie aus ſchwerem Traume: „Der Mann, der ſie liebte und heimführte, war gewarnt, ich, ihre Mutter warnte ihn. Aber ſein Glaube

ſtand felſenfeſt . . . Unſelig iſt, die ihn erſchüttert hat. Unſelig! . . .“

Sie hielt inne — der laute Wehruf, der ihrer Bruſt entſtieg, verrieth die Qual einer tiefen, grauſam aufgeriſſenen Herzenswunde. — Aber größer noch als ihr Schmerz war die Stärke dieſer Frau . . . Eine gewaltige Selbſtüberwindung, abermals die verſchummernde Bewegung mit der Hand, und ſie zwang ſich eine heitere Miene ab und ſagte: „Noch ein Gläschen Chartreuſe, Herr Profeſſor. Meine Kinder behaupten, ein Diner ohne Chartreuſe ſei die höchſte Unvollkommenheit in der kulinariſchen Welt.“

Ihr Angeſicht hatte ſich wieder freudig verklärt, ein holder, anbetungswürdiger Zug umſpielte ihren welken Mund. „Lauter ſchlechte Späße, aber ſie beglücken die alte Großmutter, und deshalb wird mit ihnen nicht geſpart. Ach, dieſe Kinder waren immer gut und liebevoll, wahrhaftig und treu. Was ich für ſie that und thue, iſt nichts, ihre Dankbarkeit iſt unendlich. So ſtehe ich denn immer in ihrer Schuld.“

Forderten dieſe Worte nicht einen Widerſpruch heraus? — Ich meinte, ja, und ich brachte ihn vor, ſo ſchön und fein, als ich nur immer konnte. Aber meine aufrichtige Huldigung wurde nicht zur Kenntniß genommen.

Die Gräfin nickte zerſtreut und begann ohne directen Zuſammenhang mit dem Vorhergegangenen: „Niemand kann ſich vorſtellen, was ich empfand in der Stunde, in welcher ihr Vater mit ihnen zu mir kam. Nach der

Scheidung war's: ‚Nimm ſie, ſie ſind Dein,‘ ſprach der um ſein höchſtes Gut betrogene Mann — und ſie waren mein.

Paul, mein Sohn, blieb bei uns, überwachte die Erziehung ſeiner Söhne, ſagte manchmal zu mir: ‚Seien Sie nicht zu nachſichtig, liebe Mutter.‘ Ich war es nicht. Mit ſtiller Angſt beobachtete ich die Kinder, lauerte auf Fehler — auf Keime von Fehlern in dieſen Anfängen von Menſchen und entdeckte nichts, das mich beunruhigen konnte. Sie ſind beide reinen Herzens und, wenn auch von einander ganz verſchieden, doch beide edlen Sinnes wie ihr Vater, und ihr Streben iſt, wie das ſeine, nach hohen Zielen gerichtet. Eine Stimme, die nicht trügt, ſagt mir, ſie ſind zu Großem beſtimmt.“

Sie theilte mir viele herzgewinnende Züge aus der Kindheit und Jugend ihrer Enkel mit. Nebenbei erfuhr ich, daß Fürſt Paul alljährlich den Sommer auf ſeinen Gütern in Volhynien zubrachte. Sein Erſtgeborener, Matja, hatte ihn vor einigen Monaten dahin begleitet. Wo Fürſt Iwan ſich gegenwärtig aufhalte, davon machte die Gräfin keine Erwähnung.

„Sie werden bald heimkommen,“ ſprach ſie, „aber ich darf noch nichts davon wiſſen, ſie werden mich überraſchen wollen, wie ſie es ſchon einmal gethan, — morgen, — heute vielleicht . . .“

Ihre Augen öffneten ſich weit und erglänzten in rührender Hoffnungsſeligkeit.

Vom Gange herüber ſchallte durchdringenden Klanges

der Schlag einer Uhr. Die Gräfin horchte. „Halb zehn, — in zwei Stunden könnten ſie da ſein ... Iwan und Matja und ihr Vater, der mir geſchrieben hat — ich weiß nicht genau wann — — die Zahlen — ja die Zahlen, mein lieber Herr Profeſſor! — — — — Doch habe ich den Brief bei mir, Sie können ſich ſelbſt überzeugen . . .“

Sie entnahm ihrer Gürteltaſche eine kleine Mappe, in der eine Anzahl wohlgeordneter, aber ſchon etwas vergilbter Briefe lag. Eine geweihte Hoſtie hätte ſie nicht mit mehr Andacht berühren können, als dieſe Blätter. Wie auf einem Heiligthume ließ ſie ihre ſchmale, feingeäderte Hand auf dem Päckchen ruhen. Dann reichte ſie mir den zu oberſt liegenden Bogen und ſagte: „Leſen Sie, Herr Profeſſor! Laut, wenn ich bitten darf.“

Nun, ich nahm den durch zahlloſes Falten und Entfalten ganz zerſchliſſenen Brief und ſah, daß er vor drei Jahren auf der Beſitzung des Fürſten geſchrieben worden war. So gut ich konnte, das heißt: nicht ſehr gut, weil ich von Natur ein gerader Kerl bin, verbarg ich mein Staunen und fragte einfach: „Iſt dieſer Brief wirklich der letzte, den Sie, gnädigſte Gräfin, von einem der Ihren erhalten haben?“

„Der letzte,“ beſtätigte ſie raſch und ſichtlich unangenehm berührt. „Bitte, leſen Sie.“

Ich las denn, und ſie hörte mir mit höchſter Spannung zu.

„Theure Mutter!

Ich komme bald. Ich habe Ihnen eine Botſchaft zu beſtellen, einen letzten Dank, theure Mutter, ein Abſchiedswort. Gott ſtärke Sie und mich. — Ich komme bald . . . Wir wollen ein großes Leid mit vereinten Kräften zu tragen ſuchen . . ."

Die Gräfin flüſterte nach: „Ein großes Leid? . . . was er ſo nennt mit ſeiner Kunſt, jede Widerwärtigkeit als Unglück zu empfinden. Er iſt nicht immer ſo geweſen," ſeufzte ſie und verwahrte ihre Briefe mit ehrfürchtiger Liebe.

Abermals entſtand eine Pauſe, und abermals fiel die ſeltſame Stille mir auf, die über dem Hauſe lag und eines verwunſchenen Schloſſes würdig geweſen wäre. Ich erlaubte mir eine Bemerkung darüber zu machen, und die Gräfin erklärte:

„Ja, mein lieber Profeſſor, ich will es ſo. Wer in meinem Dienſte zu bleiben wünſcht, muß ein Schweiger und Sachtetreter ſein. Jeder Menſch hat ſeine Marotte; die meine iſt: Ruhe, ungeſtörte Ruhe ſchaffen um mich her. In dieſen Räumen wohnen die Stimmen meiner Kinder, — ich höre manchmal ihren leiſen Gruß. Das Geſchwätz und Getrippel der Leute, das Geräuſch der Arbeit ſoll ſie mir nicht übertönen . . . Still! —" ſprach ſie plötzlich, ſtand auf und wandte ſich der Thür zu, durch welche ich vorhin eingetreten war.

Ich hatte mich gleichfalls erhoben und, ihrem Winke gehorchend, folgte ich ihr. Mitten im Saale hemmte ſie

ihren Schritt, neigte den Kopf vor und lauſchte. Ihr ſchöner, leuchtender Blick flammte — ihre Lippen öffneten ſich wie zu einem Ausruf des Entzückens — doch entſtieg er ihnen nicht.

„Was fällt mir ein," ſagte ſie mit wehmüthigem Scherze, „ich träume wieder, es iſt noch viel zu früh. Aber dafür, daß ſie es nicht machen wie neulich, dafür wollen wir ſorgen . . . Denken Sie, Herr Profeſſor, als ſie zurückkamen von ihrer erſten Reiſe, ganz unerwartet, da war es Nacht, ich ſchlief bereits, und ſie, die Kinder, erlaubten nicht, daß man mich wecke. Am Morgen trete ich nun ins Frühſtückzimmer und ſehe, und traue meinen Augen nicht, drei Taſſen auf dem Tiſch . . . Warum drei Taſſen, Leonhard? . . . Was ſoll dies heißen? — ‚Daß wir da ſind, Großmutter,' und ſie ſtürzen auf mich zu, und ich halte ſie in meinen Armen, und ich ſehe wieder in ihre guten, fröhlichen, blauen Augen . . . Es war eine ſchöne Ueberraſchung, und dennoch, eine Wiederholung verbitt' ich mir, deshalb komme ich ihr allabendlich zuvor. Begleiten Sie mich, Herr Profeſſor!"

Wir gingen durch den taghell erleuchteten Gang, an der Treppe vorbei, und betraten, um die Ecke biegend, einen Seitenflügel des Schloſſes. Auch hier ein breiter Gang, den viele tüchtige Bilder und Trophäen aus Waffen des Orients und Occidents ſchmückten.

„Ich führe Sie jetzt in die Arbeitsſtube Iwans; die Wohnungen der Kinder liegen gegenüber," ſprach die Gräfin und trat durch eine gewölbte Halle mir voran ins Atelier.

Reſpect! — Das war eine Arbeitsſtube, die man ſich gefallen laſſen konnte. Etwas gar zu prunkvoll vielleicht — vielleicht eine zu große Vorliebe für Roth und Gold verrathend in der Wahl der Teppiche, Gewebe, Draperien — aber wohl befand man ſich inmitten dieſer Reichthümer, weil ſich ein eigenthümlicher und echt künſtleriſcher Geſchmack in der Anordnung derſelben kundgab. Ueber den ganzen Raum ergoß eine vielarmige Hängelampe ein reines, ruhiges Licht und brachte deſſen ſchönſten Schmuck, die Skizzen und Bilder, zur vollen Geltung. Sämmtlich Arbeiten des jungen Fürſten und ſämmtlich Talentproben. Man lügt mir nach, daß ich ungern lobe, ich aber thu's um ſo lieber, als mir ſo verteufelt ſelten Gelegenheit dazu gegeben wird. Hier fand ich ſie und beutete ſie gehörig aus. Die Gräfin ſchwamm in Glückſeligkeit und fragte ganz beſonders nach meinem Urtheil über einige Gemälde, die auf den Staffeleien in der Nähe des Fenſters ſtanden. Ich entdeckte ſogleich unter ihnen einen alten Bekannten, eine prächtige Hafenſcene, und rief: „Das iſt das beſte!"

„Sein beſtes, nicht wahr? und auch ſein letztes. Von dieſen Bildern habe ich Ihnen geſprochen; es ſind diejenigen, die er mir kürzlich aus Marſeille geſchickt hat."

Kürzlich? da hatte die Gräfin wieder einen Irrthum in der Zeitrechnung begangen. Das Bild war ja ſchon vor mehreren Jahren in der Pariſer Expoſition als unverkäuflich und einfach mit Iwan ſignirt, ausgeſtellt ge-

weſen. Damals hatte es mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht und machte ihn mir jetzt von Neuem.

„Das iſt das beſte“, wiederholte ich, „das ſteht mir höher als manches viel gerühmte Werk der neuen Schule. . . . Möchte wiſſen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat? . . . Ein Idealiſt? Ihr Herren! ſeht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwiſchen einem Soldaten und einem Matroſen, um welche ein neugieriges Publicum ſich ſchart . . . Und nun die Ausführung! weſſen iſt die? — Eines Realiſten? Nein, eines Künſtlers, dem das Häßliche und Rohe widerſtrebt, und der dennoch die Wahrheit darſtellt, die höchſte, in den Gluthen ſeiner Feuerſeele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit ſchwerlich mit anſehen möchten, ein unvergeßliches Kunſtwerk. Alles gut d'ran, jede einzelne Figur ſowohl, wie der Schauplatz, der Himmel, die Luft, wie das Ganze. Ich bewundere Alles, ſogar manche Kühnheit, die ich mir nicht mehr erlauben würde — wir wollen ſicher gehen, wir Alten.“

Die Gräfin unterbrach mich: „Kühnheit, Herr Profeſſor? die hätte der Schüler dem Meiſter abgelauſcht.“

„Was, Schüler,“ verſetzte ich, „den Schüler könnt' ich beneiden.“

„Sie haben keine Urſache,“ erwiderte ſie und zog den Vorhang von einem auf der Staffelei nebenan ſtehenden Bilde, und ich ſah meine „Abyſſinier“ nach ſieben Jahren wieder. — Nicht übel, gar nicht übel waren ſie,

und ſehr freudig meine erſten Empfindungen bei ihrem Anblick. Aber gleich kam der hinkende Bote nach: So viel haſt du damals ſchon gekonnt... Um wie viel mehr kannſt du denn heute?... Wo bleibt der Fortſchritt?... Höhe iſt Wende — biſt du nicht auf der deinen angelangt? — Eine Ahnung unausbleiblichen Verſiegens der ſprudelnden Quellen in meinem Innern durchfröſtelte mich ... Was dann? ... dann trag's oder ſtirb — nur ſinke nicht. Und ich ſchwor mir's zu: Du wirſt dich hüten vor Selbſttäuſchung, wirſt nicht für Schaffenskraft halten, was nichts mehr iſt als Schaffensluſt... Wieder trat ich vor die „Hafenſcene" hin und verſenkte mich in ihren Anblick ... O wie tüchtig, wie genial und — wie jung! ...

„Herr Profeſſor," ſagte die Gräfin, „es iſt ſpät geworden, glaube ich — wollen wir nicht hinübergehen zu den Kindern?"

Sie näherte ſich bereits der Halle, als ihr aus derſelben ein junger Mann, groß, breitſchultrig, bärtig, mit dunkelblonder, zurückgeworfener Mähne entgegen trat. „Noch auf, Frau Gräfin?" fragte er. „Es iſt elf Uhr."

„Elf Uhr," ſtieß ſie erſchrocken hervor — „wirklich? ... Dann" eine grauſame Enttäuſchung drückte ſich in ihrem Tone aus, „dann werden ſie heute nicht mehr kommen."

„O nein," beſtätigte er, und die Gräfin legte die Arme übereinander, richtete den Blick feſt auf ihn und ſprach mit gelaſſener Würde:

„Woher des Weges, Doctor?"

„Ich war — Ihrem Befehl gehorchend, beim Amtmann in Reiß. Er ist ganz wohl."

„Um so besser." Sie wandte sich zu mir: „Herr Professor M., ich bitte Sie, Ihnen meinen Hausarzt Doctor Schmitt vorstellen zu dürfen."

„Professor M.? Durch welchen Zufall? ah! das freut mich . . ." Er eilte auf mich zu und reichte mir die Hand.

Die Gräfin hatte Platz genommen, wir folgten ihrem Beispiel. Der Doctor entfaltete eine lebhafte Beredtsamkeit und theilte mir seine Ansichten über Maler und Malerei sehr unbefangen mit.

Ich hätte wahrscheinlich viel lernen können aus seinem Vortrag, wenn er nicht mitten in demselben unterbrochen worden wäre. Aber dies geschah, und zwar durch Freund Christel, der mit verstörtem Gesichte herbeigeschlichen kam und dem Doctor einige Worte ins Ohr sagte.

„Thut mir leid," erwiderte dieser mit einer entlassenden Handbewegung.

„Was giebt es?" fragte die Gräfin, und Schmitt antwortete:

„Etwas Unangenehmes, Frau Gräfin. Im Meierhof scheint sich ein Pferd losgerissen und einen der Knechte verletzt zu haben."

„Verletzt?"

„Es hat ihn geschlagen, hierher," wagte Christel vorzubringen und griff an die Hüfte.

„Der Chirurg iſt gerufen worden; er waltet bereits ſeines Amtes. Ich bitte der Sache keine zu große Wichtigkeit beizulegen, es iſt hoffentlich überflüſſig," ſuchte der Doctor zu beruhigen — erfolglos jedoch.

„Davon will ich mich ſelbſt überzeugen," ſprach die Gräfin und erhob ſich.

Auf ihren Befehl lief Chriſtel voran, um Hut und Mantel bringen zu laſſen. — Ich bot meine Begleitung an, die Gräfin dankte mit der Verſicherung, daß ſich immer Begleiter genug bei ihren Dorfgängen einfänden. In der That trafen wir beim Hinaustreten auf den Gang einige Diener und Dienerinnen bereits dort verſammelt, an ihrer Spitze Leonhards ſchattenhafte Geſtalt. Aus dem Hintergrunde ſtürzte, ſo ſchnell ſie konnte, eine tonnenrunde Kammerfrau mit den verlangten Kleidungsſtücken herbei.

Im Begriff fortzueilen, richtete die Gräfin noch die Frage an ihren Arzt: „Sie kommen alſo nicht?"

„Ich bitte, mich gnädigſt zu entſchuldigen," erwiderte er, und ſie ging.

Beim Doctor hatte ein raſcher Uebergang von guter in ſchlechte Laune ſtattgefunden. Trotzdem lud er mich ein, mit ihm auf ſein Zimmer zu kommen, und ich nahm an, weil meine Abſicht war, die Rückkehr der Hausfrau zu erwarten, um mich bei ihr zu empfehlen. Unterwegs beobachtete Doctor Schmitt ein verdrießliches Schweigen und ließ ſeinem Unmuth erſt freien Lauf, als wir in ſeiner Gelehrtenſtube ſaßen und dampften.

„Es ist unglaublich," brummte er, „wie oft die gute Gräfin mich in Collision mit dem Dorfbader brächte, wenn ich mich nicht zur Wehre setzen würde." Er hatte sich in einem ungeheuren Lehnstuhl so schlangenmäßig zusammengerollt, daß man nicht wußte, wo der Mensch anfing und wo er aufhörte, und sprach, und sprach! — — — Allerdings recht gescheit und witzig, aber Alles, was er sagte, war mehr oder minder — Selbstverherrlichung.

So eitel, dachte ich im Stillen, kann ein verständiger Mensch nur auf dem Lande werden, wo er vermuthlich der Einzige in seiner Art ist. Und als er eine seiner Auseinandersetzungen mit dem grollenden Ausruf schloß:

„Ich bin hier nicht an meinem Platze," entgegnete ich:

„Warum bleiben Sie?"

„Das ist es ja — ich kann nicht anders, ich bin angeschmiedet auf Lebensdauer — nämlich der Gräfin. Ihre Verwandten haben mich engagirt."

„Unter guten Bedingungen natürlich?"

„Unter vortrefflichen. Und dennoch — ich hätte nicht annehmen sollen. Das Leben hier ist doch gar zu ärmlich. Indessen — was ist zu thun? Vor geistigem Verkommen bewahre ich mich nach Kräften durch häufig erbetenen und immer gern ertheilten Urlaub. Ich bedarf seiner zu wissenschaftlichen Reisen, zur Aufrechterhaltung meiner zahlreichen Verbindungen. Die Gräfin sieht das ein, kleinlich ist sie nicht."

„Das glaube ich Ihnen gern, daß dieſe Frau nicht kleinlich iſt.“

„Sie ſind begeiſtert von ihr; kein Wunder. Mit welcher Liebenswürdigkeit wird ſie das ‚leuchtende Vorbild‘ ihres Iwan aufgenommen, Ihnen ihr ganzes Vertrauen geſchenkt haben . . . Aber, Herr Profeſſor, die Geſchichten, die Ihnen neu waren, wachſen mir bereits zum Halſe heraus.“

„Die Gräfin hat mir keine Geſchichten erzählt.“

„Keine einzige aus der Kindheit ihres Matja und ihres Iwan? Das ſetzt mich in Erſtaunen.“

„Wie mich, aufrichtig geſtanden, die Art und Weiſe, in welcher Sie, Herr Doctor, von der Gräfin reden.“

„Ich? — ich habe die höchſte Achtung vor ihr, ich ſage Jedem, der's hören will, daß ich, ein Pſychiater, in dieſem Hauſe überflüſſig und im Beſitz einer Sinecure bin.“

„Als Pſychiater ſicherlich.“

„Jawohl, und trotzdem . . . Iſt Ihnen gar nichts Seltſames an ihr aufgefallen?“

Ich antwortete ausweichend, und er begann gelehrt zu werden und berief ſich auf Tod und Teufel, unter Andern auch auf Schopenhauer.

„Dieſe Frau,“ ſagte er, „führt ein Traumleben, in dem es jedoch an wachen Momenten nicht fehlt. Schopenhauer ſagt in ſeinem Verſuch über Geiſterſehen: Bei der Thätigkeit aller Geiſteskräfte ſcheint im Traume das Gedächtniß allein nicht disponibel. Längſt Verſtorbene figuriren darin noch immer als Lebende . . .“

Mich überlief's — „Was heißt das? . . . was wollen Sie damit ſagen?“ Ich ahnte wohl, was jetzt kommen würde und war doch voll Angſt, es ausſprechen zu hören. — „Wo iſt Fürſt Iwan?“ ſtieß ich plötzlich hervor.

Der Doctor ſchlug auf den Tiſch. „Herr Profeſſor! ſo ſind Sie ihr wirklich aufgeſeſſen? Haben nicht bemerkt . . .“ Er hielt inne und rief, einem Geräuſch von Stimmen und Schritten, das ſich vernehmen ließ, lauſchend: „Der Tauſend, da kommt ſie ſchon zurück von ihrem Krankenbeſuch.“

„Hat ſie den auch im Traum gemacht?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte er, „und ich will Ihnen erklären . . .“

Aber ich hörte ihn nicht zu Ende; ich war ſchon aufgeſtanden und verließ mit einer Entſchuldigung das Zimmer, um der Frau des Hauſes entgegen zu gehen.

Sie kam an der Spitze ihres Gefolges langſam daher geſchritten. Meine Stimme ſchien mir einen aufdringlichen Klang in dieſen ſtillen Räumen zu wecken, als ich mich an die Gräfin wandte, mit einer Erkundigung nach ihrem Kranken.

„Es geht ſchlecht,“ ſprach ſie, tief erregt und noch ganz im Banne der eben erhaltenen peinlichen Eindrücke.

An der Schwelle ihrer Gemächer verabſchiedete ich mich und lehnte dankend ihre Aufforderung zu längerem

Bleiben ab. So befahl ſie denn, mit dem Früheſten Alles für meine Abreiſe bereit zu halten, und entließ mich mit den Worten: „Vielleicht beſinnen Sie ſich doch anders und ſchenken mir noch einen Tag.“

Meiner Treu! ich thät's gern, dacht' ich bei mir und wollte mich wieder zum Doctor zurückbegeben, der mir die Beendigung des Satzes, in dem er unterbrochen worden, ſchuldig geblieben war. Ich thät's, ich bliebe, wenn nicht die Hexe wäre, die Julietta — und meine Sehnſucht — und die Furcht vor ihrem Zorn.

Während ich meinen Weg fortſetzte, ging ein Diener hinter mir her, der eine Lampe nach der andern abdrehte. Er hielt in ſeinem Finſterniß verbreitenden Geſchäft erſt inne, als Chriſtel herbeikam, ihm abwinkte und zugleich mir die Meldung brachte, der Doctor habe ſich zur Ruhe begeben und laſſe mir gute Nacht wünſchen. Für dieſe gute Nacht wünſchte ich ihn zum Teufel und ging mit Chriſtel auf mein Zimmer, dasſelbe, in das er mich nach meiner Ankunft geführt hatte.

Ich muß wieder ein beſchämendes Geſtändniß ablegen. Als der Burſche ſich mir beim Auskleiden mit ſolcher, vom Herzen kommenden Dienſtwilligkeit behülflich, oder ſagen wir überflüſſig machte und mir ſo recht wie ein guter, dienender Geiſt erſchien, dem man wohl Vertrauen ſchenken könne, kam mich die Verſuchung an, ihn auszufragen, um zu erfahren, was er und Seinesgleichen von der Gebieterin dächten. — Sogleich jedoch überwand ich dieſe ganz ordinäre Regung und ſchickte Chriſtel

ſchlafen, nachdem ich ihm dringend aufgetragen, mich morgen Schlag fünf zu wecken. Und nun war ich allein mit meiner Neugier und mit meinem ungelöſten Räthſel. Eine große Ungeduld ergriff mich. Um ſie zu täuſchen, nahm ich mein Skizzenbuch und begann erſt läſſig, allmählich immer mehr ins Feuer gerathend, ein paar Entwürfe zu machen . . . Maria im Alter. Sie lehrt ein Kindlein die Liebesgebote ihres Sohnes und Herrn . . . Sie ſteht am Sterbebett eines Phariſäerknechts — — beide ausführbar — keiner das Rechte. Das Rechte mußte ich noch finden, es kam mir nicht, wie ſchon ſo oft, als Offenbarung. In meinem Kopf entſtand ein wildes Ringen, und wer vollführt's? — lauter ſtumpfe elende Gedanken. Gebt Ruh', ihr ſeid nichts, und es iſt erbärmlich, wenn die Ohnmacht ſchaffen will . . . Unſinn und Qual — und doch keine Qual, denn nicht einen Augenblick verließ mich in meiner Pein und Noth die feſte, die erlöſende Hoffnung: Die Erfüllung kommt, ſie muß. Was ſich dir jetzt verhüllt, du wirſt es ſehen. Was dir heute unerreichbar iſt, fällt dir morgen von ſelbſt in den Schoß.

So vertröſtete ich mich, ſtand auf, tauchte meinen Kopf in das mit friſchem Waſſer gefüllte Waſchbecken, öffnete alle Fenſter und legte mich, zunächſt um auszuruhen, an Schlaf dachte ich nicht, in das weit ins Zimmer hineinragende Himmelbett. Ein köſtliches Lager, das mir da bereitet worden. Mit Hochgenuß ſtreckte ich mich aus, freute mich des Hineinſtrömens der kühlen Luft und

horchte dem Rauſchen der windbewegten Bäume, das von Zeit zu Zeit der Schrei eines beutegierigen Nachtvogels durchdrang. Wohlige Ruhe umfing mich, ein Reflex alles deſſen, was mich heute bewegte, ſammelte ſich wie in einem Brennpunkt und umwob mich mit dunkelhellen, geheimnißvollen Strahlen . . . Ich weiß noch, daß ich ein Frauenbild von erhebender Schönheit vor mir ſah und daß es meine edle Gaſtfreundin vorſtellte und ein Werk war, das den Namen deſſen, der es ſchuf, durch die Jahrhunderte trägt . . .

Plötzlich wacht' ich auf — grelles Sonnenlicht, das mir in die Augen fiel, hatte mich aufgeweckt . . . Schon Tag? mir war, als hätte ich kaum eine Stunde geſchlafen. — Am Fuße meines Bettes ſtand Chriſtel, hatte den Vorhang zurückgeſchoben und blinzelte mich halb muthwillig, halb verlegen an.

„Schon fünf?" rief ich, und er kratzte ſich hinter dem Ohr.

„Sehen Sie doch, wie hoch die Sonne ſteht, es hat juſt zehn geſchlagen."

Wie mir wurde, wie ich ihn anfuhr — darüber mag ich mich nicht ausbreiten. Aber bekennen muß ich, daß Chriſtel wohl verſucht hatte, mich zu wecken, daß es ihm aber nicht gelang, weil ich in meinem Waterloo-ſchlaf gelegen hatte. So nämlich nennen meine Freunde den eiſernen Schlaf, der mich zum erſten Mal befiel, nachdem ich als junger Künſtler einen furchtbaren Mißerfolg erlitten. Später ſtellte er ſich ſeltener, meiſt nur

nach einer großen Ermüdung bei mir ein. Und auch dann nicht immer — zu meinem Bedauern, denn aus einem ſolchen Schlaf erwache ich als ein glücklicher Menſch und fühle mich fähig, alle Kräfte, die in mir liegen, zu verwerthen und jede Niederlage von Einſt wett zu machen durch Sieg um Sieg.

Auch an dieſem Morgen überkam mich eine herrliche Stimmung, leider jedoch erſt, als meine Flüche gegen Chriſtel bereits ausgeſtoßen waren. Um ſo ſanfter und freundſchaftlicher fragte ich ihn jetzt, wann der nächſte Zug in der Station eintreffe.

„In fünf Stunden dreißig Minuten. Sie haben noch zwei Stunden Zeit, zum Frühſtück und zu einem kleinen Spaziergang, wenn's gefällig iſt."

„Und zu einem Beſuch bei der Frau Gräfin?"

„Das nicht." — Chriſtel gerieth in Beſtürzung. „Vormittags darf unter Dienſtesentlaſſung kein Menſch angemeldet werden. Auch iſt die Frau Gräfin nie zu Hauſe."

„Wie ſo, nie? das heißt wohl für Beſuche?"

„Nein, wirklich — aber ich bitte, fragen Sie lieber den Doctor —" ſetzte er mit demüthigem Flehen hinzu. „Er hat ohnehin fragen laſſen, ob er Ihnen Geſellſchaft leiſten darf beim Frühſtück."

„Ohne Weiteres," erwiderte ich und hatte mich kaum gewaſchen und angekleidet, als der junge Mann auch ſchon ins Zimmer trat. Er ſchüttelte mir die Hand und erkundigte ſich, ob ich viel verſäume durch meine verſpätete Ankunft in Wien.

— „Hm!“ antwortete ich, — „hm, hm — eine Sitzung der Akademie.“

„Eine Sitzung? O Herr Profeſſor“ — und der Ausruf kam ihm vom Herzen — „das muß Ihnen ſchrecklich ſein!“

„Paſſirt, und ich will's verſchmerzen, vorausgeſetzt, daß Sie mir eine Abſchiedsaudienz bei der Frau Gräfin verſchaffen.“

Nachdem er ſich dazu bereit erklärt hatte, beſtätigte er Chriſtels Behauptung, daß die Gräfin Vormittags nie zu Hauſe ſei.

„Und wo iſt ſie?“

„Bei den Ihren. — Wir müſſen ſie dort aufſuchen.“

Ich beeilte mich, meine Mahlzeit zu beenden, und folgte ihm, ſehr bemüht, meine Spannung zu verbergen. Mich verdroß die Ueberlegenheit, mit welcher er neben mir herſchritt, ganz wie ein Hofmeiſter, der ſeinen Zögling zu einem intereſſanten Schauſpiel geleitet und Betrachtungen über die Art anſtellt, in welcher der Junge ſich wohl dabei beenehmen wird.

Wir wanderten durch dichtverwachſene Laubgänge die Lehne hinan, die hinter dem Schloß emporſtieg. Es war ein wunderſchöner Tag und in der Luft ein Frühlingsathem, mit dem einzelne vertrocknete Zweige am Geäſte und die dürren Blätter, welche der Wind raſchelnd vor uns hertrieb, in ſeltſamem Widerſpruch ſtanden.

Der Doctor ſprach, abſichtlich wie mir ſchien — vielleicht that ich ihm unrecht — durchaus nur von gleich-

gültigen Dingen. Eine gute Weile nahm ich mich zuſammen, endlich aber riß mir die Geduld, und ich brach aus: „Ich bin kein Freund von Ueberraſchungen, Herr Doctor! . . . Wohin führen Sie mich?“

Er erwiderte mit verwünſchter Gelaſſenheit: „Zur Gruft, wo die Gräfin ihre Vormittage zubringt und aus der ſie oft ganz traurig heimkehrt, weil Diejenigen, die dort in den Sarkophagen liegen, nicht gekommen ſind, um mit ihr zu beten.“

„Zu beten? ſie weiß nicht . . .“

„Sie weiß nicht mehr, ſie hat vergeſſen — vergeſſen wollen. Das Maß ihrer Leidensfähigkeit war erſchöpft durch den Tod ihres Mannes und durch das Leben ihrer Tochter. Den Verluſt ihrer Enkel — beide, denken Sie, ſind gewaltſam aus dem Daſein gefördert worden — und den ihres Schwiegerſohnes hätte ſie nicht ertragen können. Da hat ‚die Natur‘ ſich ihrer erbarmt und ihr die Fähigkeit geſchenkt, Träume zu weben, in denen die Begrabenen auferſtehen. Uebrigens entreißt ſie ſich manchmal dieſen Wahnvorſtellungen. Sie findet dazu die Kraft, wenn es gilt, erfüllen, was ſie für Pflicht gegen ihre Todten hält. Zum Beiſpiel, in der Capelle dort oben eine Meſſe hören an jedem Erinnerungstage. Ein ſolcher iſt heute, und wir finden ſie möglicherweiſe ſo klar, als Jemand ſein kann, der im Nebel der Frömmigkeit wandelt. — Den zu zerſtreuen, war ich zuerſt bemüht, denn ich halte ihn für den anonymen Urheber . . .“

„Bleiben wir bei den Thatſachen!“ unterbrach ich ihn. „Wie ſagten Sie vorhin: Beide Enkel eines gewaltſamen Todes geſtorben?“

„Beide, und zwar raſch nach einander — und der Fürſt gleich darauf. An gebrochenem Herzen, heißt es, ich meine an einem Lungenleiden, das er ſeit Langem in ſich getragen haben ſoll. Jedenfalls war ſein Ende nicht tragiſch, wie das ſeiner Söhne.“ Der Doctor hielt inne, erwartend, daß ich ihn bitten werde, fortzufahren. Ich that es nicht, und ſo erzählte er denn aus eigenem Antrieb weiter:

„Iwan, der Jüngere, der Maler, hat in Marſeille, kurz bevor er ſich nach Afrika einſchiffen wollte, einen franzöſiſchen Offizier herausgefordert. Warum? Weil Jener, der eben aus Paris kam, etwas reſpectlos von der Fürſtin Mutter geſprochen hatte. Das Duell fand ſtatt, und der ritterliche Vertheidiger einer verlorenen Ehre blieb auf dem Flecke.“

„Ein Unglück, nicht nur für die Seinen, auch für die Kunſt. Schade um den Mann.“

„Gewiß ein Unglück und zugleich eine Lächerlichkeit.“

„Herr,“ ſagte ich, „mögen ſolche Lächerlichkeiten nie ausſterben in unſerer ernſten Welt.“

„Das iſt Geſchmackſache, ſehen Sie. — Meinetwegen brauchte ein reiches und hoffnungsvolles Leben nicht hingeworfen werden, um eine ſchadhafte Reputation zu vertheidigen, weil es zufällig die eigene Mutter iſt, welche ſich dieſe Reputation gemacht hat.“

Gar zu gern hätte ich ihm darauf eine tüchtige Antwort gegeben, aber nichts dergleichen fiel mir ein. Ich haſſe die kalte Vernunft — gegen ſie aufkommen kann ich nicht.

Er fuhr fort: „Der Majoratsherr, der Matja, war aus derberem und geſunderem Stoffe gebaut als ſein Bruder und ein leidenſchaftlicher Jäger. Er ging in Volhynien zu Grunde auf einer Bärenjagd . . . Aber ſehen Sie, wir ſind am Ziel.“

Wir waren aus dem Dickicht herausgetreten, vor uns lag zwiſchen uralten Bäumen eine dichtbewachſene, kurzgeſchorene Wieſe. Sie zog ſich den Berg hinan, auf dem ein wahrer Prachtbau emporragte. Es war ein Tempel aus polirtem grauem Marmor, deſſen Gebälk von weißen korinthiſchen Säulen getragen wurde. Eiben und Cypreſſen umgaben ihn im Halbkreis und bildeten eine dunkle Sichel inmitten der Laubwaldungen, die ſchon herbſtlich entfärbt weithin die Höhen bedeckten. Die Pforte des Tempels ſtand offen, und der innere Raum, von Sonnenlicht durchfluthet, das durch die hohen Fenſter brach, blinkte uns goldig entgegen.

„Ein merkwürdiger Bau,“ ſagte ich.

„Ein Mauſoleum,“ erwiderte der Doctor. „Die Gräfin hat es nach dem Tode ihres Mannes errichten laſſen. Die Anderen ſind viel ſpäter dort beigeſetzt worden . . . Aber Sie haben nicht mehr allzuviel Zeit, wenn Ihnen daran liegt, ſie noch einmal zu ſehen; kommen Sie.“

„Wohin?“ rief ich aus und blieb ſtehen. „An die Ruheſtätte ihrer Lieben? — Sie vielleicht im Gebete ſtören, — was denken Sie?“

„Die Gebetſtunde iſt längſt vorbei, kommen Sie, es wird ſie freuen . . . Sie wollen nicht? — Nun, ſo muß ich Sie denn anmelden.“

Mit großen Schritten ging er vorwärts, und ich, durch ſeine Zuverſicht ermuthigt, folgte ihm nach. Schon konnte ich das goldene Kreuz auf dem Altare ſehen, der frei inmitten des Tempels ſtand. Ueber ihm hing die Lampe mit dem ewigen Licht . . . Dieſes — ja dieſes war's, das mir geſtern ſo freundlich durch die Bäume hindurch geſchimmert hatte. In der Dunkelheit ein klarer, verheißender Stern, in der Tageshelle ein ſchwach glimmender Schein.

Oben am Eingang ließ der Doctor ſich wieder blicken. „Nicht mehr da, Sie haben Unglück!“ ſchrie er mir zu. „Bemühen Sie ſich trotzdem herauf, es iſt ganz hübſch hier.“

Mich aber widerte es an, das Heiligthum meiner Gaſtfreundin an der Seite dieſes pietätloſen Geſellen zu betreten. Statt aller Antwort wandte ich mich ab und ſah — im ſelben Augenblick ſah ich gerade mir gegenüber die Gräfin aus dem Walde herausſchreiten. — Sie trug einen Laubkranz in ihrer Hand und durchſchritt langſamen Ganges, unbewußt und mechaniſch die Wieſe auf dem kürzeſten Wege dem Grabdenkmal zu.

Nach kurzem Zaudern wagt' ich's, eilte ihr nach,

und mich tief verneigend, pochenden Herzens ſprach ich ſie an. Sie that erſchrocken einen Schritt zurück, Beſtürzung und Verlegenheit malten ſich in ihren Zügen. Raſch jedoch nahm ſie ſich zuſammen.

„Ah — Herr Profeſſor . . .“ ſprach ſie und reichte mir die Hand, „ſo haben Sie ſich's doch überlegt und ſind geblieben . . . Iwans wegen? Sagte ich Ihnen denn, daß heute ſein Geburtstag iſt? Nein, nicht wahr? Eine ſchöne Fügung alſo, daß Sie es ſind, der ihm heute dieſen Kranz bringen kann.“

Sie reichte ihn mir, wir ſtiegen die Stufen hinan und ſtanden in einem hochgewölbten Raum, deſſen reich caſſettirte Kuppel von ſchlanken Säulen getragen wurde. Zwiſchen dieſen, an der Evangelienſeite des Altars, ſtanden fünf Marmorſärge. Einer derſelben war offen und leer. Auf den Deckeln der Uebrigen las ich die Namen Derer, von welchen die Gräfin geſtern ſo oft, mit ſo viel Liebe und wie von Lebenden geſprochen hatte.

Die alte Frau breitete ihre Arme mit einer unſagbar ergreifenden Gebärde aus. „Alle todt —“ ſprach ſie, „alle todt!“

Sie war aus ihrem Traum erwacht.

Wir gingen von Sarg zu Sarg, und im Innerſten ergriffen, ſchmückte ich denjenigen meines gottbegnadeten Jüngers, der auf dem beſten Wege geweſen, mein Meiſter zu werden. Die Gräfin ſtand dabei hoch aufgerichtet, regungslos. Als mein Blick dem ihren begegnete, ſchüttelte ſie das Haupt:

„Bedauern Sie mich nicht. Ich habe die Meinen nicht begraben. Nur ihren Staub. Die Seelen, die ihn belebten, wohnen weit ... Aber ſie kommen — aus lichten Bereichen kommen, kraft ihrer unſterblichen Liebe meine Kinder zu mir. Ich fühle — wie oft! ihre beglückende Nähe. — Und wenn ich durchs Haus gehe, durch den Garten, durchs Dorf, ſcheinbar allein, ich bin es nicht — meine Todten gehen mit ..."

Der Doctor, der die Zeit über ſchweigend an der Pforte gelehnt hatte, räuſperte ſich laut. Die Gräfin nahm ſeine Mahnung zur Kenntniß, ein bleiches Lächeln umſpielte ihre Lippen.

„Mein Hausarzt zwar behauptet, das ſei ein Wahn, und will mich davon curiren, ich aber hoffe unheilbar zu ſein."

Der Doctor murmelte: „Das heißt hoffen, ſich immer der Wahrheit verſchließen zu können."

„Wahrheit!" fuhr ich ihn an, „wie ſieht die aus, die bei Ihnen zu haben iſt? ... War jemals in dergleichen Fragen die Wahrheit von geſtern noch die von heute?"

„Sie werden den Zug verſäumen, Herr Profeſſor," erwiderte er.

Ich küßte der Gräfin die Hände und rief: „Heil Ihnen, edle Frau, Heil Ihrem Traum, Ihrem Wahn, Heil Ihrem ſchönen Glauben. Halten Sie ſo lange an ihm feſt, als Ihnen Niemand eine Wahrheit bringt, die ſchöner iſt als er."

Ich ging. Der Doctor gab mir das Geleite und ließ unaufhörlich die Quellen reichlicher Belehrung ſpringen. Aber dieſer ganze Segen rieſelte über einen Unwürdigen nieder. Alle meine Gedanken waren gefangen genommen von dem Eindruck, den ich empfing, als ich mich zum letzten Mal nach der Gruftcapelle zurückwandte. Die Gräfin ſtand auf der Schwelle, und ich glaubte, den Freudenglanz auf ihrem Angeſicht noch ſchimmern zu ſehen, den meine Worte hervorgerufen hatten.

Und ich verſäumte den Zug, und ich kam erſt am nächſten Tage in Wien an, und ich fand Juliettas Abſchiedsbrief angenagelt an der Thür meines Ateliers. Und das Alles war mir gleichgültig, weil ich malte. — Malte und von der Welt nichts wußte und von unſerer Erde nichts verlangte, als daß ſie ihre eigene Bahn verfolge und ſich's nicht einfallen laſſe, in die Sonne oder irgend wohin anders zu ſtürzen, bevor mein Werk geſchaffen war.

Sie erfüllte mir den Wunſch, und ins Leben trat meine „Mater resurrecti“, die Ihr alle kennt: Maria am Grabe, in dem ihr Sohn gelegen — aus dem er auferſtand.

Das Urbild meiner beſten Arbeit habe ich nicht wiedergeſehen. Am ſelben Tage, an welchem dieſe mit dem großen Preiſe gekrönt wurde, erhielt ich die Nachricht vom Tode der Gräfin. Sie war plötzlich und ſchmerzlos aus dem Leben geſchieden.

Ohne Liebe.

Dialogisirte Novelle.

Ein Salon im Palais der Gräfin Laßwitz in Wien. Die Einrichtung ist im Zopfstil gehalten, die Wände sind mit blauem Brokat überzogen. Eine hohe Mittelthür führt in ein Eingangszimmer, eine Thür links in die Wohnzimmer der Gräfin, eine Thür rechts in die ihrer Enkelin, Gräfin Emma Laßwitz. Im Vordergrund rechts steht ein kleines Kanapee, davor ein Arbeitstisch und ein Sessel. Gegen den Hintergrund links an der Wand ein großes Etablissement. Auf dem Kanapee, den Fauteuils, den Sesseln ist eine reiche Bescherung an Toilettegegenständen, Kleidern, Hüten u. s. w. ausgelegt. Gräfin Laßwitz beschäftigt sich mit dem Ordnen der Blumenspenden, Schmucksachen, Albums und Bücher, welche den Tisch bedecken. Emma, in einfachem, dunklem Morgenanzug, tritt ein. Sie ist schön und anmuthig, sehr ruhig in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise. Seelenfrieden, innere Klarheit drücken sich in ihrem Wesen aus.

Gräfin. Dein Geburtstag, liebes Kind, wir gratuliren.

Emma (küßt ihr beide Hände). Dank und aber Dank! (Die Geschenke betrachtend.) Alles wunderbar. Ja, das bist Du; eine solche Wahl trifft nur Du ... Wie Dir das alles ähnlich sieht. Meiner Treu! ... wenn ich diesen Reithut auf den Kopf der Kaiserin von China sähe, rief ich aus: den hat Ihnen, Majestät, meine Großmutter geschenkt! (Umarmt die Gräfin.)

Gräfin. Ach — geh!

Emma. Und von wem die Blumen?

Gräfin. Dieſe von Berg.

Emma. Der gute Alte!

Gräfin. Die von Thal.

Emma. Freuen mich nicht.

Gräfin. Die von Hügel.

Emma. Da hätten wir ja die Landſchaft beiſammen. Kein Achenbach, leider. (Sie nimmt ein Schmuckkäſtchen vom Tiſch.) Diamanten . . . leichtſinnige Großmutter, nun gar Diamanten . . . die darf ich ja nicht tragen, ich alte Jungfer.

Gräfin. So warten wir, bis aus der alten Jungfer eine junge Frau wird.

Emma. Pſt! heute ſpricht man nicht von unangenehmen Dingen — nur von Dir, von Deiner Großmuth. (Sie muſtert die Geſchenke von neuem.) — Es iſt wirklich und wahrhaftig zu viel.

Gräfin. Ich habe für drei zu geben, vergiß das nicht.

Emma. Wie ſollt ich? Du haſt mir nie etwas Gutes gethan, ohne zu ſagen: im Namen Deiner armen verſtorbenen Eltern. (Sie führt die Gräfin zu dem Kanapee im Vordergrund, nimmt auf dem Seſſel Platz, ergreift beide Hände der Gräfin.) Verzogen aber haſt Du mich in Deinem eigenen Namen.

Gräfin. Verzogen?

Emma. Du haſt mir das Leben zu angenehm gemacht, zu ſchön, zu leicht . . . Großmutter, ſag einmal: wie alt war ich, als mir mein Vater ſtarb und bald darauf meine Mutter? Drei Jahre — nicht?

Gräfin. Ungefähr.

Emma. So bin ich nun ſeit einundzwanzig Jahren bei Dir. Sie ſind mir vergangen wie ein Tag, aber was nützt das? Auch wenn man unvermerkt alt geworden, alt iſt man doch.

Gräfin. Mit vierundzwanzig?

Emma. Als ich ſechzehn war und Damen in meinen jetzigen Jahren auf den Bällen herumhüpfen ſah, dachte ich: was wollen denn dieſe alten Schachteln, wollen ſie ſich vielleicht einen Mann ertanzen? . . .

Gräfin. Das haſt Du nicht nothwendig. Die Bewerber kommen uns ins Haus.

Emma. Gott weiß es. Was für Menſchen!

Gräfin. Nun, nun, Rüdiger befindet ſich unter ihnen, und der liebt Dich, nicht Dein Geld.

Emma. Möglich, weil er ſelbſt genug hat. Aber Großmutter, er iſt ein Familiengötze.

Gräfin (ungeduldig). Das ſagſt Du immer; was meinſt Du eigentlich damit?

Emma. Was ſoll ich anderes meinen als einen Menſchen, mit dem ſeine Verwandten Abgötterei treiben?

Gräfin (wie oben). Sie thun es, weil er es verdient.

Emma. Niemand verdient Abgötterei, am wenigſten derjenige, der ſie duldet.

Gräfin. Woher haſt Du dieſe Phraſe?

Emma (drückt den Zeigefinger an die Stirn). Ich hab's daher, und deshalb iſt es keine Phraſe. Denk einmal darüber nach — wodurch hat ſich Rüdiger die Anbetung

ſeiner Familie zugezogen? Durch eitel negative Tugenden. Er hat nie Schulden, nie einen Rauſch, nie ein Duell gehabt. Er bringt ſeine Tage im Bureau und zwei Abende in der Woche bei ſeiner Mutter zu, umgeben von Tanten und Schweſtern und Baſen, und die Damen alle ſchwingen Weihrauchfäſſer. Ach, der einzige Sohn, Neffe, Bruder, Vetter! Ach, der einzige überhaupt! Wo giebt es noch ſeinesgleichen? ach, und wo weilt ſie, die Glückliche, die er erwählen und einführen wird in den Kreis ſeiner Prieſterinnen, damit auch ſie das Weihrauchfaß ergreife und . . .

Gräfin. Schweige! — Einen vortrefflichen Menſchen verſpotten hören iſt mir überhaupt unangenehm; von Dir aber thut es mir weh. Er liebt Dich mit beiſpielloſer Treue, obwohl (faßt ſie ſcharf ins Auge), wenigſtens ſcheinbar, unerwidert.

Emma (nach einer Pauſe, ſehr ernſt). Auch ich habe jahrelang ſo geliebt und bin mit dieſer Liebe fertig geworden. Er ſoll mir's nachmachen!

Gräfin. Kind, überlege, bevor Du dieſen Mann abweiſeſt. Ueberlege, was das iſt, unter dem Schutz und Schirm eines ſolchen Mannes zu ſtehen.

Emma. Gute Großmutter, ein Götze iſt Niemandem ein Schirm, der braucht ſelbſt Schirme . . . (Gräfin will ſprechen, ſie kommt ihr zuvor.) Laß mich eine alte Jungfer bleiben; wie ſoll ich heirathen? — Ich kann ja nicht mehr lieben. Marko war für mich der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, er hatte

alle Vorzüge, die ich bewundere, alle Fehler, die mir verzeihlich ſcheinen. Wir ſind als Nachbarskinder aufgewachſen, und ſchon meine Wärterin hatte mir geſagt: der Graf Marko iſt Ihr zukünftiger Bräutigam. Dergleichen merkt man ſich, und ſo liebte ich ihn denn wie einen Bräutigam. Er hingegen liebte mich, wie man eine Schweſter liebt, und heirathete meine Freundin.

Gräfin. Die er recht unglücklich gemacht hat.

Emma. Oder ſie ihn — wer weiß es? (Nach einer langen Pauſe.) Nun iſt er Wittwer ſeit drei Jahren.

Gräfin. Jawohl, und vergräbt ſich in Kroatien auf dem Gute ſeiner Verſtorbenen und überläßt die Verwaltung ſeines ſchönen Waldſee den Beamten, die dort wirthſchaften, daß es ein Graus und ſchlechtes Beiſpiel iſt für die ganze Nachbarſchaft. Ich halte es, weiß Gott, für unrecht zu verpachten: Haſt du den Genuß, habe die Plage. — Aber die Waldſeer Anarchie an der Grenze könnte ſogar mich verleiten, ein Unrecht zu thun. Das hätte dann dieſer Herr Marko auf dem Gewiſſen.

Emma. Wie bös Du ihm biſt! beinahe noch ſo böſe wie in jener Zeit, da ich ihn liebte und (lachend) unendlich unglücklich war.

Gräfin. Da haſt jetzt gut lachen; in Deinen Backfiſchjahren haſt Du mich oft genug nervös gemacht mit Deinem Hirngeſpinſt von einer Liebe, die von ihrem Gegenſtand nicht einmal zur Kenntniß genommen wurde. Viel Thorheit habe ich kennen gelernt, eine ſo große, wie dieſe Liebe, nicht. Gott ſei Dank, ſtarb die unirdiſche

endlich doch eines irdiſchen Todes — ſie verhungerte. Ohne jede Nahrung kann ſogar die geiſtigſte Liebe nicht leben. Aber, mein Kind, ganz geheilt von der einzigen Krankheit, welche Dich jemals heimgeſucht, wirſt Du dann erſt ſein, wenn Du den Entſchluß faſſeſt —

Emma (legt beide Hände um den Hals der Gräfin, ſieht ihr in die Augen). Die Frau Rüdigers zu werden. Er iſt einmal Dein Liebling, dieſer Verführer aller Großmütter.

Gräfin (ſucht ſich vergeblich von ihr loszumachen). Laß doch.

Emma. Nein, Du mußt die Wahrheit hören. Ihr ſeid im Irrthum, wenn Ihr meint Eure Schwachheit verbergen zu können. Man ſieht Eure Augen leuchten, ſo oft der Name Rüdiger ausgeſprochen wird.

Gräfin (wie oben). Närrin! Närrin!

Emma (umarmt ſie und läßt ſie los). Verzeih! Auch ich werde einmal ſechzig, und dann wird es mir ergehen wie Euch. Wenn ich das bedenke, bin ich im Stande und nehme ihn; man muß für ſeine alten Tage ſorgen.

Diener (meldend). Graf Rüdiger.

Gräfin. Da ſiehſt Du nun. (Rückt die Haube zurecht. Zum Diener.) Sehr angenehm. (Diener ab.)

Emma (ſeufzt). Ach Gott! (Steht auf, geht zum Tiſche und macht ſich mit den Geſchenken zu thun.)

Gräfin. Emma, wenn er ſich heute erklärte?

Emma. Geſchähe es zum drittenmal. Wir werden doch unſere Faſſung bewahren bei einem nicht mehr ungewöhnlichen Ereigniß.

Hermann Rüdiger, ein Bouquet in der Hand, tritt ein. Er ist fünfunddreißig Jahre alt, mittelgroß, blond, fett, sorgfältig gekleidet, hat ein hübsches Gesicht, trägt einen Vollbart, wiegt sich beim Gehen ein wenig in den Hüften. Sein Wesen drückt Selbstvertrauen aus, ist aber nicht frei von einiger Befangenheit; es verdirbt ihm die Laune, sobald ihm diese zum Bewußtsein kommt. Er verneigt sich vor beiden Damen und ist im Begriff, auf Emma zuzugehen. Sie bleibt regungslos und lächelnd am Tische stehen. Er, allmälig die Haltung verlierend, hemmt den Schritt.

Gräfin. Grüß Gott, mein lieber Rüdiger.

Rüdiger. Frau Gräfin. (Nach kurzer Ueberlegung wendet er sich, geht auf sie zu und überreicht ihr den Blumenstrauß.) Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch zum Geburtstage Ihrer Enkelin darzubringen.

Gräfin. Mir? O, ich bin sehr überrascht und nehme ihn freudig an.

Emma. Bravo, Graf Rüdiger, das haben Sie gut gemacht. (Geht auf ihn zu und bietet ihm die Hand. Er, nach einigem Zögern, reicht ihr zwei Finger, die er schnell zurückzieht.) Ich freue mich jetzt schon auf den Geburtstag meiner Großmutter, da bekomme ich ein Bouquet. (Gräfin ist aufgestanden, stellt die Blumen in eine Vase und bleibt während der nächstfolgenden Reden im Hintergrund.)

Rüdiger (verstimmt). Sie loben mich — ein Glück, das mir selten widerfährt.

Emma. Wie Sie das sagen, wie vorwurfsvoll! als hätte ich eine heilige Pflicht versäumt.

Rüdiger. Von Pflicht ist nicht die Rede, ich glaube nur auf mehr Rücksicht Anspruch machen zu sollen, als ich von Ihnen erfahre. Ein andrer Mann . . .

Emma. Lieber Graf, ich bin heute ausnehmend friedlich gestimmt und bereit, jedes begangene Unrecht einzusehen, noch mehr: es zu bekennen. (Treuherzig.) Mein Undank gegen Sie ist groß.

Rüdiger. Jawohl.

Gräfin (auf ihrem früheren Platz, hat eine Arbeit zur Hand genommen). Jawohl.

Emma (sieht sie mißbilligend an). Nicht Partei nehmen! (Zu Rüdiger ernsthaft.) Ich mache mir Ihretwegen manchmal Vorwürfe.

Rüdiger (ebenso). Nur manchmal?

Emma. Das ist Ihnen zu wenig? Nun, sehen Sie, nicht herauskommen aus der Hölle der Gewissensqualen, das wäre wieder mir zu viel. (Sie lacht).

Rüdiger. Ich würde gern mit Ihnen lachen, ich lache gern über gute Scherze, aber die Ihren (er zuckt die Achseln).

Emma. Sind nicht gut. Verstehe ich mich aufs Gedanken-Errathen, was?

Rüdiger (sieht sie vorwurfsvoll an. Nach einer Pause). Nein, so kann es nicht länger fortgehen. Wir müssen ein Ende machen, wir müssen uns endlich einmal aussprechen.

Emma. Endlich einmal? Wir thun seit drei Jahren nichts anderes.

Rüdiger. Und wo bleibt das Resultat? Wir wollen heute zu einem Resultat kommen.

Emma. Wie wär's, wenn wir uns setzten?

Gräfin (zu Rüdiger). Hierher, mein lieber Freund. (Weist ihm einen Platz an ihrer Seite an.)

Gräfin rechts, Rüdiger links auf dem Kanapee, Emma ihnen gegenüber. Sie hat sich schräg auf den Sessel gesetzt und kreuzt die Arme über dessen Lehne.

Emma. Da seid Ihr schon wieder zwei gegen mich. Ist das schön von Ihnen, Graf Rüdiger, sich einer Claque zu versichern, bevor Sie Ihre Philippika gegen ein armes schwaches Weib eröffnen?

Gräfin. Hör endlich auf mit Deinen unzeitigen Späßen.

Emma. Gern, sie kommen mir ohnehin nicht vom Herzen.

Rüdiger. Dann begreife ich nicht ... Gräfin, ich würde einem Manne, wie ich bin, anders begegnen ... Einem Manne, der mit solcher Treue, solcher Beständigkeit (die Stimme versagt ihm).

Gräfin (legt die Hand auf seine Schulter). Lieber Rüdiger ...

Emma (zugleich). Lieber Graf, wenn Sie glauben, daß ich Sie nicht zu schätzen weiß, dann irren Sie.

Rüdiger (der sich wieder gesammelt hat). Nun, Gräfin, wenn ich jemanden zu schätzen wüßte, würde ich ihn nicht unglücklich machen, ich würde mich bemühen, seine Gefühle zu erwidern.

Emma. Wer sagt Ihnen, daß ich nicht versucht habe, mich zu bemühen?

Rüdiger. O dann fahren Sie fort — etwas guten Willen, und es wird gehen. Meine Mutter, meine Tanten, meine Schwestern wären glücklich ...

Gräfin. Auch ich wäre es.

Rüdiger. Auch Ihre Großmutter, auch ſie — ach, wie glücklich wäre ich ſelbſt, wenn ich meine Großmutter glücklich machen könnte.

Emma (lacht).

Gräfin } (zugleich). Emma! Emma!
Rüdiger } (zugleich). Jetzt lacht ſie wieder.

Emma. Aber nein. (Mit Entſchluß.) Sie ſind ein gutmüthiger Menſch, Graf Rüdiger, Sie ſind auch treu, ſind vernünftig, ich glaube, daß es ſich mit Ihnen leben ließe . . .

Rüdiger (will aufſpringen) } (zugleich). Gräfin Emma!
Gräfin } (zugleich). O mein Kind!

Emma. Bleiben Sie ſitzen; ich bin noch nicht fertig: Leben ließe — vorausgeſetzt, daß Sie ſich einer Zumuthung fügen würden . . .

Rüdiger (ſtutzt). Zumuthung?

Emma. Ja. — In der Bibel ſteht, der Mann ſoll Mutter, Tanten, Baſen und Schweſtern verlaſſen und dem Weibe nachfolgen.

Rüdiger. Ich habe die Stelle anders citiren gehört.

Emma. Sie wird eben meiſtens falſch citirt.

Rüdiger (nach langer Ueberlegung ängſtlich). Sie fordern es, ich weiß nicht, was ich . . . das heißt ich würde ſo etwas nicht von mir verlangen, wenn aber Sie das Herz dazu haben — ſoll es geſchehen.

Gräfin (in hellem Entzücken). Rüdiger, Sie ſind ein edler Menſch!

Rüdiger (einigermaßen betroffen). Wir werden uns jedenfalls noch darüber aussprechen.

Emma. O weh!

Gräfin (streng). Was sagst Du?

Emma. Ich frage Sie, Graf Rüdiger, wenn Sie sich entschlössen, mir zu Ehren auf den größten Reichthum an Liebe, den Sie besitzen, zu verzichten, was dann?

Rüdiger. Dann würde ich auf Ersatz hoffen.

Gräfin. Sie würden ihn fordern dürfen.

Emma. Ganz richtig. Es könnte aber sein, daß ich nicht im Stande wäre, dieser Anforderung zu genügen.

Rüdiger (außer sich). Und Sie werden es nicht im Stande sein. Welch ein Narr bin ich — ein anderer hätte längst — aber auch ich sehe es endlich ein: Sie sind unfähig zu lieben, sind eiskalt, und im Grunde muß man Sie bedauern.

Gräfin. Jawohl, bedauern.

Emma. Weil ich unfähig bin zu lieben? Das ist nicht der Fall. Unter allen Umständen müßte ich Ihnen ja das Geständniß machen — ich habe eine große Liebe in meinem Leben gehabt.

Gräfin (räuspert sich).

Rüdiger (zu ihr, betroffen, tonlos). Jetzt hat sie auch eine große Liebe gehabt!

Gräfin (zu Emma). Du bist lächerlich.

Rüdiger. Ich bitte — ich muß um nähere Erklärung bitten.

Emma (herzlich). Ich werde Ihnen jetzt weh thun,

Graf Rüdiger, verzeihen Sie mir im Voraus. (Sie reicht ihm über den Tisch die Hand, er verweigert ihr die seine). Soweit ich mich zurück erinnere, erinnere ich mich geliebt zu haben, innig, vertrauensselig, der Gegenliebe überzeugt. Diese meine Großmutter sagte oft zu mir: Welche Thorheit, mein Kind, Du setzest Dir jemanden in den Kopf, der nicht an Dich denkt. Trotz dieser Warnung . . .

Rüdiger (fällt ihr ins Wort). Fuhren Sie fort, ins Blaue hinein zu schwärmen — für Marko! . . . Inkommodiren Sie sich nicht weiter. Von dieser Kinderei wußte ich und habe nur deshalb nie mit Ihnen darüber gesprochen, weil sie mir denn doch als ein von gar zu lange überwundener Standpunkt erschien.

Emma. So?

Rüdiger. Ja so! Und wenn das nicht der Fall wäre, mit Marko würde ich's aufnehmen — dem guten Marko!

Gräfin (zuversichtlich). Thun Sie's nur. Daß die Wahl zwischen ihm und Ihnen meiner Emma heute noch schwer würde, glaube ich nicht.

Emma (sieht ihr in die Augen). Auch ich nicht.

Rüdiger (sie mißverstehend). Jedenfalls haben Sie Gelegenheit, Vergleiche anzustellen; Marko ist hier.

Emma (mit Selbstbeherrschung). Seit wann?

Rüdiger. Seit gestern. Immer derselbe, immer noch im Prozeß mit seinem Onkel und ehemaligen Vormund. Sieht übrigens recht übel aus.

Gräfin. Die Trauer um seine Frau.

Rüdiger. Oder die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen ihretwegen macht, wenn ich annehmen will, daß er eins hat.

Diener (meldet). Graf Laßwitz.

Gräfin. Da haben wir's.

Marko (tritt ein. Er ist groß und schlank, etwas nachlässig in seinem Benehmen und in seiner Kleidung. Die Züge des gebräunten Gesichts sind unregelmäßig, die strengen blauen Augen von kräftigen Brauen überschattet. Schnurr- und Backenbart sind kurz gehalten, das dichte, leicht ergraute Haar, das inmitten der Stirn eine Spitze bildet, ist kurz geschoren. Er geht auf die Gräfin zu, küßt ihr die Hand). Grüß Gott, Tante. Wie geht's?

Gräfin (kühl). Ich danke Dir, gut.

Marko. Sie sehen auch gut aus, was mich freut. (Wendet sich zu Emma.) Und wie stets mit Dir, Cousine?

Emma (ruhig und freundlich). Gleichfalls gut — was Dich gleichfalls freut.

Marko. Vom Herzen. (Zu Rüdiger.) Guten Tag, Hermann.

Rüdiger (gespreizt). Habe die Ehre.

Emma (wie oben). Höre, Marko, das Vergnügen, zu erfahren, daß wir uns wohlbefinden, hättest Du Dir früher verschaffen können. Nimm Platz. (Sie nähert sich dem Sessel, den sie früher eingenommen hat. Rüdiger will denselben für sie zurecht rücken, sie kommt ihm zuvor, ohne seine Absicht bemerkt zu haben. Tief verletzt kehrt er zum Kanapee zurück und setzt sich wieder neben die Gräfin.)

Marko (vergebens nach einem unbesetzten Sessel suchend). Alles vergriffen. Was bedeutet diese Ausstellung? Ist

denn heute? (Schlägt ſich vor die Stirn.) Zwölfter Mai. Dein Geburtstag, Emma. Verzeih, ich hätte mich deſſen erinnern ſollen.

Gräfin. Warum denn auf einmal — da es in Jahren nicht geſchah?

Marko. In Jahren — ganz richtig. Aber, wenn ich auch nicht ſchrieb, ich erinnerte mich an jedem zwölften Mai, daß dieſer Tag durch unſere ganze Jugendzeit der ſchönſte im Jahre geweſen. (Er befreit einen Fauteuil von den darauf liegenden Gegenſtänden und läßt ſich neben dem großen Tiſch nieder, auf den er den Ellbogen ſtützt.)

Emma (wendet den Kopf nach ihm). Weißt Du noch? Das waren Feſte! Weißt Du noch den Ball der Dorfkinder im Garten, bei dem ich immer ſitzen blieb, weil meine Tänzer vom Büffet nicht wegzubringen waren?

Marko. Ja, ja, und damals, wo ich an der Spitze eines Bauern-Banderiums in den Schloßhof geritten kam, und mein Pferd vor den Fahnen auf dem Balkon ſcheute und mich abwarf, angeſichts der beſtürzten Gäſte und des lachenden Volkes.

Emma. Und Du auf einen Jagdhund fielſt, der mit verzweiflungsvollem Geheul entfloh.

Marko. Ich hegte Selbſtmordgedanken nach dem Sturze — das Feuerwerk zerſtreute ſie.

Emma. Mir machte das Feuerwerk immer das geringſte Vergnügen, denn ſobald es abgebrannt war, hieß es: das Feſt iſt aus, geh ſchlafen! . . . Aber vom

Morgen des dreizehnten an begann ich mich auf den nächsten zwölften Mai zu freuen.

Marko (zur Gräfin). Es ist merkwürdig, Tante; da sind wir so lange Zeit außer allem Verkehr gestanden — nun bin ich wieder bei Ihnen und mir ist, als hätte ich Sie gestern verlassen.

Rüdiger. Merkwürdig.

Gräfin. In der That. Ich empfinde Dir gegenüber anders. Lieber Marko, jemand, der seine ganze Kinder- und Jugendzeit hindurch in dem Hause einer entfernten Verwandten aufgenommen war wie ein Sohn...

Marko (durchdrungen). Ja, ja, das war ich.

Gräfin (ohne sich unterbrechen zu lassen). Aus Theilnahme mit seinen unglücklichen Verhältnissen, denn seine Mutter war todt und sein Stiefvater und zugleich Vormund ein harter, ein — unredlicher Mann. Die Verwandte nahm das Herz des Jünglings in ihre Obhut, sie wollte nicht, daß es verbittere.

Marko. In der Gefahr befand ich mich nie, weil nur die Schwachen verbittern.

Rüdiger (empfindlich). Wenn das eine Anzüglichkeit sein soll . . . wenn vielleicht ich gemeint bin.

Emma (lacht auf).

Marko (mit ehrlicher Verwunderung). Du, Hochgelobter? Stolz und Glück der Deinen, wirst Dich doch nicht getroffen fühlen, wenn man von verbitterten Menschen spricht? (Er steht auf und wendet sich an die Gräfin.) Fahre fort, Tante, in Deiner Anklage, die ja berechtigt ist und

lautet: Ich, Deine entfernte Verwandte, war zugleich die einzige, welche Dir Wohlwollen zeigte; die einzige, welche Dein Vertrauen beſaß. Warum entzogſt Du es mir in dem Augenblick, in welchem Du Dein eigenes Haus gegründet haſt? Warum hörte ich ſeitdem nicht mehr von Dir als jeder Fremde, dem Du ſchicklichkeitshalber die Geburt einer Tochter und ein paar Jahre darauf den Tod Deiner Frau anzeigteſt? (Nachdenklich.) Ja, warum? ...

Gräfin. Warum? — Sprich. Nun?

Marko (zögert).

Emma. Laſſen wir's bis ſpäter, bis ...

Rüdiger. Bis wir en famille ſind, wollen Sie ſagen. Sagen Sie es doch! oder auch nicht — es wäre überflüſſig — ich verſtehe (erhebt ſich) und empfehle mich.

Gräfin (ſeine Hand ergreifend). Lieber Rüdiger, was fällt Ihnen ein? En famille heißt: in Ihrer Gegenwart.

Marko (unangenehm überraſcht). In ſeiner Gegenwart? ... (Sieht erſt Emma, die ſeinen Blick ruhig aushält, dann Rüdiger an. Nach einer Pauſe zu dieſem.) Dir iſt ſehr zu gratuliren.

Emma. Darüber weiß man wirklich noch nichts Beſtimmtes.

Rüdiger (beißt ſich auf die Lippen). Nein, denn die Gräfin iſt nicht — wie ſoll ich ſagen? ... und ich bin nicht zudringlich.

Gräfin (ablenkend zu Marko). Du gehſt alſo nach Waldſee? — Endlich!

Marko. Was ſollt ich dort, ſolange ſich mein Vormund —

Rüdiger (fällt ihm ins Wort). Ich würde ſagen: mein Vater.

Marko. Mein Stiefvater, lieber Freund; ſolange ſich alſo der, mit einem Schein von Recht, die Mitregentſchaft anmaßen durfte. Dieſer Schein iſt zerſtört ...

Rüdiger (wie oben). Auf Koſten des letzten Willens Deiner Mutter. Man ſagt, Du habeſt ihr Teſtament angegriffen.

Marko (gelaſſen). Es war nicht das ihre, war ihr nur zur Unterſchrift vorgelegt worden, als ſie ſchon halb bewußtlos ... Aber laſſen wir dieſe peinlichen Dinge. Meine Freunde werden keine Rechtfertigung in Ehrenſachen von mir verlangen ...

Emma (unwillkürlich). Nein.

Marko. Ich erwarte vielmehr, daß ſie für mich einſtehen, wenn es etwa nöthig wäre.

Rüdiger. Da kann ich Dir nur wünſchen, daß Du in dieſer Erwartung nicht getäuſcht werdeſt. Ich, an Deiner Stelle, ich würde ...

Marko (tritt an ihn heran. Mit unterdrücktem Zorn). Was?

Rüdiger. Ich würde mich gefaßt machen ...

Marko. Worauf?

Rüdiger. Nicht überall dem Wohlwollen zu begegnen, das Dir ſoeben (er deutet auf Emma) entgegenkam. (Will aufſtehen.)

Gräfin (zieht ihn am Arme auf ſeinen Platz zurück). Ganz

Ihrer Meinung, lieber Graf, aber ſetzen Sie ſich. — Und jetzt bitte ich um eine andere Konverſation. (Zu Marko.) Du haſt ja eine Tochter, drei Jahre alt, wenn ich nicht irre.

Marko. Jawohl, erſt drei Jahre.

Gräfin. Und wo iſt die Kleine?

Marko. Wo ſollte ſie anders ſein als bei mir.

Gräfin (lebhaft). Bei Dir, und Du haſt ſie nicht mitgebracht? Das iſt — verzeih! wieder eine Deiner Rückſichtsloſigkeiten.

Marko (gutmüthig). Rückſichtsloſigkeit nennſt Du das?

Gräfin. Wo ſeid Ihr abgeſtiegen?

Marko. Im Hotel Dir gegenüber.

Gräfin (immer lebhafter). Im erſten Stock?

Marko. Jawohl.

Gräfin. Und die Kleine bewohnt das Erkerzimmer links?

Marko. Jawohl.

Emma. Sie iſt es!

Gräfin. Ich kenne ſie! Ich habe ſie geſtern am Fenſter geſehen und eine Stunde lang mit ihr kokettirt. Ein Engel — aber zart — und dieſen zarten Engel legt man in ein Wirthshausbett, füttert man mit Wirthshausſuppe, während ſeine Großtante ihm gegenüber wohnt. Unverzeihlich! (Sie hat ſich erhoben, geht auf Marko zu und bleibt vor ihm ſtehen.) Deine einzige Entſchuldigung iſt: Du weißt nicht, was Du thuſt.

Emma (lächelnd zu Marko). Nimm das nicht übel.

Meine Großmutter hat ein dreijähriges Kind am Fenſter geſehen, meine Großmutter iſt verliebt.

Gräfin. Unſinn! . . . Ich will die Kleine hier haben, Marko, ich werde ſie geſund pflegen.

Marko. Aber, Tante, es fehlt ihr nichts.

Gräfin. Nichts? Welche Blindheit, Gott im Himmel! Sie hat ihre Mutter verloren und — es fehlt ihr nichts. (Schellt erſt ein-, dann zweimal.) Hole ſie, in einer Viertelſtunde iſt alles zu ihrem Empfang bereit. Zwei Zimmer neben meinem Schlafzimmer ſtehen zur Verfügung.

Der Diener und eine Kammerjungfer ſind durch die Mittelthür eingetreten. Gräfin ertheilt haſtig und leiſe ihre Befehle und entläßt die Leute.

Emma (indeſſen zu Marko). Was zögerſt Du? Deine Kleine muß zu uns kommen.

Marko. Sie muß? (Etwas verlegen.) Ja, das iſt ſo eine Sache . . . Ich weiß nicht, ob ſie will.

Emma. Die Dreijährige hat ſchon einen Willen?

Gräfin (kommt in den Vordergrund zurück). Nun geh, Marko. (Sie drängt ihm ſeinen Hut auf und geleitet ihn zur Thür.)

Marko. Ich genire mich, Tante — meine Kleine — ſie iſt ein wenig ſchlimm.

Gräfin. Mag ſie ſein, wie ſie will, ich gewähre ihr Gaſtfreundſchaft.

Rüdiger (mitten im Zimmer, knöpft ſeinen Rock zu). Das thäte ich wieder nicht.

Der Salon ist leer. Aus dem Vorzimmer dringt lautes Kindergeschrei. Der Diener öffnet beide Flügel der Mittelthür. Zuerst stürzt die Kammerjungfer herein, läuft durch den Salon in das Zimmer links. Márko folgt. Er trägt Dorchen auf dem Arme, die sich an seinen Hals anklammert, den Kopf an seine Schulter preßt und aus allen Kräften schreit. Die Bonne eilt ihm, die Gräfin der Bonne nach.

Marko. Wo? — wohin? (Wendet sich links von der Eingangsthür.)

Diener (vortretend, nach rechts weisend). Hierher, Herr Graf.

Marko (schwenkt rasch nach rechts).

Gräfin (zu der Kleinen). Nicht weinen, mein Schatz, mein Herz, nicht weinen, mein Engel!

Bonne (ebenso). Pas avoir peur, ma chérie, Élise est là, Élise est là.

Diener. Aber Komtesserl, Komtesserl!

(Alle links ab.)

Die Beschwichtigungsversuche der Gräfin und der Bonne und das Geschrei des Kindes dauern fort.

Emma (aus ihrem Zimmer). Was giebt es? — Ach! der Einzug unseres Gastes. (Sie blickt ins Nebenzimmer durch die offen gebliebene Thür und lacht.) Ein charmantes Kind, meiner Treu!

Marko (kommt, halb verdrießlich, halb verlegen). Ich habe es ja gesagt, daß man sie in Ruhe lassen soll. Man muß Kinder immer in Ruhe lassen. Die arme Kleine war ganz zufrieden mit ihrer Wirthshaussuppe.

Emma (die ihn kopfschüttelnd angehört hat). Sie wird

auch bei uns zufrieden werden. (Sie geht in das Zimmer links. Einen Augenblick wird das Geſchrei des Kindes lauter, dann hört es allmälig auf.)

Marko (hat ſich geſetzt, ſtützt die Ellbogen auf die Kniee, das Geſicht in die Hände. Als das Geſchrei aufhört, hebt er den Kopf und beobachtet die Vorgänge im Nebenzimmer.) Sie beruhigt ſich. Sieh da, ſieh da, wie ernſthaft die Couſine mit ihr ſpricht. Den Ton iſt ſie freilich nicht gewöhnt . . . Verzieht auch ſchon den Mund — es wird gleich wieder angehen, das Geſchrei . . . O Wunder! — ſie giebt ihr die Hand, ſie hört ihr zu und lacht . . . Die arme Kleine, jetzt lacht ſie gar. Das wird noch eine dicke Freundſchaft werden zwiſchen den beiden.

Emma (tritt langſam ein und bleibt mit gekreuzten Händen vor Marko ſtehen). Du haſt ein ſchlimmes Kind, mein lieber Marko. Verſtehſt Dich nicht auf Erziehung, ſcheint mir.

Marko (aufſtehend). Nein! — ich weiß nichts anzufangen mit gebrechlichen Weſen, ihre Schwäche imponirt mir, ich zittere vor ihrer Angſt, ich halte es nicht aus vor Mitleid mit ihrem geringſten Schmerz . . . und ſo erfülle ich dem Kind jeden Wunſch, ihre Launen regieren mich (zornig) und die Bonne ſucht mich noch zu übertreffen und die Dienerſchaft folgt unſerem Beiſpiel, alles kriecht vor der kleinen Tyrannin (ausbrechend) und wir bilden das Kind allmälig aus zu einem würdigen Mitglied der Geſellſchaft der heiligen Affen von Benares.

Emma. Ein höchſt erfreuliches Erziehungsreſultat.

Marko. Aber ſo weit ſoll es nicht kommen. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich gebe das Kind demnächſt ins Sacré-cœur.

Emma. Wo Fremde gut machen ſollen, was der Vater an ihm geſündigt hat. Ich weiß beſſeren Rath: Laß die Kleine bei uns.

Marko. Was Dir einfällt!

Emma. Etwas ſehr Praktiſches. Ich verſtehe mit Kindern umzugehen, ich habe das gut gelernt in unſerem Kindergarten auf dem Lande.

Marko. Kindergarten? ſo? (Etwas ſpöttiſch.) Du beſchäftigſt Dich mit Volksbildung?

Emma. In ihren beſcheidenſten Anfängen.

Marko. Nun, ich werde in Waldſee Eurem Beiſpiel folgen (mit einer leichten Verbeugung) unter Deiner Anleitung.

Emma. Ich bitte Dich, bleiben wir bei der Stange. Giebſt Du uns die Kleine?

Marko. Ich denke nicht daran. Die Tante würde das bischen Gute, das an dem Kind noch iſt, bald ausgerottet haben.

Emma. Ich bin da, um dem Unfug zu ſteuern.

Marko. Wie lange noch? Rüdiger wird ſchwerlich warten, bis Dorchens Erziehung beendet iſt.

Emma. Rüdiger wird vielleicht noch länger warten müſſen, wenn er es überhaupt thun will.

Marko. Das heißt? ... Was heißt das?

Emma. Daß ich ihm ſchon mehrmals geſagt

habe: Warten Sie lieber nicht, es iſt am Ende doch umſonſt.

Marko. Und er ſetzt trotzdem ſeine Bewerbung fort?

Emma. Trotzdem.

Marko. Nun, der hat eine gute Portion Geduld.

Emma. Und eine gute Portion Eigenſinn. Und er hat noch etwas: eine mächtige Fürſprecherin, meine Großmutter, die ihn bewundert und das unbedingteſte Vertrauen in die Bravheit ſeines Charakters hat.

Marko. Es iſt auch nicht das Geringſte gegen ihn einzuwenden.

Emma. Doch! ſeine böſe Laune, ſeine Uebelnehmerei.

Marko. Die hat allerdings zugenommen mit den Jahren. Er wird eben verwöhnt.

Emma. Dafür dank ich, das kann ich nicht brauchen — verwöhnt bin ich ſelbſt.

Marko. Dann werdet Ihr Euch um ſo beſſer verſtehen.

Emma. Oder um ſo ſchlechter. Uebrigens ſind das nebenſächliche Bedenken, wenn man von einem Menſchen weiß, er iſt ehrenhaft und treu — und hauptſächlich, wenn man ihn liebt. Ich aber liebe ihn nicht.

Marko. Das iſt kein Ehehinderniß.

Emma (ſieht ihn aufmerkſam und ernſthaft an). Seltſam, was Du da behaupteſt. — Seltſam, meiner Treu!

Marko (lacht). Du ſagſt noch immer: Meiner Treu?

Emma. Noch immer. Ich werde meine alten Gewohnheiten nicht los.

Gräfin (kommt triumphirend). Jetzt hat sie die Biskote doch gegessen, denk Dir, Marko! und sie ist überhaupt der herzigste Schatz, der mir je vorgekommen ist. Sie hat „Ghoßtante" zu mir gesagt, und Elise mußte Purzelbäume machen.

Marko (entrüstet zu Emma). Purzelbäume!

Gräfin. Warum nicht? sie macht das sehr anständig. (Zu Emma.) Und nach Dir hat sie dreimal gefragt.

Emma (freudig). Wirklich? hat sie wirklich nach mir gefragt? (Zu Marko.) Siehst Du, ich war streng, ich habe sie gezankt, das war ihr etwas Neues, und das Neue verfehlt bei Kindern seine Wirkung nie. (Ab nach links.)

Gräfin. Ach, Marko! ich hätte eine so große Bitte: Vertraue mir Dorchen an, für ein Jahr oder zwei. In kurzer Zeit reisen wir auf das Land, dann lebt sie in Deiner Nachbarschaft, Du kannst sie täglich besuchen ... Erfülle mir die Bitte, Marko, eine liebreiche Umgebung thut dem Kinde noth; ihr seid so hart, ihr Männer, ihr habt keinen Begriff von der Geduld, der Zärtlichkeit, die ein Kind braucht ... Dorchen ist unvertraut, eingeschüchtert (ärgerlich, weil er lacht), verprügelt mit einem Wort.

Marko. Verprügelt, die?

Diener (kommt mit einem Briefe, den er der Gräfin überreicht). Von Herrn Grafen Rüdiger. (Ab.)

Gräfin. Er schreibt mir? — (Liest.) Sieh nur — er ist gekränkt — hat auch alle Ursache, Emma und Du, Ihr wart unfreundlich gegen ihn. (Liest.) Er will nicht mehr kommen ... O! ... Er fürchtet zu geniren,

o! o! — Emmas Wort: en famille hat ihm zu weh gethan.

Marko. Sie hat es nicht ausgeſprochen, er legte es ihr in den Mund.

Gräfin. Gleichviel, wir werden trachten, ihn wieder gut zu machen. Aber jetzt lebe wohl. Das Eſſen der Kleinen wird wohl ſchon ſervirt ſein. (Will gehen.)

Marko. Iſt das eine ſchwere Aufgabe, Rüdiger wieder gut zu machen?

Gräfin. Eine ungemein leichte, weil ja Güte der Grundzug ſeines Charakters iſt.

Marko. Schade, daß ſeine Laune und der Grundzug ſeines Charakters ſo wenig übereinſtimmen.

Gräfin. Seine Laune? es iſt die eines Verliebten, der ſich einbildet, nicht völlige Erwiderung zu finden. (Zerſtreut.) Das alles vergeht, das alles giebt ſich in der Ehe. (Für ſich.) Sie iſt gewiß ſchon bei der Suppe.

Marko. Ja, ja, ich weiß, was ſich in der Ehe giebt.

Diener (meldend). Der Graf Rüdiger.

Gräfin (die ſchon die Klinke der Thür links in der Hand hält, wendet ſich). Wer?

Diener. Graf Rüdiger.

Marko. Er wollte ja nicht mehr kommen.

Gräfin (eine kleine Regung der Ungeduld niederkämpfend). Schön, ſehr ſchön. (Zum Diener.) Laſſen Sie ihn eintreten.

Diener. Der Herr Graf wünſchen Frau Gräfin allein zu ſprechen.

Gräfin. Ach was, allein! (Zu Marko.) Nach der

Suppe kommt ein Hühnerfilet mit grünen Erbſen. Ich hätte mich ſo gern überzeugt, daß es ihr ſchmeckt.

Diener. Der Herr Graf warten.

Gräfin. Führen Sie ihn ins Kinderzimmer.

Marko. Aber, Tante, ich bitte Dich — (nimmt ſeinen Hut) ich gehe.

Gräfin. Du bleibſt, Du rührſt Dich nicht von der Stelle. Wenn die Kleine nach Dir riefe — was dann? (Zum Diener.) Führen Sie den Grafen in den gelben Salon. (Diener ab.)

Gräfin. Es iſt ein Mißgeſchick, daß der gute Rüdiger juſt in dieſem Augenblick kommen muß. Bei Tiſche und vor dem Einſchlafen ſind Kinder am herzigſten. (Ab durch die Mitte.)

Marko allein.

Marko. Die Tante! ſie übertrifft mich noch. Nein, kleines Dorchen, hier iſt unſeres Bleibens nicht. Wir reiſen. — Wenn auch im Irrthum befangen, ich ſeh ihn ein, und das iſt der erſte, der wichtigſte Schritt zur Befreiung.

Emma kommt von links, ſie führt Dorchen an der Hand. Eliſe folgt mit unzufriedener Miene.

Emma. Dorchen kommt um Verzeihung zu bitten, daß ſie ſo ſchlimm geweſen iſt. Nun, Du Kleine?

Dorchen. Pardon, Papa.

Marko. Pardon, das Kind ſagt Pardon? Das iſt ja etwas Außerordentliches. (Streichelt ihre Haare.) Wir wollen aber auch andere Saiten aufziehen, von nun an. Mein Dorchen hat mir heute Schande gemacht.

Eliſe (pikirt). Andere Saiten? Chande gemackt? qu'est-ce que cela veut dire?

Marko (zu Eliſe). Ich bitte Sie, das Kind zu Bett zu bringen. Es ſchläft ja ſchon.

Eliſe. Viens ma chérie, viens mon petit ange.

Dorchen (hält Emmas Hand feſt). Avec toi, avec toi!

Emma. Brav ſein, Dorchen. (Nimmt ſie auf den Arm und trägt ſie bis zur Thüre, wo Eliſe ſie übernimmt und mit ihr abgeht.)

Marko. Ich glaube wirklich, Du würdeſt mit ihr fertig werden.

Emma. Es wäre keine große Kunſt.

Marko. Mir iſt es nicht gelungen.

Emma. Ich ſeh's mit Staunen. Du, der ſchon als Jüngling die Seelenſtärke eines Mannes hatte, Du, der kühne Bekämpfer des Unrechts, Ritter der Vernunft — wie Du Dich nannteſt — Du ſtehſt unter einem (ſie mißt an ihrer Hand) ſo langen Pantoffel; Du haſt dringend nöthig, nach Hülfe zu rufen, wenn Dir Deine Tochter in die Nähe kommt.

Marko (erhebt den Kopf, ſieht ſie freundlich an). Eine Deiner wohlbekannten Uebertreibungen. Wahrhaftig, Du haſt Dich nicht verändert.

Emma. Semper idem. An mir erleben meine Freunde auch nach langer Trennung keine Ueberraſchungen.

Marko. Um ſo beſſer, wenn Du immer biſt, wie Du immer warſt.

Emma. Weißt Du was? — Sei nicht galant, es ſteht Dir ſchlecht. (Nach einer Pauſe.) Marko — ich kann

es nicht glauben, daß Du wenig Rückſicht für Deine arme, kleine, zarte Frau gehabt, daß Du ſie unglücklich gemacht haſt.

Marko (ſieht finſter zu Boden). Das letztere iſt wahr.

Emma. Ein ſchlechter Dank für ihre große Liebe.

Marko (ſpringt auf). — Liebe! Liebe! . . . Wenn ich nur dieſes Wort nicht mehr hören müßte!

Eliſe (erſcheint an der Thür). Monsieur, la petite dort, le moindre bruit l'éveille.

Marko (leiſe). Elle dort? C'est bien, c'est très bien!

Eliſe zieht ſich zurück.

Marko (wie oben, ſieht auf die Uhr). Das iſt ihr Nachmittagsſchläfchen. Es dauert meiſtens eine Stunde. Nur ſtill, nur ſtill! (Will mit äußerſter Vorſicht den Seſſel in Emmas Nähe rücken, erſchrickt und horcht. Beruhigt ſich.) Nein, es iſt nichts.

Emma (mit unterdrückter Stimme). Was ſagteſt Du vorhin? welches Wort ſoll man vor Dir nicht ausſprechen?

Marko. Eines, das ich gar zu oft nennen hörte, als Entſchuldigung, als Rechtfertigung von vielem, vielem mir zugefügten Unrecht, mir auferlegter Pein. Meine arme, kleine, durch ihre Schwäche gefeite Frau hat mir nicht nur das Wort, ſondern auch die Empfindung, welche man damit zu bezeichnen pflegt, auf ewig verleidet . . . „Ja, mein Leben, meine Seele, ja Marko, ich quäle Dich, aber — aus Liebe. Ja, ich möchte nicht eine Minute ohne Dich ſein, ich bin anſpruchsvoll, aber — aus Liebe!“

Emma. Pſt! Du weckſt das Kind.

Marko (dämpft die Stimme). Und aus Liebe war ſie eiferſüchtig auf Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, beſonders auf die Vergangenheit. Es war ein Verbrechen, daß ich nicht unerfahren wie ein Mondkalb in die Ehe getreten. Ein Mann, der das Leben kennt, der Abenteuer gehabt hat, wie leicht iſt es dem, eine ahnungsloſe Frau zu betrügen. Und er denkt und ſinnt nichts anderes als Betrug. (Laut und lauter.) Meine Feinde wiſſen, daß ich ein ehrlicher Menſch bin; diejenige, deren Abgott ich war, wußte es nicht.

Emma. Pſt, pſt!

Marko. Wenn ich das Haus auf ein paar Tage verließ, fühlte ich mich als eine Art Henker; ich wußte ja, meine Frau verzehrt ſich daheim in Angſt und Sehnſucht.

Emma. Das war krankhaft.

Marko. Krankhaft? Ja, die Liebe iſt eine Krankheit.

Emma. Keine unheilbare wenigſtens.

Marko. Bei meiner Frau hat ſie ſich als ſolche erwieſen.

Emma (erſchrocken). Marko, unheilbar — tödtlich?

Marko. Nein, Gott ſei Dank! ſo arg war es doch nicht ... Sie ſtarb an einem anderen Uebel, ſanft und ruhig, ihre Hand in der meinen.

Emma. Arme Frau!

Marko. Das habe ich immer gedacht, wenn Un-

geduld mich übermannen wollte, und ſo lebte ich ſechs Jahre hin, kämpfend zwiſchen Empörung und Mitleid. Und da nimmt die Tante es mir noch übel, daß ich nicht geſchrieben habe. Was hätte ich ſchreiben ſollen? Die Wahrheit — Verrath an meiner Frau. Die Unwahrheit — Verrath an Euch.

Emma. Aber ſpäter, als Du Wittwer geworden.

Marko. Da war meine Seele betrübt. Man macht ein Weſen, von dem man geliebt wird, nicht ungeſtraft unglücklich. Es rächt ſich, wirft einen Schatten auf das ganze Leben.

Emma. Du haſt Dir ja keinen Vorwurf zu machen.

Marko. Sei es, wie es ſei, die Erinnerung bleibt. (Steht auf.) Eines weißt Du, eines wird mir immer unbegreiflich bleiben: ſo viele unglücklich Liebende ſind durch die Kunſt und die Poeſie verewigt worden (laut), warum niemals die viel Bedauernswertheren — die unglücklich Geliebten?

Emma. Es iſt merkwürdig; Du brauchſt aber deshalb nicht zu ſchreien.

Marko (nach einer Pauſe wieder leiſe). Daß ich niemals an Euch ſchrieb, war kein Zeichen des Vergeſſens. Im Gegentheil, in meinen ſchlimmen Stunden gedachte ich Deiner.

Emma (lacht). Sehr ſchmeichelhaft.

Marko. In dem Sinn, in dem ich's meine, ohne Zweifel. Ich überlegte, ich ſagte mir: allein bleiben kann ich nicht. Mein Haus braucht eine Herrin, mein Kind

braucht eine Mutter, mein Herz braucht einen guten Kameraden. So kam ich denn her, um Dich zu fragen — ich gesteh Dir's aufrichtig —, ob Du die drei Aemter übernehmen willst.

Emma (ruhig). Du schenkst mir viel Vertrauen.

Marko. Schenken? Du hast es von je und immer. Was meinst Du, Emma, wenn ich mich vor sechs Jahren um Dich beworben hätte, würdest Du mich genommen haben?

Emma (wie oben). Ganz gewiß.

Marko. Sehr schade, sehr schade! Wir hätten in guter Freundschaft eine friedliche Ehe geführt. Aber nein, die Freundschaft genügte mir nicht, es mußte Liebe sein. Ich mußte eine Leidenschaft fassen und einflößen. (Preßt beide Hände auf die Schläfen.) Vorbei! nicht mehr gut zu machen. Ich bin wieder frei, noch nicht alt, reich — ich mochte mich hinwenden, wohin ich wollte, ich fand keine, die mich nicht liebte. In Kroatien auf dem Gute ließ jedes heirathslustige Fräulein in der Nachbarschaft mich merken: ich trage Dich im Herzen. Auf der Reise hierher, welche Entdeckung — Elise liebt mich.

Emma. Du bist ein moderner Orpheus.

Marko. Ohne Leier. Unterwegs erzählte sie mir in einem fort Geschichten von Grafen, die aus unwiderstehlicher Leidenschaft Bonnen geheirathet haben. (Wehmüthig.) Bin ich nicht ein Pechvogel? — Als ich mich entschließe, bei der einzigen, von der ich sicher weiß, die liebt mich nicht, anzufragen: Willst Du den Jugendfreund

zum Manne nehmen? finde ich ſie halb und halb verlobt.

Emma. Dieſes Hinderniß wird bald behoben ſein.

Marko. Was ſagſt Du?

Emma. Aber es iſt ein anderes vorhanden, das nicht wegzuräumen iſt.

Marko (raſch). Welches?

Gräfin und Rüdiger kommen durch die Mitte. Sie befinden ſich in lebhaftem Wortwechſel.

Gräfin. Ganz und gar nicht Ihrer Meinung, mein lieber Graf. (Halblaut zu Emma.) Was macht ſie?

Emma (ebenſo). Sie ſchläft.

Rüdiger. Ich muß dennoch dabei bleiben.

Emma. Eine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Euch beiden? Die Welt ſteht nicht mehr lang.

Gräfin (zu Emma). Er findet es unverträglich mit ſeiner Mannesehre, ſeine Bewerbung um Dich fortzuſetzen, er findet . . .

Emma (fällt ihr ins Wort. Zu Rüdiger). Sie geben mir einen Korb, Graf Rüdiger?

Rüdiger. Den ich an Ihrer Stelle nicht annehmen würde.

Emma. Ich thu's trotzdem. Seien Sie mir nicht böſe. (Reicht ihm die Hand, herzlich.) Sie geben mir einen Korb, ich bitte um Ihre Freundſchaft.

Rüdiger. Die ich Ihnen nicht gewähren kann. Verlangen Sie Freundſchaft von Ihrer Großmutter, von Ihrem Vetter. Was mich betrifft — ich empfehle mich.

Emma (wie früher). Leben Sie wohl, Graf Rüdiger.

Rüdiger. Das wünſche ich Ihnen. Es thut mir leid, daß ich zur Erfüllung dieſes Wunſches nichts beitragen kann. Mein Wille war der beſte, meine Abſicht ganz uneigennützig.

Gräfin (zerſtreut nach der Thür links blickend). Sie ſind ſo edel, lieber Rüdiger, immer ſo edel . . .

Rüdiger. Ohne mir zu ſchmeicheln . . . in dieſer Sache . . . (Zu Emma.) Ihr Glück lag mir am Herzen, nicht das meine. Ich an Ihrer Stelle hätte einen Mann, der einzig und allein mein Glück im Auge hat, beſſer zu ſchätzen gewußt.

Gräfin (wie oben). Lieber, lieber Graf, (zu Emma) mir iſt, als hörte ich Stimmen, ſie iſt vielleicht ſchon wach.

Rüdiger. So bleibt mir denn nichts übrig als . . .

Gräfin (wendet ſich nach links.) Adieu, adieu, lieber Rüdiger. (Für ſich.) Ich werde ihn ſchon wieder gut machen.

Rüdiger. Als Sie um eine letzte Unterredung zu bitten, Frau Gräfin.

Gräfin (mit Selbſtüberwindung). O natürlich — mit Vergnügen.

Rüdiger verbeugt ſich geſpreizt vor Emma und geht mit der Gräfin durch die Mittelthür ab.

Emma. War der Mann nicht eigentlich etwas grob gegen mich?

Marko. Warum ſollte er nicht grob geweſen ſein, er liebt Dich ja. (Emma nimmt Platz auf dem kleinen Kanapee rechts, Marko auf dem Seſſel links neben ihr.)

Marko (drückt das Geſicht in die Hände). Recht ſchade, recht ſchade!

Emma. Was meinſt Du?

Marko (nach der Thür deutend, durch welche Rüdiger abgegangen iſt). Daß nur ein Nebenhinderniß weggeräumt wurde.

Emma. Ich kann's nicht ändern; das Haupthinderniß bleibt.

Marko. Worin beſteht es? ſprich doch. Die Ungewißheit iſt etwas ſehr Unangenehmes.

Emma. Du biſt im Irrthum über mich, Marko. Ich muß Dir ein Geſtändniß thun: Ich habe Dich geliebt.

Marko (rückt von ihr weg). Schrecklich! (Steht auf und geht ſehr bekümmert mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. So oft er an Emma vorüberkommt, richtet er abgebrochene Reden an ſie.) Aber nein. Lauter nachträgliche Einbildungen.

Emma (immer ganz ruhig). Die reine Wahrheit, ich will Dich nicht betrügen.

Marko. Wenn es geweſen wäre ... ich hätte auch etwas davon gemerkt.

Emma. Dazu gehören zwei. Einer, der es merkt, eine, die es merken läßt.

Marko (bleibt ſtehen). Lieben und es nicht merken laſſen? (Schüttelt den Kopf.) Kommt nicht vor.

Emma. Im allgemeinen nicht — aber bei mir. — Ich habe eine ganz gewaltige Liebe für Dich gehabt.

Marko. Habe gehabt! — Vergangene Zeit.

Emma. Wenn es aber wiederkäme?

Marko. Fürchte nur das nicht. In den erſten beſten verliebſt Du Dich eher als in einen, in den Du bereits verliebt (mit Nachdruck) geweſen biſt.

Emma. Und das Sprichwort: Alte Liebe roſtet nicht?

Marko. Alte Liebe iſt Freundſchaft. (Wiſcht ſich die Stirn.) Das war auch nöthig, mich ſo zu erſchrecken. (Er holt einen Seſſel von dem großen Etabliſſement und ſetzt ſich links, mit dem Rücken gegen die Wand.) Emma — Couſine — wollen wir aufrichtig miteinander reden?

Emma. Wie denn anders?

Marko. Nun, meine Freundin — die Hinderniſſe wären weggeräumt. — Kennen lernen brauchen wir zwei uns nicht mehr. Ich möchte nur eins wiſſen: Was empfindeſt Du jetzt für mich?

Emma. Ich empfinde für Dich eine herzliche Sympathie und ein herzliches Bedauern.

Marko. Warum das?

Emma. Weil Deine ſchönſten Jahre Dir vergällt worden ſind.

Marko. Emma — und — die Deinen?

Emma. Still! Es ſchickt ſich nicht, eine Dame an ſchöne Jahre, die vergangen ſind, zu erinnern. Alſo das Bedauern iſt gegenſeitig.

Marko. Die Sympathie gleichfalls.

Emma (erhebt ſich ein wenig und neigt den Kopf).

Marko. Ueberdies hab ich vor Dir eine aufrichtige Hochachtung.

Emma (wie früher). Ganz mein Fall Dir gegenüber.

Marko (erhebt und verneigt ſich). Von einem Vertrauen ohne Grenzen ſprach ich Dir ſchon — auch von meiner Sehnſucht nach einem guten Kameraden. (Er hat ſich wieder geſetzt, legt die gekreuzten Hände auf ſeine Kniee und ſieht Emma mit einem langen, innigen Blick an.) Willſt Du mein guter Kamerad werden?

Emma (ſtützt den Arm auf den Tiſch und die Wange auf die Hand). Unter Bedingungen.

Marko. Nenne ſie.

Emma. Ich trenne mich nicht von meiner Großmutter.

Marko. Selbſtverſtändlich, ſie bleibt bei uns. Ferner?

Emma. Ich will Deine gleichgeſtellte Lebensgefährtin und in allen Dingen, die meinen Horizont nicht überſteigen, Deine erſte Inſtanz ſein.

Marko (nickt zuſtimmend). Das ſollſt Du ſein.

Emma. Ich habe zur Demuth ebenſo wenig Talent wie zur Lüge, ich bin nicht hülflos — (lächelnd) beſitze demnach kein Mittel, Dir zu imponieren.

Marko. Du brauchſt auch keines. Mein unbedingter Glauben an Dich ſichert Dir Deine unbedingte Selbſtherrlichkeit.

Emma. Da wir ohne Liebe heirathen, wiſſen wir nichts von ihren Schmeicheleien.

Marko. Ich weiß leider genug von ihnen, um ſie zu verabſcheuen — aber, Verehrte! ich habe ſo oft Ja geſagt, ſage auch Du einmal Ja. Nimmſt Du mich?

Emma. Ja.

Marko (freudig, aber ohne ſeinen Platz zu verlaſſen). Das

iſt der ſegenbringendſte Augenblick meines Lebens! Unſer Bund iſt geſchloſſen.

Emma. Eine Frau — ein Wort.

Gräfin kommt durch die Mitte. Emma und Marko erheben ſich.

Gräfin. Der arme Rüdiger, jetzt iſt er weggegangen. Er ſagt eigentlich immer dasſelbe, der arme Gute!

Marko. Er thut auch immer dasſelbe, deshalb zweifle ich nicht, daß er wiederkommen wird.

Gräfin. Dann will ich ſuchen, ihn zu verſöhnen.

Emma. Zu ſpät, Großmutter.

Eliſe (Auf der Schwelle). Monsieur, la petite vient de s'éveiller. (Ab).

Gräfin. De s'éveiller! (Will ihr nach).

Marko (ſtellt ſich vor die Thür). Verzeih! — Ich muß Dir etwas ſagen — Tante, (mit bebender Stimme) beſte Tante, ich habe die Ehre, Dich um die Hand Emmas zu bitten.

Gräfin. Du? (Faſſungslos zu Emma). Und Du?

Emma. Ich bin einverſtanden.

Gräfin (wie oben). Liebſt Du ihn denn noch!

Marko (raſch). Wir heirathen nicht aus Liebe.

Gräfin. Sondern?

Marko. Aus Hochachtung.

Gräfin (zu Emma). Und Dein Grund?

Emma. Unüberwindliche Sympathie.

Eliſe (kommt mit der Kleinen, die ſich von ihr losreißt und auf Emma zueilt).

Dorchen. Ma cousine, ma cousine!

Emma (nimmt ſie auf den Arm).

Marko (zur Gräfin in bittendem Tone). Deine Zuſtimmung, Tante.

Gräfin (zuckt die Achſeln). Emma hat viel um Dich gelitten, Du haſt gut zu machen.

Marko. Unbewußte Schuld.

Gräfin. Uebrigens bin ich eine gehorſame Großmutter.

Marko (ſtürzt auf ſie zu und küßt ſtürmiſch ihre Hand). Tante!

Emma (küßt die Kleine). Dorchen!

Eliſe (die mit wachſender Entrüſtung zugeſehen hat, wendet ſich nach links). Et moi, je fais mes paquets! (Ab.)

Gräfin (blickt abwechſelnd Emma und Marko an). Ihr ſeid mir unheimlich, Ihr zwei. Hochachtung? Und er ſteht links und ſie ſteht rechts. Gebt einander zu meiner Beruhigung doch wenigſtens die Hände.

Marko. Dagegen erhebt ſich kein Hinderniß. (Ergreift Emmas Hand.) Sie wird ja nicht nur mein guter Kamerad, ſondern auch meine gute Frau. (Er nimmt ihr das Kind vom Arm und ſtellt es auf den Boden.) Vertraute! Freundin! Getreue! — Gieb mir den Verlobungskuß.

Emma (halb lachend, halb gerührt). Iſt denn das nothwendig ohne Liebe?

Marko. Das iſt unter allen Umſtänden nothwendig.

(Sie umarmen einander herzlich.)

Marko (hält ihre beiden Hände feſt in den ſeinen). Die ſchönen Jahre ſind vorbei, jetzt werden die guten kommen.

Bettelbriefe.

Schreibzimmer Gräfin Beates, einfach und altmodisch eingerichtet. Ein Fenster, eine Thür, an den Wänden Bücherschränke, über denselben Familienporträts. In der Nähe des Fensters, schräg gegen dasselbe gestellt, ein Schreibtisch; diesem gegenüber an der Längswand ein kleines Kanapee, vor dem ein Tisch steht. Es ist sieben Uhr Abends; das Zimmer wird durch einen dreiarmigen Gaslustre hell erleuchtet. Gräfin Beate, zweiunddreißig Jahre alt, noch schön, mittelgroß, dunkelblond, schlank, in schwarzer, englischer Toilette, sitzt am Schreibtisch, Briefe lesend. Es wird an die Thür geklopft, Baron Max tritt ein. Er ist sechsundvierzig Jahre alt, sehr groß, breitschultrig, hat feine, edle Züge, eine bereits ansehnliche Glatze, dunkelgraue Haare. Die Wangen und das Kinn sind rasirt, die Enden des Schnurrbarts in die Höhe gebürstet. Seine Kleidung ist elegant und anspruchslos. Er grüßt stumm, stellt seinen Hut auf einen Sessel, zieht ein Paket mit Schriften aus seiner Tasche und breitet sie auf dem Schreibtisch aus.

Baron. Sieben Empfangsscheine über ebenso viele Antworten auf Bettelbriefe. Eine Quittung über fünfundzwanzig Gulden, ausgestellt von Rosalie Wimmer, eine über siebzehn Gulden, unterfertigt von den Eheleuten Kaniz. Hier die saldirte Rechnung für eine Singersche Familien-Nähmaschine. Sie wurde ausgefolgt und mit Jubel aufgenommen. Lob und Preis ohne Ende habe ich zu bestellen, Sie sind selbstverständlich ein Engel, und ich wünsche Ihnen einen guten Abend.

Gräfin. Den ich dankend erwidere. Was Ihnen allein gebührt, behalten Sie für sich: den Engel.

Baron (setzt sich, einem Winke, den sie ihm giebt, gehorchend, auf das Kanapee ihr gegenüber). Darf ich fragen, ob Sie vielleicht aufgelegt sind, ein Geständniß anzuhören?

Gräfin (stutzt). Das hängt vom Geständniß ab.

Baron. Frau Gräfin —

Gräfin. So feierlich?

Baron. Gräfin, ich habe mich im Laufe des heutigen Tages mehrmals auf demselben Gedanken ertappt.

Gräfin (etwas ängstlich.) Und der war?

Baron. Ob ein Commissionär Ihre Gänge nicht ebenso gut besorgen könnte. Ich bin nicht mehr jung.

Gräfin. Haha!

Baron. Das Treppensteigen ermüdet mich . . .

Gräfin. Hoho!

Baron (in bittendem Tone). Sagen Sie nicht immer Haha und Hoho! (Mit Nachdruck.) — ermüdet mich. Ihre Armen haben die Manie, im vierten und im fünften Stock zu wohnen.

Gräfin. Es giebt keinen fünften Stock.

Baron. Aber so manchen vierten mit Mezzanin und Entresol.

Gräfin. Uebrigens stecken auch einige in Kellerwohnungen.

Baron. Leider Gottes, die armen Teufel!

Gräfin. Jetzt sind Sie gerührt, sehen Sie. Ich

weiß ja, Sie brauchen meine Armen, ſonſt wäre Ihr Leben leer.

Baron (nagt am Schnurrbart). Ich werde heirathen.

Gräfin. Ich werde mich vergiften, könnten Sie nicht in einem anderen Tone ſagen.

Baron. Papperlapapp —

Gräfin (bittend.) Sagen Sie doch nicht immer Papperlapapp. (Läutet; Diener kommt.) Den Thee. (Diener ab.) Wenn Sie mir glauben, geben Sie Ihre Heirathsgedanken auf —

Baron. Und werden Armenvater oder Bettelmönch.

Gräfin. Das erſte wäre kein Hinderniß; zum zweiten fehlt Ihnen das Talent. Seitdem ich den Vorzug habe, Sie zu kennen, das heißt, ſeit drei Jahren —

Baron. Nicht ganz. (Diener bringt das Theezeug auf einem Servierbrette, ſtellt es auf den Tiſch, rückt einen Seſſel für die Gräfin an denſelben und geht ab.) Zwei Jahre und dreihundertdreiundſechzig Tage. Es war am zweiundzwanzigſten Januar um zehn Uhr Abends im Salon des deutſchen Botſchafters.

Gräfin (hat ſich an den Tiſch geſetzt und bereitet den Thee). So genau wiſſen Sie das? Nun, lieber Freund, da Sie mir von der erſten Stunde an Ihr ganzes Vertrauen ſchenkten, weiß ich, daß Sie ſeit jenem 22. Januar fünfundeinhalbmal verliebt geweſen ſind.

Baron. Papper . . . (Gräfin ſieht ihn an; er räuſpert ſich.) Nun denn — fünfundeinhalbmal ſo? . . . Ich bewundere Ihr gutes Gedächtniß.

Gräfin (Legt ihm kalten Aufſchnitt vor). Ja, ja, mein Gedächtniß iſt noch intakt. Sie waren verliebt: Zwei Mal in verheirathete Frauen, zwei Mal in junge Mädchen, ein halbes Mal in eine Hofdame. Und immer hieß es: Wenn Sie — nämlich ich — ſie doch kennen lernten, Sie wären entzückt, das iſt eine (ſchwärmeriſch) charmante Perſon! . . .

Baron (der mit großem Appetit gegeſſen, hebt den Kopf.) Lachen Sie den armen Nebenmenſchen nicht aus. Ich ſollte gefeit ſein gegen Ihren Spott — ich habe mich Ihnen, wie Sie ſelbſt zugeben, völlig ausgeliefert, ich ſage Ihnen Alles, ich liege vor Ihnen (entfaltet ſeine Serviette auf dem Tiſche und glättet ſie mit den Händen) — ſehen Sie: ſo. — Ausgebügelt: kein Fältchen in meiner Seele, dem Sie nicht auf den Grund ſchauen könnten.

Gräfin. Das iſt wahr. Im Anfang befremdete mich Ihre Vertrauensſeligkeit einigermaßen.

Baron (raſch). Glauben Sie nur nicht, daß mir je einem anderen Menſchen gegenüber beim erſten Begegnen das Herz ſo aufgegangen iſt wie damals —

Gräfin (fällt ihm ins Wort). Nehmen Sie etwas Haſenpaſtete. Sie ſind hungrig, armer Freund.

Baron. Ich habe nicht zu Mittag gegeſſen. Die Wirthshauskoſt wird mir täglich widerwärtiger. Aber was ich Ihnen ſagen wollte: mein Vertrauen blieb und bleibt unerwidert. Sie ſind verſchloſſen wie . . . (ſinnt nach). Ich ſuche umſonſt, ich finde keinen Vergleich, der auch nur halbwegs —

Gräfin. Strengen Sie ſich nicht an. Ich werde Red' und Antwort ſtehen. Was wollen Sie wiſſen? Worüber ſoll ich Auskunft geben? Sie ſehen mich bereit dazu, ich habe — unnennbares Glück! — keine Geheimniſſe.

Baron. Dann geſtehen Sie mir (ſieht ſie voll Innigkeit an, verwirrt ſich und ſchweigt; ſie hat ihm eine Taſſe Thee hingeſtellt, er nimmt einen Schluck). Wo kaufen Sie Ihren Thee? Er iſt vorzüglich; ich kann keinen anderen mehr trinken. So geſtatten Sie ſich doch einen Luxus ... das iſt Thee zu —

Gräfin. Es iſt Ljanſin: das ruſſiſche Pfund zu vier Gulden.

Baron. Unbegreiflich! Ich zahle zwölf, und mein Diener ſetzt mir eine Flüſſigkeit vor ... nicht einmal mein Hund mag ſie ohne Obers ſauf ... (hält inne unter dem ſtrafenden Blick der Gräfin) ſau ... f ... (raſch) zu ſich nehmen. Aber Sie antworten mir um keinen Preis, Sie weichen aus —

Gräfin. Verzeihen Sie! Ich fragte: Was wünſchen Sie von mir zu wiſſen? und Sie überraſchten mich mit der Gegegenfrage: Wo kaufen Sie Ihren Thee?

Baron. Es beliebt Ihnen, mich auszulachen; ich bitte Sie, ſich ja nicht zu geniren. Ehre genug für einen unbedeutenden Menſchen wie ich, wenn er Ihnen einen Augenblick Spaß machen darf.

Gräfin. Haha!

Baron. Wie eben jetzt.

Gräfin. Sie tyranniſiren mich mit Ihren Märtyrermienen. Noch einmal denn: was wollen Sie von mir wiſſen?

Baron. Wie ſind Sie dazu gekommen, die Wohlthätigkeit in ſo großartigem Maße auszuüben, daß Sie — ich bin davon überzeugt — trotz ihres Reichthums oft darben?

Gräfin. Ich? O lieber Freund! . . . daß ich mir hier und da etwas Ueberflüſſiges verſage, darin beſteht mein Darben.

Baron. Papperl . . . (Hält inne, in verändertem Tone.) Ich wette, Sie machen ſich einen Vorwurf daraus, daß Sie ſich ſatt eſſen, (mit ſteigender, aber unterdrückter Heftigkeit) — im Falle es geſchieht, woran ich faſt zweifle. Nur ſo fort, ruiniren Sie Ihre Geſundheit, ſterben Sie, welch eine Wohlthat für die Armen! Wenn Sie ihnen auch Ihr ganzes Vermögen hinterlaſſen, eine ſolche Verweſerin dieſes Reichthums findet ſich nicht mehr, die Armen werden immer betrogen ſein!

Gräfin. Es müßte nur Jemand mein Erbe antreten, der die Sache zum mindeſten ebenſo gut verſteht.

Baron. Rechnen Sie nicht auf mich! Ich bin um vierzehn Jahre älter, und es fällt mir nicht —

Gräfin. Ohne Sorge! Ich habe Sie im Leben genug gequält. Nach meinem Tode ſollen Sie unbehelligt bleiben.

Baron. Nach Ihrem Tode, wenn ich das Unglück

haben ſollte, Sie zu überleben, würde mich nichts mehr behelligen. Mir wäre Alles gleichgültig.

Gräfin. Auch Wohl und Wehe des Nächſten?

Baron (barſch). Auch. Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt. Mehr verlangt nicht einmal das Evangelium. Nun, was giebt mir ein gewiſſes Intereſſe an mir? das Bewußtſein, vielleicht die Einbildung, daß ich mich Ihnen ein wenig nützlich erweiſen kann. Nehmen Sie mir das weg, und ich bin mir gleichgültig, und die Anderen dürfen es mir auch ſein.

Gräfin. Es wird nicht ſo weit kommen.

Baron. Das hängt von Ihnen ab. Verſprechen Sie mir, an ſich zu denken, ſich nicht muthwillig zu Grunde zu richten.

Gräfin. Welche Uebertreibungen! . . . Sprechen wir von etwas Anderem. Ich bin Ihnen die Geſchichte meiner Berufswahl ſchuldig — ſie hat nämlich eine Geſchichte. (Sie verſinkt in Gedanken.) Ich verjage gewöhnlich die Erinnerung daran, weil ſie mir peinlich iſt.

Baron. Dann ſchweigen Sie, beſchwören Sie dieſe Erinnerung nicht herauf . . . ich will nichts hören . . . Ich mache mir Vorwürfe —

Gräfin. Nein, nein! Sie fordern ein Zeichen meines Vertrauens, und Sie dürfen es fordern; Sie haben ein Recht darauf.

Baron. Wie käme ich zu einem Rechte? Was Sie mir gewähren, iſt Gunſt und Gnade. Bin ich zu kühn, wenn ich dieſe Gunſt, dieſe Gnade als Zeichen an-

zuſehen wage . . . vielleicht als Vorboten — (Bemerkt, daß ſie nicht zugehört hat, und ſtockt plötzlich.)

Gräfin (auffahrend aus ihrem Nachſinnen nach kurzer Pauſe). Sie wiſſen, daß ich, früh verwaiſt, im Kloſter erzogen wurde. Zehn Jahre habe ich darin verlebt, ununterbrochen. Die Anderen gingen auf Ferien, ich nie. Wer hätte mich herausgenommen? Meinem Onkel und Vormund, dem einzigen Verwandten, den ich hatte, fiel das nicht ein.

Baron. Traurig!

Gräfin. Durchaus nicht; es ging mir gut. Ich war im Kloſter bei Jung und Alt eine beliebte Perſönlichkeit; ich habe eine glückliche Jugend und nie einen anderen Wunſch gehabt, als weiter zu leben, wie ich lebte, und einmal erwachſen, Kloſterfrau zu werden.

Baron. Das hätte noch gefehlt!

Gräfin. An meinem achtzehnten Geburtstag ſchrieb ich meinem Onkel und ſchüttete mein ganzes volles Herz vor ihm aus bis auf den letzten Tropfen. Tags darauf war er da, zornſchnaubend: Wo iſt meine Nichte? Her mit ihr! Machen Sie mir keine Schwierigkeiten! Ich überwinde alle, ich telegraphire an den Papſt!

Baron. Ganz recht; ich hätte auch telegraphirt.

Gräfin. Am ſelben Abend mußte ich mit vom Weinen geſchwollenen Augen die Honneurs beim Thee meines Onkels machen, in einer Verſammlung von ältlichen Herren. Derjenige, dem die übrigen den meiſten Reſpekt bezeigten, war der für mich Erwählte und ich

kurze Zeit darauf aus einem unbedeutenden Kloſterzögling in Ihre Excellenz Frau Gräfin Hochfeldt, Miniſtersgattin, verwandelt.

Baron. Wie kann man ſich ſo ohne Weiteres verheirathen laſſen. Haben Sie denn gar keinen Willen gehabt?

Gräfin. Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine Frau einen Willen haben darf. Gehorſam wurde im Kloſter gelehrt, Gehorſam forderte mein Onkel als mein vom Geſetz beſtellter Gebieter. Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden, ſagte mein angebeteter Schiller.

Baron (verdrießlich). Freilich — die Religion, das corpus juris, die Aeſthetik forderten Sie zum Gehorſam auf; Sie mußten ihn leiſten.

Gräfin. Ich hatte es im Grunde nicht zu bereuen, Hochfeldt war —

Baron (fällt ihr ins Wort). Ich weiß ſchon: wie alle verſtorbenen Ehemänner ein Muſter ſeiner Gattung.

Gräfin. Lieber Baron, dieſer Scherz kommt zu oft in antiquirten Luſtſpielen vor! Man ſollte ihn ein paar Menſchenalter hindurch in kühle Vergeſſenheit gerathen laſſen, vielleicht wird er wieder friſch.

Baron (beſchämt). Entſchuldigen Sie . . . ich bin litterariſch unzurechnungsfähig.

Gräfin. Ich hatte meine Heirath nicht zu bereuen, ſagte ich —

Baron. Im Grunde nicht zu bereuen, ſagten Sie.

Gräfin. Mein ſehr impoſanter Mann fand alles

recht, was ich that, ließ mir volle Freiheit, bekümmerte sich sogar etwas zu wenig um mich. Ich aber schwelgte im Hochgefühle meiner Unabhängigkeit. Was für neue Freuden brachte sie. Unter anderen eine, die ich beinahe am höchsten schätzte. Lachen Sie mich nicht aus —

Baron. Ich — Sie? Verkehrte Welt!

Gräfin. Die Freude, die Briefe, die ich erhielt, selbst eröffnen zu dürfen. Im Kloster waren sie mir erst nach strenger Durchsicht ausgeliefert worden. Und nun! — wenn ich am Morgen in das freundliche Speisezimmer trat, die Thür des in ein Gärtchen verwandelten Balkons offen stand — wir hatten im Herbst geheirathet und jetzt war's Frühling — und auf dem schön gedeckten Tische einige noch von Niemandem gelesene Briefe meiner einstigen, auch flügge gewordenen Schulkameraden lagen, da hätte nur einer kommen und sagen sollen: Es giebt ein Glück, von dem Du nichts weißt.

Baron (seufzt tief auf, leise). Und von welchem Du später nichts wirst wissen wollen.

Gräfin (überhörend). Ich frühstückte immer allein, konnte dann meine Korrespondenz in größter Ruhe und Muße genießen. Stellen Sie sich vor — einmal, was finde ich neben meiner Tasse zwischen anderen Briefen? . . . ein großes Schreiben von unbekannter Hand. Ich erbrach es zagend und las; sein Inhalt ergriff mich in allen Seelentiefen — es war ein Bettelbrief, der erste, den ich erhielt.

Baron. O folgenschweres Ereigniß! Eine so zahl-

reiche Nachkommenſchaft, wie dieſer Brief ſie hatte, wurde nicht einmal dem Abraham verſprochen.

Gräfin. Klara Glasperle, eine Waiſe und Wittwe —

Baron. Mit ſieben Kindern.

Gräfin. Von denen drei todt, und mit einem gelähmten Bruder —

Baron. Eine Variante, der Bruder.

Gräfin (ohne ſich unterbrechen zu laſſen). — Beſchwor mich kniefällig, meine wohlbekannte Großmuth auch an ihr zu üben. Sie wußte von mir mehr als ich ſelbſt: Ich war eine Mutter der Armen, die Verlaſſenen, die Verzweifelnden riefen mich an in ihrer höchſten Noth, und thaten es nie umſonſt — und ſo weiter! . . . Ich fühlte mich gerührt, geſchmeichelt, beſchämt. Guter Gott, wie kam ich zu einem ſolchen Lobe, ich luſtiges Ding, das nur an ſeine Unterhaltungen dachte, und ſchon deshalb nicht viel verſchenken konnte, weil es ſich in beſtändiger Geldverlegenheit befand.

Baron. Wieſo?

Gräfin. Mein Mann ſetzte die Verwaltung meines Vermögens in der gewiſſenhaften Weiſe meines Vormundes fort und gab mir ein reichliches Nadelgeld, mit dem ich hätte auskommen können und ſollen, aber nie auskam. Ich ſteckte in Schulden bei Schneidern, Modiſten, Photographen, und ſo weiter. Als Frau Glasperle ihren Hülfeſchrei ertönen ließ, machten — ich weiß

es wie heute — sechs Gulden den Inhalt meiner Kasse aus. Und wie vielmal sechs Gulden hätten dazu kommen müssen, bevor ich hätte sagen dürfen: Ich habe nichts.

Baron (mitleidsvoll). Sie Arme . . .

Gräfin. Zerschmelzen Sie nicht. Nur kein übel angebrachtes Erbarmen. Sie berauben sich und haben, wenn's gilt, nichts mehr übrig.

Baron. Papperlapapp!

Gräfin. Lieber Baron — sagen Sie, haben Sie manchmal Ahnungen?

Baron. Wohl, wohl, ich kann mich aber nicht auf sie verlassen.

Gräfin. Deshalb wird sich Ihnen kaum je enthüllen, wie geschmacklos es ist, Ihr ewiges: Papperlapapp.

Baron (verlegen). Doch — ich beginne zu ahnen — ich werde bessern.

Gräfin. Ich schickte also meine sechs Gulden, mit den dringendsten Entschuldigungen, daß meine Darbringung so gering war, an die angegebene Adresse, die des Bruders.

Baron. Des gelähmten.

Gräfin. Ja. Er natürlich war immer zu Hause, während die Glasperlen sich beständig auf den Straßen zerstreuten —

Baron. Hm, hm — Arbeit suchend.

Gräfin (hat seine Tasse ausgespült, wieder gefüllt und stellt sie vor ihn hin). Noch eine Tasse Thee?

Baron. Die dritte. Es ſei. Schlafen kann ich doch nicht.

Gräfin. Das wäre ſchlimm.

Baron. Es iſt ſchlimm.

Gräfin. Haha —

Baron (ſieht ſie vorwurfsvoll an). Schon wieder — wenn Sie wüßten . . . Aber ich bitte, fahren Sie fort.

Gräfin. Obwohl Sie mich fortwährend unterbrechen?

Baron. Papper . . . (erſchrickt) pap . . . (entzückt, in der Meinung ſich herauszuhelfen:) Pah! pah!

Gräfin. Sehr ſchön. Jetzt kommen lauter verkümmerte Papperlapapps zu Stande; und ich wette, Sie wiſſen nicht, wo wir geblieben ſind.

Baron. Sie haben verloren. Bei dem gelähmten Bruder, an den Sie ſechs Gulden ſchickten.

Gräfin. Seine Adreſſe lautete: Herrn Hugo Muckenberger, Mediziner, Margarethen, Berggaſſe Nr. 47, 4. Stock, Thür Nr. 12. Poſtwendend kam ein in den geſteigertſten Ausdrücken gehaltenes Dankſchreiben, für welches wieder ich wärmſtens dankte. Es entſpann ſich eine lebhafte Correſpondenz; wahre Liebesbriefe wanderten hin und her. Meine Theilnahme wurde fortwährend rege erhalten. Das Unglück, das die Glasperlen verfolgte, grenzte ans Märchenhafte; die Kinder fielen von einer Krankheit in die andere, hungerten, froren —

Baron. Im Sommer?

Gräfin. Sie hatten kaltes Fieber . . .

Baron. Papper . . . o pardon! — Ich glaube vielmehr, daß Ihre Wittwe Bettelbriefe hatte für jede Saiſon und ſich einmal vergriff.

Gräfin. Mein ganzes Geld ſpazierte nach der Berggaſſe, und meine Rechnungen blieben unbezahlt; und unſere Abreiſe auf das Land ſtand bevor. Ich wurde gemahnt, wußte nicht, was beginnen, und ſuchte endlich Rath bei meinem „natürlichen Beſchützer". Aufrichtig mit der Sprache herauszurücken, wagte ich nicht, machte zarte Andeutungen und bildete mir ein, bei einem Manne wie der meine braucht man nur antippen, und ein Quell der Weisheit ſpringt, und meinen Schützlingen und mir iſt geholfen. Aber es kam anders. Hochfeldt hörte mir geduldig zu und ſagte dann: Wenn ich Dich recht verſtehe, bekommſt Du Bettelbriefe. Das iſt ganz natürlich. Alle Perſonen, die ſich in bevorzugter Lebensſtellung befinden, erhalten ſolche Zuſchriften. Es giebt Leute, die aus dem Verfaſſen derſelben ein Gewerbe machen, das in der Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und der Frivolität beſteht. Er ſetzte mir auseinander, um wieviel mehr werth der iſt, der jeden Bettelbrief unbeantwortet in den Papierkorb wirft, als derjenige, der Geld, alſo Macht, dem Müßiggang, alſo dem Laſter ausliefert.

Baron (vor ſich hin). Ich höre ihn ſprechen.

Gräfin. Es gäbe allerdings noch einen anderen Standpunkt, zu dem ich mich aber kaum werde empor-

ſchwingen wollen, ſetzte er hinzu, und ſah mich etwas ſpöttiſch an —

Baron. Mit ſeinen kalten grauen Augen.

Gräfin. Warum glauben Sie, daß er kalte graue Augen hatte?

Baron. Da hängt ja doch ſein Bild, und Sie ſagen, daß es ähnlich war.

Gräfin. Es ſei denn, ich wäre geſonnen, mein Leben in den Dienſt der Armen zu ſtellen, ſie aufzuſuchen, mich vertraut zu machen mit ihren Verhältniſſen, die Kranken zu pflegen, die Kinder . . .

Baron (fällt ihr ins Wort). Kurz, alles das zu thun, was Sie thun.

Gräfin. Schlecht und recht. Damals that ich aber nichts davon; in jener Stunde erſt, aus reinem Widerſpruchsgeiſt, erwachte in mir der Wunſch, den „Standpunkt" zu erreichen, den mein Mann für mich unerreichbar hielt. Als er mich verlaſſen hatte, machte ich eine höchſt einfache Toilette, nahm einen Miethwagen und fuhr nach Margarethen in die Berggaſſe. An der Ecke ſtieg ich aus, hieß den Fiaker warten und befand mich in einer fremden Welt. Häßliche Häuſer, ärmlich gekleidete, finſter dreinſchauende Menſchen, verwahrloſte Kinder. Nummer ſiebenundvierzig, ſeiner Umgebung würdig, hatte kleine Fenſter, einen ſchmutzigen Hof, eine ſchmale, finſtere Treppe, die ich emporſtieg . . .

Baron. Wie? was? nur ſo — ohne vorher zu

. . .

Gräfin. Nur ſo; getragen wie von Flügeln von dem wonnigen Bewußtſein meiner edlen That.

Baron (unruhig). Jetzt ahne ich, und zwar etwas Unangenehmes.

Gräfin. Je höher ich gelangte, deſto heller wurde es. Auf dem Flur des vierten Stockes konnte ich die Nummern der Thüren, die auf denſelben mündeten, deutlich leſen, hatte zwölf bald gefunden und klopfte an mit triumphirendem Finger. Keine Antwort; aber mir iſt als hörte ich ſchnarchen. Ich klopfte ſtärker, eine Thür gegenüber öffnet ſich, ein altes, zahnloſes Weib guckt hervor, droht mir mit der Fauſt und ſchimpft: Das iſt ein Gerenn! ein Gerenn, ſeitdem der Lump Geld hat.

Baron. Verdammte Hexe!

Gräfin. Mir wird angſt und bang — ich trommle mit dem Knopfe meines Sonnenſchirmes an die Thür und rufe: Frau Glasperle, Frau Glasperle, ſind Sie da? . . Endlich regt ſich's drinnen, eine Baßſtimme — die des gelähmten Bruders, denke ich — brüllt: Herrrein! 's iſt ja offen. Und richtig, die Klinke giebt meinem Drucke nach, ich ſtürze mehr als ich trete in ein niederes, mit dickem Tabaksqualm gefülltes Zimmer. — Biſt du's, Katherl? klopfſt an, was heißt das? ſpricht wieder die Baßſtimme, und vor mir ſteht und ſtreckt die Hand aus und faßt mich am Kinn . . .

Baron. Frechheit . . .

Gräfin. Ein rieſiger, bärtiger, offenbar angetrunkener Geſell, in Hemdärmeln, mit offener Weſte . . .

Baron. Unverſchämter . . .

Gräfin. Er beugt ſich, ein branntweinduftender Athem wehte mich an — ich weiche zurück, ſtammle: Wo iſt Frau Glasperle? . . . Er wankt mir nach, er wiehert: Das bin ich ſelbſt, habe die Ehre, mich vorzuſtellen, Wittwe Glasperle, ſieben Kinder . . . Und Sie, mein Schätzchen — Sie ſind meine Wohlthäterin — meine ſchöne, gütige Wohlthäterin . . . Errathen? nicht wahr? . . . Werden mein Geheimniß bewahren . . . werden mir zum Pfand dafür ein Küßchen geben . . .

Baron (ſpringt auf). Canaille! Ich zertrümmere ihn! . . . Wo wohnt er?

Gräfin. Heute kann ich Ihnen ſeine Adreſſe nicht mehr angeben. — Ich war vor ihm in die Tiefe des Zimmers geflohen, er wackelte herum zwiſchen mir und der Thür . . . Da ergriff mich der Muth der Verzweiflung. Ich legte mein Paraſol ein wie eine Lanze und rannte an ihn an, und — denken Sie nur — er gab Raum, er glitt aus, ich glaube ſogar, er fiel hin — ich aber erreichte die Thür im Nu, hatte noch die Geiſtesgegenwart, den Schlüſſel, der außen ſteckte, umzudrehen, und rannte die Treppe hinab wie gejagt . . . Im erſten Stock wäre ich beinahe der die Stiege waſchenden Hausmeiſterin auf den Kopf geſprungen. Sie goß vor Schrecken ihren Waſſerkübel um und ſagte mir Dinge —

Baron (ſenkt die Augen). Peinlich, ſehr peinlich!

Gräfin. Heute noch erröthe ich, wenn ich daran denke. In meiner Verwirrung, in meinem Beſtreben,

mich zu rechtfertigen, erzählte ich ihr alles, die ganze Geſchichte meiner verunglückten Pilgerfahrt, nannte mich ... ſie blieb mißtrauiſch ...

Baron. Gemeine Krea ... (Gräfin ſieht ihn ſtrafend an, er hält inne, fährt dann los). Nein, es muß heraus: Gemeine Kreatur!

Gräfin. Erſt als ich ihr alles Geld gegeben, das ich bei mir hatte ...

Baron (ſehr theilnehmend). Es wird gottlob nicht viel geweſen ſein.

Gräfin. Schenkte ſie mir Glauben, bat um Verzeihung, empfahl mir, in Zukunft vorſichtiger zu ſein, und begleitete mich zu meinem Wagen. Dann ging ſie Herrn Muckenberger aus der Gefangenſchaft zu befreien und ihm, wie ſie verſicherte, die Hölle heiß zu machen ... Und ich fuhr heim — in einer Betroffenheit, einer Beſchämung ... Haha!

Baron. Sie haben jetzt gut lachen — damals mag die gemachte Erfahrung Ihnen recht herb erſchienen ſein Was ich übrigens nicht verſtehe — das iſt die Lehre, welche Sie aus ihr ſchöpfen. Sie hätte andere Folgen haben müſſen, meine ich.

Gräfin (erregt). Und hat ſie gehabt — Folgen, die ich nie verwinden werde.

Baron. Liebe Freundin ...

Gräfin. Acht Tage ſpäter erhielt ich einen zweiten Bettelbrief. Sein Anblick ſchon beengte mir den Athem. Er war in der Berggaſſe Nummer neunundvierzig auf-

gegeben, kam aus der nächſten Nähe des Schauplatzes meines albernen Abenteuers. Die Hausmeiſterin hatte geſchwatzt, ich war die Fabel der Berggaſſe, ein Nichtsnutz nach dem anderen wird jetzt kommen und meine „Leichtgläubigkeit," meine „Frivolität" auszubeuten ſuchen . . . Wie recht hatte mein Mann behalten, welch' ein geſegneter Aufenthalt wäre der Papierkorb für die Epiſteln des verlotterten Mediziners geweſen! — Das Schickſal, das dem erſten Bettelbrief erſpart blieb, wurde dem zweiten zu Theil. Nach einigen Tagen indeſſen, beim Suchen irgend eines in Verluſt gerathenen Schriftſtücks, kam der Brief mir wieder in die Hände, und nun las ich ihn und fand ihn befremdlich trocken. — Die Bittſtellerin hatte gehört, daß ich mich der Armen annähme, und den Rath erhalten, mein Mitleid anzuflehen. — „Ich war immer eine fleißige Arbeiterin," ſchrieb ſie, „jetzt bin ich krank, kann mich und mein Kind nicht erhalten. Laſſen Sie ſich nach der Anna Bauer erkundigen . . ." (Ihre Stimme verſagt.)

Baron. Nicht weiter! . . . Es greift Sie an.

Gräfin (fährt abgebrochen und haſtig fort). Mich erkundigen laſſen — durch wen? Meine Leute, ich bemerkte es bei jeder Gelegenheit, waren geſchworene Feinde der Armen.

Baron. Sie hielten die Ausbeutung der Gebieterin für ihr Privilegium.

Gräfin (immer erregter). Meinem Manne wagte ich nicht ein zweites Mal mit derſelben Frage zu kommen

er imponirte mir zu sehr . . . O, wenn die Männer wüßten, welches Unglück es für ihre Frauen und auch für sie selbst ist, dieses Imponiren . . .

Baron (übereilt). Ich würde Ihnen nicht imponiren.

Gräfin. Erkundigen Sie sich, hatte Frau Glasperle nie geschrieben — diese Worte fielen mir immer wieder ein, und endlich fuhr ich zum zweiten Mal in die Berggasse. Nicht mehr mit Hochgefühlen, sondern mit der Empfindung einer lieblos erfüllten Pflicht. Vor Nummer neunundvierzig ließ ich halten und ersuchte den Kutscher, Jemanden herbeizuholen, der mir Auskunft geben könne über Anna Bauer. Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als eine Frau, die vor dem Hause stand, laut aufschrie: „Du, Augustin! du, Mann, komm, komm! da ist jetzt die Herrschaft, die sich nach der Anna erkundigen thut.“ Der Angerufene trat aus dem Thore, behäbig, redselig und präsentirte sich als Hausbesorger. Ja, die Anna Bauer hatte hier gewohnt, bei der Kirchendienerin im dritten Stock war sie „zu Bett“ gewesen. Eine brave Person und arbeitsam und fleißig, ja. Alle Monat ihren „Fünfer“ nach Hause geschickt, den Eltern. Nachher, als sie den Fehltritt begangen — ihr Brotgeber, der schlechte Kerl, der schon so manche Andere auf dem Gewissen hat — und sie so elend und krank geworden ist, da war's aus mit dem Geldschicken, und ist auch gleich per Post der Fluch der Eltern gekommen. Hat sich erfüllt, so ungerecht er traf. Aus dem Spital wurde sie entlassen, ihr Leiden war nicht akut. Verdienen konnte

ſie nichts, aufs Betteln verſtand ſie ſich ſchlecht, ließ es auch gleich ſein, ſobald ſie einige Kreuzer beiſammen hatte, Milch davon zu kaufen für das Kind. Jammervoll iſt es ihr gegangen; da auf einmal ſcheint ſie neu aufzuleben. Die Hausmeiſterin von nebenan hat mit ihr geſprochen, ihr gerathen, ſich an eine „gute Herrſchaft" zu wenden. Sie hat es gethan, hat geſchrieben und iſt plötzlich voll Zuverſicht: Ihr wird geholfen. Das Letzte verpfändet, auf die Straße geſetzt, erſchöpft und hungernd, aber — gehofft, gehofft und gewartet. Am Thor angelehnt hat ſie geſtanden von früh bis abends, Tag um Tag, und jeden Briefträger gefragt: Haben's was für mich? In jeden Wagen hineingeſchaut mit aufleuchtenden Augen, im feſten Glauben, er bringt die Retterin . . .

Baron. Mein Gott. —

Gräfin (erzwungen ruhig; ſtarrt vor ſich hin). Die blieb zu lang aus . . . Das arme Weib verlor den Muth; ſie ſuchte die ſicherſte Zuflucht, ging in die Donau mit ihrem Kinde . . . (wie verloren). Einen Brief von ihren Eltern — im Couvert, wiſſen Sie — trug ſie bei ſich, und ſo konnten die Leichen vom Hausbeſorger agnoſcirt werden — am ſelben Morgen war es geſchehen.

Baron. Gräfin, Beate, Freundin — verzeihen Sie mir!

Gräfin. Ihnen — was denn Ihnen?

Baron. Meine grenzenloſe Plumpheit von vorhin. Verfügen Sie über mich, ſchicken Sie mich, wohin Sie wollen, auf Thürme, auf Dächer! — Verzeihen Sie mir

jedes Wort des Tadels Ihrer Mildthätigkeit, Ihrer Großmuth! Ich ſehe es ein, Sie können nicht anders, Sie müſſen — es giebt für Sie keinen andern Troſt.

Gräfin (reicht ihm beide Hände, die er küßt und einen Augenblick in den ſeinen feſthält).

Baron. Verehrte Freundin! — Und dann?

Gräfin. Dann kam eine ſchwere Zeit. Der Schatten der armen Frau, die vergeblich ihre Hoffnung auf mich geſetzt, hat meine Jugendjahre verdüſtert. Ich ſah ſie immer vor mir, müd' und krank am Thore lehnen und — warten. Ich verſenkte mich in den Anblick des ſchmerzlichen Bildes und horchte den Lehren, die es predigte, und ſuchte an anderen Unglücklichen gut zu machen, was ich an der einen verſchuldet.

Baron. O — wie lange ſind Sie ſchon eine Wohlthäterin!

Gräfin (unwillkürlich lächelnd). Sehr lange.

Baron (beſtürzt). So war's nicht gemeint. Ich ſagte, das heißt, ich wollte ſagen: eine Wohlthäterin ganz im Stillen — ſchweigend —

Gräfin (nickt). Ich wühlte meine Gedanken über das folgenſchwerſte Ereigniß meines Lebens in mich hinein. Viel ſpäter erſt, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlaſſung, ſprach ich einmal meinem Manne davon. Ich that's mit bebender Seele und — weckte ſein Befremden. — Iſt es möglich, ſo kindiſch zu ſein? Sich Vorwürfe machen — worüber denn? was ging die Sache mich an? Eine arme Närrin hatte auf meine Hülfe ge-

rechnet? Sie hätte ebenſo gut auf die Hülfe einer anderen ihr unbekannten Perſon rechnen können. Er rieth mir dringend, meine Phantaſie nicht maßlos ſpielen zu laſſen und mich frei zu halten von Gefühlsſubtilitäten . . .

Baron. Hm — ſo? — nun vielleicht — und Sie?

Gräfin. Ich? — Bis dahin war Hochfeldt mir vorgekommen wie ein großer hoher Menſch, dem ich zwar angehörte, den ich aber noch kennen zu lernen hatte. Eine Brücke von meinem Verſtändniß zu dem ſeinen müſſe es geben, meinte ich, und ſuchte ſie. — In jener Stunde überkam mich's plötzlich . . . daß ich ſie nie finden würde.

Baron (kann eine gewiſſe gutmüthige Schadenfreude nicht verbergen). Und mit der verlorenen Brücke haben Sie weiter exiſtirt. Und ſo war die Ehe beſchaffen von der Sie ſagen —

Gräfin (fällt ihm ins Wort). Daß ſie alles in allem genommen . . . Es giebt viele weniger gute Ehen.

Baron. Aber auch beſſere, und ſogar vortreffliche. (Sich vergeſſend.) Eine ſolche zum Beiſpiel wie die unſere ſein könnte. (Erſchrocken.) O Pardon!

Gräfin (unruhig verlegen). Haha —

Baron. Nein, nein! nicht haha. Ueberlegen Sie. — Ein Verſtändniß zwiſchen uns, ein grenzenloſes . . . von einer Brücke keine Rede: feſtes Land . . . die Armenpflege mein eigentlicher, mir von der Natur angewieſener Wirkungskreis . . . Bettelbriefe meine Lieblingslektüre . . . ich komme immer mehr auf den Geſchmack.

Gräfin. Hoho!

Baron (in ſteigender Ekſtaſe). Nein, nein, nein! Nicht hoho. Wenn es möglich wäre — wenn ich dableiben dürfte, nicht hingehen brauchte, um mich — der Himmel weiß mit welcher Mühe — zum ſechſten Male zu verlieben; — wenn ich ein Recht hätte auf dieſen Thee, dieſe Paſtete, dieſes Zimmer, dieſes Geſpräch, dieſen kleinen Zank mit Ihnen, dem nie eine Verſöhnung folgt, weil wir das nicht nöthig haben, weil wir auch während des heftigſten Zankes innerlich einig ſind — wenn Sie mich nehmen wollten — (hat den Tiſch zur Seite gerückt; erhebt die gerungenen Hände. Stürmiſch:) Nehmen Sie mich! . . . Wenn Sie mich nicht nehmen, verſchenke ich alles, was ich habe, werde ein Bettler, ſchreibe Ihnen täglich zehnmal zehn Briefe, falle Ihnen ganz zur Laſt.

Gräfin. Lieber Baron, wie alt ſind Sie?

Baron (hat ſich immer tiefer vom Kanapee herabgleiten laſſen, halb knieend). Zwanzig Jahre.

Gräfin (ſchüttelt den Kopf). Zu jung für mich.

Baron. Es vergeht. (Fährt mit der Hand über ſeinen Scheitel, ſeufzt tief auf). Es iſt ſchon vergangen. Anwandlungen, tollkühne Träume. Ich weiß ja, Sie ſind mir überlegen an Rang, Bildung, Geiſt —

Gräfin. Papperlapapp!

Baron (überraſcht, jubelnd). Hoho! (Gleich darauf wieder muthlos in ganz verändertem Tone): Ach nein! (Erhebt ſich, deutet auf die Briefe, die auf dem Schreibtiſch liegen.) Ich ſehe da ein paar Bittſchriften. Thut raſche Hülfe noth? Befehlen Sie über mich.

Gräfin. Das Wetter iſt ſchlecht.

Baron. Was liegt daran?

Gräfin. Neun Uhr. Hören Sie? Es ſchlägt ſchon neun Uhr.

Baron. Ich fürchte mich nicht im Finſtern. — Schicken Sie mich fort. Sie finden ja keine Ruhe, ſolange Ihnen irgend ein Obdachloſer vorſchwebt ... (Deutet auf die Briefe, die auf dem Schreibtiſch liegen.) Darf ich leſen?

Gräfin. Nein, es iſt verboten.

Baron. Aus welchem Grunde?

Gräfin. Rathen Sie.

Baron (bärbeißig). Es ſündigt wieder Jemand auf Ihre Güte.

Gräfin (iſt aufgeſtanden). Nein — aus Beſcheidenheit. 's iſt lauter Dank.

Baron. Nicht eine Bitte darunter? nun, geſtehen Sie, das konnte ich nicht errathen ... (Er will noch etwas hinzuſetzen, ſeine Augen begegnen ihrem freundlich auf ihn gerichteten Blick. Plötzlich ergreift er ihre Hand und zieht ſie an ſeine Lippen.)

Gräfin (ſich zu ihm neigend). Sie ſind überhaupt im Errathen nicht ſtark, ſonſt wüßten Sie längſt — daß ich Sie herzlich liebe.

Der Muff.

Die Generalin kam aus der Nachmittagsgesellschaft, an welcher mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten Theil genommen hatten. Sie befand sich in gehobener Stimmung. Man war sehr freundlich gegen sie gewesen, sehr, hatte sie dringend aufgefordert, eine ihrer kleinen Novellen, wenn auch nur die kleinste, vorzulesen.

Für ihr Leben gern wäre sie der Einladung gefolgt, trug jedoch gerade an dem Nachmittag nicht das geringste Manuscriptlein bei sich, und so hatten die Gäste mit liebenswürdiger Resignation auf den Genuß verzichtet. Aber schon die Berücksichtigung, die dem bisher wenig aufgemunterten Talent der Generalin geschenkt worden, that ihr unendlich wohl.

Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen, dachte sie. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist. Da lob' ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat.

Von den heiterſten Vorſtellungen umgaukelt, ſchreitet die große, ſchmächtige Dame raſch und rüſtig dahin; das Gehen wird ihr heute ſo leicht, als ob die Trottoirs mit Kautſchuk gepflaſtert wären.

Herrliches Wetter! ein kernig kalter Märztag. Merklich früher ſteht ſchon die Sonne auf und geht merklich ſpäter ſchlafen. O wie gern ſieht der die Tage wachſen, deſſen eigener Lebenstag ſich bereits zur Neige gewendet hat!

Die Generalin verſchränkt behaglich die Hände in ihrem großen Muff — ein wenn auch nicht mehr modernes, doch ſehr koſtbares und gediegenes Garderobeſtück — und wandert wohlgemuth dahin. Sie hat noch eine gute Strecke Weges vor ſich, eilt aber nicht, ſchlendert vielmehr gemächlich weiter, ſieht ſich die Vorübergehenden an, möchte Jedem bis auf den Grund der Seele ſchauen, und den Armen, beſonders ſolchen, die nicht betteln, ſchenkt ſie etwas. Sie thut es trotz der Gewiſſensbiſſe, die ſie dabei empfindet. Geld verſchenken auf der Straße iſt ein Unſinn und national-ökonomiſch ein Verbrechen. Das iſt der Generalin hundertmal und unwiderleglich bewieſen worden, ſie hat das Bewußtſein ihres Unrechts und — begeht es dennoch. Das Mitleid, dieſe, wie in neueſter Zeit feſtgeſtellt worden, verwerflichſte Form des Egoismus, iſt zu mächtig in ihr; es überwältigt ſie immer wieder von Neuem.

Mit dem unvernünftigen Almoſenſpenden iſt es aber auch eine ſo eigene Sache! Unendlich ſchwer wird dieſe

üble Gewohnheit ablegen, der einmal ihre ganze Süßigkeit gekoſtet hat. Du gehſt durch die Straßen der großen Stadt, und wenn Deine Augen nur offen ſind, ſiehſt Du in kurzer Zeit das Elend in jeder denkbaren Geſtalt; von dem geiſtigen und moraliſchen Elend an, das hinter äußerem Glanz verborgen vorbeiſtolzirt, bis herab zu dem Elend des hungernden, vom Tode ſchon gezeichneten Laſters. Und wenn es Dich nun da plötzlich mitten heraus aus der rettungsloſen Verkommenheit anſieht mit Augen, die von einer noch unſchuldigen Seele erzählen oder von einer im ſchwerſten Kampf geläuterten oder von einer noch hoffenden, noch ringenden, und Du antworteſt ihrer ſcheuen Bitte und greifſt in Deinen Säckel, greifſt ziemlich tief und reichſt eine Gabe dar, welche den Armen auf das Aeußerſte überraſcht — o des wunderbaren Eindrucks! o der ſtummen ſeligen Frage: Das ſchenkſt Du mir? Du ganz fremder Menſch ſchenkſt mir ſo viel? und ein unvergeßlicher Blick trifft den Wunderthäter, der dem Kinde der Noth für ganze Tage die Sorge aus dem Leben nimmt.

Nun, dieſes Staunen mit anzuſehen, die Freude aufblitzen zu ſehen auf dem Antlitz des Kummers, das iſt Glück; und wer es einigemal genoſſen hat und auf den Geſchmack gekommen iſt und ſich's trotzdem aus Ueberzeugung und aus Tugend verſagt, den nenn' ich — ſo ſchloß die Generalin ihre Betrachtungen — einen Cato vom Standpunkt der Nationalökonomie!

Sie ſelbſt hat nicht das Zeug zu ſolcher Größe

überhaupt nicht, am wenigſten aber dann, wenn ſie ſich durch und durch zufrieden fühlt und im Grunde jeden Anderen bemitleidet, weil er ſchwerlich ſo gut dran ſein kann wie ſie, der arme Andere!

Widerſtandslos läßt ſie ihrer Thorheit den Zügel ſchießen, bis derſelben eine natürliche Grenze geſetzt wird, und das Portemonnaie nichts mehr enthält als eine Viſitenkarte.

Nachgerade iſt es auch Zeit geworden, einen raſcheren Schritt einzuſchlagen, denn plötzlich hat der Wind ſich ſcharf erhoben und jagt große Schneeflocken durch die Luft. Die gelblichen Flämmchen, die man in den Straßenlaternen wahrzunehmen beginnt, machen darauf aufmerkſam, daß die Dunkelheit demnächſt einbrechen wird, und daß es ihnen nicht einfällt, ſie daran zu hindern. Unter ſolchen Umſtänden hat die Nebenſtraße des Wiener Grabens, in welche die Generalin eben einlenkt, etwas entſchieden Unheimliches, und die Dame wäre gar nicht böſe geweſen, wieder draußen zu ſein.

So eilte ſie denn, ohne ſich aufzuhalten an einer Bettlerin vorüber, die auf der ſteinernen Stufe vor einem geſchloſſenen Kaufladen ſaß und ſich frierend in den Winkel der Mauer drückte. Der Schnee umwirbelte ſie und zerrann auf ihrem tiefgebeugten Haupt, das von einem durchlöcherten Tuch bedeckt war. Ihre Kniee hatte ſie bis zur Bruſt heraufgezogen, der dünne Rock reichte kaum bis zu den Knöcheln, die Füße waren mit Fetzen umwickelt und ruhten feſt aneinandergepreßt auf einem

bischen Stroh. Ein Ding, das früher ein Muff aus Hasenfell gewesen, jetzt aber nur noch eine zerfetzte Röhre aus Hasenhaut war, sollte den Händen zum Schutze dienen, versah sein Amt aber schlecht; denn diese alten Hände kamen an manchen Stellen vor Kälte zitternd zum Vorschein, und man sah es ihnen wohl an, wie hart sie gearbeitet, bevor sie zu unerwünschter und unerquicklicher Ruhe in den Schoß gelegt worden.

Die Generalin war schon ein Stück Weges weiter gegangen, als ihr die ganze Kläglichkeit des im raschen Vorüberschreiten empfangenen Eindrucks vor die Seele trat. Sie kehrte zu der Alten zurück, blieb eine Weile vor ihr stehen, verfolgte mit immer trauriger werdenden Blicken die seltsam zuckenden Bewegungen des zusammengekrümmten Körpers und sagte endlich: „Es ist spät, liebe Frau, gehen Sie doch nach Hause.“

Das Weib blickte empor und erwiderte, sie müsse auf ihre Tochter warten, die erst in einer Stunde von der Arbeit kommen und sie abholen werde.

In einer Stunde! dachte die Generalin — und die Alte macht jetzt schon so verdächtig schläfrige Augen; die ist im Stande und erfriert bei drei Grad Wärme. Was anfangen? was anfangen, du lieber Gott! Ein Wachmann, den man rufen und bitten könnte, auf die Arme Acht zu geben, ist nicht in der Nähe, und wäre er's, die Generalin würde sich geniren, ihn darum anzusprechen. Die Leute schauen einen bei derartigen Zumuthungen meistens so curios an. Und noch länger dastehen und

die Bettlerin betrachten, hat auch keinen Sinn. Ueberdies fängt jene an, beunruhigt zu werden, und fragt sich mit Angst, was denn dieſe Perſon will, die ſich da vor ihr aufgepflanzt hat und ihr nichts ſchenkt.

„Geh'ns weg!“ ſagt ſie, „geh'ns weiter!“ und die Bangigkeit, das Mißtrauen, die ſich dabei in ihren Mienen kundgeben, verſetzen die Generalin in eine große Verwirrung. Es kommt ihr auch vor, als ob die Vorübergehenden in ſonderbarer Weiſe nach ihr ſchielten. Die Situation beginnt peinlich zu werden, und in der Verlegenheit, in der Rathloſigkeit, in dem dringenden Wunſch, ſich einen anſtändigen Rückzug zu ſichern, legt die Dame plötzlich ihren Muff der Alten auf die Kniee. „Ich hab' kein Geld, aber nehmen Sie das und wärmen Sie ſich,“ ſagt ſie.

„O Jeſus! Jeſus!“ . . . Das Weib bringt anfangs nur dieſe Worte heraus, aber als ſie aus der erſten Verzückung zu ſich kommt, läßt ſie auch eine Beredtſamkeit los, die mit lautem Geſchrei einen Platzregen von Segnungen und Wonnen vom Himmel herunter auf das Haupt der edeln Spenderin beſchwört.

Die Generalin entflieht, ſo ſchnell ſie kann, dem Wortſchwall und den Lobpreiſungen, die ihr noch von Weitem nachgerufen werden, und langt kurze Zeit ſpäter glücklich daheim an.

So ganz wohl zu Muthe iſt ihr nicht; ſie beſinnt ſich, daß ſie ihr Portemonnaie in dem verſchenkten Muff vergeſſen hat, und ärgert ſich auch im Voraus über das

Verhör, dem ſie der beiden Dinge wegen von der Kammerfrau unterzogen werden wird.

Die Kammerfrau iſt es auch, die auf ihr Schellen öffnet und ſie mit der Nachricht begrüßt: „Der Herr General ſind ſchon lange zu Hauſe.“

„Da geh' ich gleich zu ihm hinüber,“ antwortete die Gebieterin, giebt raſch Hut und Mantel ab und tritt in das Zimmer ihres Mannes.

Der alte Herr erhebt ſich beim Erſcheinen der alten Frau. Er iſt um ein Weniges kleiner als ſie, hat aber etwas ungemein Energiſches; Gang und Haltung verrathen den ehmaligen Cavalleriſten.

„Kommſt Du endlich!“ ruft er der Eintretenden entgegen, „hat heute wieder ſchön lange gedauert, die Urſchlerei.“ Mit dieſem Namen pflegt der General die Geſellſchaften zu bezeichnen, die lediglich aus Damen beſtehen.

„Es waren auch Herren da,“ entgegnet die Generalin.

„Beneide ſie nicht,“ murmelt der Gatte und zieht den Tiſch, auf dem eine Patience aufgelegt iſt, zurück, damit ſeine Frau auf dem Sopha Platz nehmen könne. Er ſetzt ſich ihr gegenüber, ſtemmt die linke Fauſt auf den Schenkel und die rechte auf den Tiſch und betrachtet die Karten mit ſcharfen Feldherrnblicken.

„Iſt wieder boshaft!“ brummt er, „iſt ein rechter Bosnickel, nein, was das für ein Bosnickel iſt!“

Auch die Generalin vertieft ſich in die Betrachtung

der Karten und ſagt nach längerem Nachſinnen: „Der Sechſer geht.“

„Wo iſt der Sechſer?“ fragt der General.

„Rechts, in der zweiten Reihe.“

„Der? ja der! ja den — den leg' ich nicht aus.“

„Warum denn nicht?“

„Will nicht.“

„Schöner Grund!“

„Warte auf einen ſchwarzen Fünfer.“

„Deine ſchreckliche Methode! auf die Art kann die Patience nie ausgehen, nie!“

„Liebes Kind,“ entgegnet der General mit männlichem Ernſt, „nimm mir's nicht übel, Du haſt unrecht. Hier handelt es ſich nicht um das Einzelne, ſondern um das Ganze.“

„Wenn aber das Einzelne den Knotenpunkt des Ganzen bildet?“

„Knotenpunkt! Wie Du doch biſt! wie Du doch kindiſch biſt! Liebe, ich habe allen Reſpect vor Deiner Schriftſtellerei, aber von Knotenpunkten verſtehſt Du nichts.“

„Wer weiß, vielleicht doch . . . warum ſollt' ich nicht im Grunde . . .?“

Die Generalin ſprach unſicher und zerſtreut, ihre Wangen rötheten ſich leicht. Zu ihrem Schrecken war die Kammerfrau hereingetreten, durchforſchte das Zimmer mit ſpähenden Blicken und nahm von dem eifrigen Abwinken ihrer Herrin keine Notiz.

„Laß es gut ſein, Adele, laß es nur gut ſein," ſagte dieſe endlich in einem Tone, in welchem die dringende Bitte wie ein kühler Befehl klingen ſollte.

Und der General, welcher noch der längſt überlebten Mode huldigte, in Gegenwart der Dienſtleute ein ihm nicht ganz geläufiges Idiom zu gebrauchen, fragte: „Qu'est-ce que veut-elle donc?"

„Ich ſuche den Muff," ſprach Adele, „die gnädige Frau haben den Muff nicht mitgebracht, und hier iſt er auch nicht."

„Nun, wenn ich ihn nicht mitgebracht habe, kann er auch nicht hier ſein," verſetzte die Generalin. „Gehen Sie nur, Adele."

Der treuen Dienerin war dieſe wiederholte Abweiſung ein Stich ins Herz, und ihre tiefe Verletztheit äußerte ſich in der Miene, mit der ſie hervorſtieß:

„Aber der Muff iſt weg!"

Der General wandte raſch den Kopf und fragte kurz: „Was Muff? wer iſt Muff?"

„Der große, der ſchwarze, der ſchöne Muff," entgegnete Adele, und die Generalin bemerkte krampfhaft lächelnd:

„Groß und ſchwarz allerdings, aber ſchön . . . daß er ſchön war, hat ihm wirklich ſchon lange Niemand mehr nachſagen können."

„Mag er nun ſein, wie er will," erklärte der Mann, „da muß er ſein!"

„Fritz — ich habe ihn verſchenkt.“

Er fuhr heftig zuſammen, ſein Geſicht drückte Gram aus. „Verſchenkt! . . . haſt Du vergeſſen, daß er von meiner verſtorbenen Tante herſtammt?“

„Fritz — ja! in dem Augenblick, in dem ich ihn verſchenkte, habe ich das vergeſſen.“

„Dann,“ verſetzte der General wehmüthig, „wäre es zwecklos, Dich jetzt daran zu erinnern. Aber ſagen will ich Dir doch, Klotilde: ich habe im Stillen ſeit langer Zeit auf den Muff ſpeculirt. Ich hätte mir gern einen Fußſack für meinen Jagdſchlitten daraus machen laſſen; ich habe es Dir aber verſchwiegen aus Delikateſſe . . . Das habe ich gethan, Du aber . . .“

Die Generalin fiel ihm ins Wort: „Mach' mir keine Vorwürfe, Beſter; ich bin genug geſtraft.“

Sie war's; er ſah es deutlich ausgeſprochen auf ihrem Antlitz, in dem er ſeit vierzig Jahren zu leſen gewohnt war, und ſo erfüllte er denn großmüthig ihre Bitte und fragte nur mild:

„Ich möchte aber wiſſen, an wen Du ihn verſchenkt haſt.“

„An eine Greiſin, lieber Fritz, eine unglückliche, hülfloſe, die vielleicht erfroren wäre ohne ihn . . .“

„Papperlapap!“

„Und für die der alte Muff eine Wohlthat iſt, die vorhalten wird bis ans Ende ihrer Tage, ein wahres Lebensgut. So verzeih' denn, beſter Mann, und wenn Du mir noch etwas zu Liebe thun willſt . . .“ Klotilde ging

aus ihrer elegiſchen Weiſe in eine muntere über, griff nach der Hand ihres Mannes, zog ſie raſch an ſich und drückte, bevor er's wehren konnte, einen Kuß darauf, „ſo lege den Sechſer aus.“

Seufzend fügte ſich der General dem Wunſche ſeiner Frau, aber es geſchah zum Unheil, denn, wie die ſcharfſinnigen Combinationen, die er ſpäter anſtellte, erwieſen, konnte die Patience vom Moment an, in welchem die verhängnißvolle Karte ausgelegt worden, nicht mehr gelingen. Den Mann verſtimmte das ein wenig, für die Frau gab es an dem Tage nichts, das im Stande geweſen wäre, ihre Heiterkeit zu ſtören. Und als ſie zur Ruhe gegangen war und die Augen ſchloß, da ſchwebte das Bild eines welken Greiſenangeſichts, von heller Freude verklärt, vor ihr empor, und ſie ſchlief ein, gewiegt von Empfindungen, um welche die Landgräfin Eliſabeth von Thüringen Urſache gehabt hätte, ſie zu beneiden.

Am nächſten Morgen würde die Generalin ihres geſtrigen kleinen Abenteuers nicht mehr gedacht haben ohne die ſchroffe Einſilbigkeit, die Adele der Herrin gegenüber beobachtete. — Das wird nicht gut, dachte dieſe, wird nicht gut, bevor ein umfaſſendes Geſtändniß abgelegt iſt. Und ich bin es ihr ja ſchuldig; habe ich doch eigenmächtig über einen Gegenſtand verfügt, auf den ſie ſich durch die treue Hut, in welcher ſie ihn mehr als ein Menſchenalter hindurch gehalten, unbeſtrittene Rechte erworben hat.

Die Generalin war eben im Begriff, ihre Beichte zu

beginnen, als die Hausglocke, mit unerhörter Heftigkeit in Bewegung geſetzt, ertönte. Man hörte die Thür öffnen und zuſchlagen, und aus dem Vorzimmer herüber gellte Weibergeſchrei, kreiſchend, durchdringend; der Generalin war die Stimme, wie ihr ſchien, nicht ganz fremd. Dazwiſchen donnerte ein ihr unbekannter kräftiger Baß.

Einige bange Secunden, dann ſagte die Gebieterin: „Sehen Sie doch nach, was es giebt, Adele.“ Aber bevor Adele, bei welcher ſich zugleich mit acuter Stummheit auch immer Schwerhörigkeit einſtellte, dem Wunſche nachgekommen war, trat der General ein, in aller Gottesfrühe ſchon ſorgfältig gekleidet, ſtramm, militäriſch. Seine Brauen waren zuſammengezogen, ſein Adlergeſicht hatte einen drohenden Ausdruck.

„Voyez dans l'antichambre!“ ſprach er zu ſeiner Frau, und ſie, mit verſagendem Athem, von unbeſtimmten, aber ſchrecklichen Ahnungen erfüllt, ging ins Vorzimmer.

Da ſtand das Unheil in zweifacher Geſtalt: in lärmender — derjenigen der Bettlerin von geſtern; in würdevoll ſtummer — derjenigen eines ungeheuer langen, pfahlgeraden Wachmannes, der den Muff und das Portemonnaie der Generalin in ſeinen Händen hielt.

Der Diener, die Dienerin, das Stubenmädchen waren auch zur Stelle, ohne Zweifel, einem unbewußten, künſtleriſchen Triebe gehorchend, um das Tableau durch Ausfüllung des Hintergrundes zu vervollſtändigen.

Sobald die Generalin sich zeigte, wurde sie von dem alten Weibe mit ohrenzerreißendem Siegesgeschrei begrüßt.

„Da is sie! da is sie ja — jetzt können Sie's selber fragen!" rief die Bettlerin dem Wachmann zu, stürzte der Generalin entgegen und faßte sie beim Arm: „Und Sie, Sie sagen ihm's jetzt gleich auf der Stell': bin i a Diebin? Hab' i g'stohl'n? Hab'n Sie mir die verdammte Grenadiermützen g'schenkt oder nit?"

„Geschenkt," sagte die Generalin, „jawohl, ganz gewiß. Ich habe der armen Frau diesen Muff geschenkt."

„Haben Euer Excellenz ihr auch dieses Portemonnaie geschenkt?" fragte der Wachmann und hob das vermeinte corpus delicti in die Höhe.

„Eigentlich — nein ... eigentlich habe ich vergessen, es aus dem Muff zu nehmen," lautete die Antwort, die der Diener der Gerechtigkeit mit dem frohlockenden Ausruf begrüßte:

„Und sie — hat's ausgeleert!"

Die Alte stieß ein Hohngelächter hervor, und die Generalin rief:

„Nein, nein! es war schon leer."

„Leer? das Portemonnaie Eurer Excellenz leer?" versetzte der Wachmann mit leisem und ehrerbietigem Zweifel.

„Bis auf eine Visitenkarte — ja."

Der Wachmann ist betroffen, und die Bettlerin bricht

in eine leidenſchaftlich wilde Anklage gegen ihn aus. Aber auch die Generalin bleibt nicht verſchont:

„I hab' nix g'ſtohl'n," wettert die Alte ihr zu, „aber mir kann was g'ſtohl'n wer'n — Ihnere Wohlthaten! Auf d' Polizei haben mi Ihnere Wohlthaten g'führt! Fünfunſechzig bin i alt, aber dös is mir noch nit g'ſchegn, daß i a ganze Nacht auf der Polizei hätt' übernachten miſſen mit allerhand G'ſindel, und wenn der Herr Commiſſar mi nit kennt hätt, weil i amol Kohlen bei ihm trogen hob, i ſitzet no und könnt ſitzen, bis die gnädige Frau ihre Vorladung kriegt."

„Meine Vorladung?" ſtammelte die Generalin mit trockenen Lippen.

„Ganz natirli, zur Confrottirung. Nur weil er mi kennt und der gnädigen Frau ihren Herrn a, hat er mi herg'laſſen mit'n Wachmann. Aber was nutzt dös All's? G'ſeſſen bin i doch. Und was mei Tochter wird g'ſagt hab'n, wie's kommen is geſtern und mi nit g'funden hat auf mein'm Platzl — was die ſich wird denkt hab'n, dös z' hören ſteht mir noch aus." Sie wurde weich, ein Thränenſtrom rann über ihre Wangen.

„Ach ja, Ihre Tochter!" ſagte die Generalin, „Ihre Tochter müſſen Sie mir jedenfalls bringen, damit ich mich bei ihr entſchuldigen kann."

„Entſchuldingen war ſchon recht," ſagte die Alte ſchluchzend, wenn auch bereits etwas beſänftigt, „aber mit'n Entſchuldingen alleinich wird's es nit thun. Da wer mer um a biſſel an Nachguß bitten, um a biſſel a

Schmerzensgeld für die ausg'ſtandenen Wohlthaten, mei Tochter und i."

Die Generalin freute ſich, die Bekanntſchaft der Tochter zu machen und entließ unter Aſſiſtenz des Generals, der ſich von dem Stand der Verhandlungen zu überzeugen kam, den Wachmann und die Bettlerin — nicht unbeſchenkt, wie ſich von ſelbſt verſteht.

Das Weib nahm dankbar alle geſpendeten Gaben an, nur den Muff wollte ſie ſich nicht aufnöthigen laſſen. „Den ſchwarzen Bären," erklärte ſie, „können's wem Andern anhängen — ich hab' genug von ihm."

„Nun, Liebe?" ſagte eine Stunde darauf der General zu ſeiner Frau, die er in ihrem Zimmer aufſuchte und recht traurig fand.

Sie nickte ihm zu: „Was, lieber Fritz?"

„Ich werde von nun an ein ſchärferes Auge auf Dich haben, Gattin, ſonſt kommſt Du mir einmal noch mit einem entzweigeſchnittenen Mantel nach Hauſe, wie der heilige Martin."

„Martin? Sei ruhig, den nehm' ich mir nicht zum Muſter."

„Gott ſei Lob und Dank. Ich brauche alſo nicht zu fürchten, daß Du ihm die Manteltheilung nachmachſt?"

„Gewiß nicht."

Die Generalin ſchüttelte ernſt und mißbilligend den Kopf: „Dieſe That war mir immer räthſelhaft. Ich hoffe nur, der Heilige hatte vorher ſchon ſein Wams verſchenkt,

ſonſt ſchiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben ſollte."

„Du biſt unverbeſſerlich, Gattin," rief der General, ſtreckte ihr aber plötzlich die Hand entgegen und ſetzte freundlich hinzu: „Gottlob!"

Die Capitaliſtinnen.

Im vierten Stock eines der älteſten Häuſer des alten Wien wohnen ſeit vielen Jahren die Schweſtern Eliſe und Johanna Moſer. Das Haus befindet ſich in der Singerſtraße und hat einen geräumigen Hof, und auf dieſen herab ſehen die immer ſpiegelblanken Fenſter, durch welche Licht und Luft in das Quartier der Fräulein dringen. Es beſteht aus einer Küche und aus zwei Zimmern, und wird ſo nett gehalten, als ob es nicht von menſchlichen Weſen, ſondern von puren Geiſtern bewohnt würde. Die Küche iſt nur mit einer Puppenküche zu vergleichen, mit der Kinder noch nicht geſpielt haben. In hellen, bunten Farben und in ſchneeigem Weiß ſchimmert das Geſchirr auf den Stellbrettern; wie eitel Gold und Silber prunken die Pfännchen und Caſſerolen; die Knöpfe der Herdthüren aber übertreffen alles Andere an Geblinkel und Funkelglanz.

So groß indeſſen die Reinlichkeit in der Küche iſt, durch diejenige in den Zimmern wird ſie noch beſchämt.

Fußbodenlack kann Jeder kaufen und die Dielen damit beſtreichen. Ihn jedoch monatelang auf einem Punkt faſt indiscret blendender Hochpolitur zu erhalten,

— dieſe Kunſt verſteht Fräulein Eliſe ganz allein. Sie iſt es, die jüngere der Schweſtern, welche ſich um die berühmte und ruhmwürdige Sauberkeit des Haushaltes die größeren Verdienſte erwirbt. Ihr Ordnungs- und Schönheitsſinn macht ſich manchmal in einer Weiſe geltend, die von Fräulein Johanna als Uebertreibung bezeichnet wird. Dies geſchieht zum Beiſpiel, wenn Eliſe noch am Nachmittage mit Flanellen unter den Füßen im Zimmer herumgleitet, angeblich um ſich eine geſunde Bewegung zu machen, in der That aber, um einige nur ihr wahrnehmbare Trübungen des Bodenfirniſſes durch ſanft liebkoſendes Streicheln wieder in lauter Glanz zu verwandeln. Oder wenn ſie die Polſter des Kanapees, auf dem Johanna ſich niedergelaſſen hat, um friedlich ihren Abendthee zu trinken, mit einem Stäbchen zu klopfen beginnt. Sie thut es ganz leicht, ſie weiß im Voraus, daß kein Staub auffliegen wird, aber — ſicher iſt ſicher! — ſie frägt doch an und führt Schlag um Schlag gegen die dünnen, alten Kiſſen.

Johanna duldet und ſchweigt. Ihre Märtyrermiene jedoch, die ſanfte Art, in welcher ſie mit der Hand über ihre eisgrauen, geſcheitelten Haare ſtreicht, und beſonders die Sehnſucht, mit der ſie in das aufgeſchlagene, auf dem Tiſche liegende Buch blickt, verfehlen ihre Wirkung auf Eliſe nicht. Sie überwindet den Putzteufel, der ihr in allen Fingern prickelt, legt das Stäbchen weg und ſagt: „So, jetzt leſen wir!“

Das edle Geſicht Johannas hellt ſich auf. Vorleſen

ist ihre Wonne, und sie behauptet, daß die Werke ihrer Lieblingsdichter ihr immer neue, schöne Ueberraschungen bereiten.

Elise hört zu und würde es noch viel aufmerksamer thun, wenn die Photographie des seligen Onkels Moser nicht gerade ihrem Platze gegenüber hinge. Die ist leider mit einem Glas bedeckt, von dem man nie recht weiß: ist's geputzt oder nicht. Und Elise unterbricht die vorlesende Schwester an einer ergreifenden Stelle der Dichtung, um auszurufen: „Mit Wasser hab ich's umsonst versucht; ich will's morgen mit Spiritus probiren!"

Dieselbe Genauigkeit, deren sich Elise im Punkte des Reinhaltens der Wohnung befleißigte, wurde von Fräulein Johanna in einem andern, im Geldpunkte beobachtet.

Die Schwestern hatten nach dem Verlaufe von mehr als drei Decennien, in welchen Elise einer Mädchenschule vorgestanden, Johanna Lehrerin in wohlhabenden Häusern gewesen war, eine hübsche Summe zurücklegen können. Das Glück, das ihnen für redliche Arbeit redliche Entlohnung bescherte, zeigte sich auch darin günstig, daß es sie in der Person ihres Onkels Christian Moser einen tüchtigen Schatzmeister finden ließ, dem sie ihre Ersparnisse anvertraut, und der mit denselben geschickt manipulirt hatte. Als der alte Herr starb, fand sich bei ihm in einem großen Umschlag, auf dem geschrieben stand: „Depot, Eigenthum meiner Nichten, der Fräulein Elise und Johanna Moser," ein Capital von nicht weniger als

zwanzigtauſend Gulden in Werthpapieren. Dabei ein Zettel, an die Schweſtern gerichtet, des Inhalts: „Rathe Euch, nach meinem Tode die Verwaltung Eures Vermögens meinem Sohne, Eurem Vetter Julius, zu übergeben, denn was Geldangelegenheiten betrifft, da ſeid Ihr wie die neugeborenen Kinder.“

Eliſe ſtimmte dieſer Behauptung mit vielen freundlich-demüthigen Bücklingen zu; Johanna war nicht ſo ganz von ihrer Richtigkeit durchdrungen, erſuchte aber dennoch, im Vereine mit der Schweſter, Herrn Julius Moſer, das Capital in ſeiner Verwahrung zu behalten. Er jedoch wollte nichts davon wiſſen; er war ein mürriſcher, mit Geſchäften überhäufter Mann.

„Kauft Euch eine kleine Wertheimiſche Kaſſe und legt Euer Geld hinein,“ ſagte er. „Alle Jahr zweimal will ich kommen, die Coupons abſchneiden und einlöſen. Ihr habt Euch um nichts, als nur darum zu kümmern, daß Ihr mit Eurem Einkommen auskommt und die Kaſſenſchlüſſel nicht verliert.“

Als er ihnen dann die Papiere ausgeliefert, waren die Schweſtern nach Hauſe gewandert, und der Weg, den ſie von der Hohenbrücke bis in die Singerſtraße zurücklegen mußten, war ihnen lang und gefahrvoll erſchienen. Johanna hatte das Paket unter den Arm genommen, und dicht neben ihr, an der Capitalienſeite, marſchirte Eliſe. Mehrmals ermahnte dieſe ihre Schweſter: „Nimm Dich zuſammen; mach's nicht ſo auffällig, mach' kein ſo verſtörtes Geſicht.“ Sie ſelbſt aber, die Muthigere, fühlte

ihr Innerſtes erbeben, als zwei Arbeiter vorbeikamen und einer den andern anſtieß und fragte: „Was tragen denn die?“

Die Frage bezog ſich auf einige hinter den Fräuleins einherſchreitende Marktweiber, ließ dieſe gleichgültig und verſetzte jene in einen fieberhaften Zuſtand. Die argloſe Johanna, die ſonſt auch dem Fremdeſten das Beſte zutraute, immer in Erwartung von etwas Angenehmem, beſonders von angenehmen Ueberraſchungen lebte, war heute eitel Sorge und Verdacht. Bei der Heimkehr empfand ſie ſogar Mißtrauen gegen den biederen Hausmeiſter, als er ſie an der Treppe begrüßte, und bildete ſich ein, er habe das Paket in ihren Armen mit ſonderbar verlangenden Blicken angeſehen.

Den Nachmittag und Abend brachten die Damen mit Berathungen über den Ankauf der Werthheimiſchen Kaſſe zu, die auf den Rath des Vetters angeſchafft werden ſollte. Proviſoriſch brachte man das Geld im Wäſchekaſten zwiſchen den Leintüchern unter, nachdem Eliſe dieſe Gelegenheit benützt hatte, um den Schrank von oben bis unten auszuräumen und durchzufegen. Spät kamen die Schweſtern zur Ruhe, und kaum eingeſchlafen, erwachte Johanna mit Herzklopfen, weil ihr träumte, die Wohnungsthür, welche Eliſe doch vor ihren Augen verſperrt und verriegelt hatte, ſei von ſelbſt aufgeſprungen, und durch ſie herein ſei der Hausmeiſter getreten, im Coſtüm Rinaldo Rinaldinis und mit einer Kanone in jeder Hand.

Am Morgen begann die Berathung von Neuem.

„Eine Kaſſe anſchaffen, — leicht geſagt; aber wie bringt man ſie herein, ohne daß die Leute es merken?“ meinte Eliſe. „Und wenn die Leute merken, daß man eine Kaſſe hat, vermuthen ſie gleich, daß etwas drin iſt. Und das iſt ſehr gefährlich.“

Dagegen wandte Johanna ein, daß es doch ſtrafbarer Leichtſinn wäre, die Capitalien dem Wäſcheſchrank bleibend anzuvertrauen.

Man war noch zu keinem Reſultat gelangt, als die in Rede ſtehende Kaſſe von ſelbſt erſchien. Herr Julius Moſer ſchickte ſie ſeinen Baſen zum Präſent, durch zwei kurz angebundene, ſehr reſolute Männer. Raſch hatten die beiden Cyklopen den beſten Platz für die Kaſſe ausgemittelt: in der Ecke des zweiten Zimmers, zu Füßen von Johannas Bett. Ohne viel zu fragen, ſtellten ſie das ſchlanke, eiſerne Ding dort auf, unterrichteten die Damen im Gebrauch der Schlüſſel, überreichten dieſelben ſammt den Doubletten, nahmen ihr Trinkgeld in Empfang und entfernten ſich.

Eliſe hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Spuren wegzutilgen, welche die ſtaubigen Stiefel des unerwarteten Beſuches auf dem Fußboden hinterlaſſen hatten. Johanna holte die Capitalien aus dem Schrank. Sie befreite die Obligationen von ihrer groben Umhüllung, und als ſie bemerkte, daß dieſelben nachläſſig gefaltet waren, ergriff ſie das Falzbein. Mit einem Muthe, den Eliſe nur anſtaunen konnte, handhabte Johanna die großen, prächtigen Bogen, glättete ſie und legte ſie wieder vierfach, jetzt

aber Kante auf Kante, zuſammen. Dann holte ſie aus ihrem Vorrath an Schreibpapier das ſtärkſte herbei und verlegte ſich auf die Fabrikation von Couverts, wie ſie, ſo zierlich ausgeſchnitten, ſo feſt geklebt, nirgends und um keinen Preis zu kaufen geweſen wären. Jedes derſelben hatte eine Aufſchrift erhalten; Obligation Nummer Eins, hieß es auf der erſten; Obligation Nummer Zwanzig auf der letzten. Sie bildeten einen erfreulichen Anblick, ſo lange ſie auf dem Tiſche zum Trocknen ausgelegt blieben, und eine ſtattliche Reihe im Treſor, in welchem Johanna ſie endlich aufgeſtellt.

Danach hatte ſie das Tabernakel verſchloſſen und die Schlüſſel an ſich genommen, mit dem Vorſatze, ſich in keiner Stunde des Lebens von ihnen zu trennen. Als ſie ſich zur Ruhe begab, legte ſie das kleine Bund unter ihr Kiſſen und konnte in dieſer Nacht, wie ſchon in der vorigen, lange nicht einſchlafen. Die Worte des Vetters: „Verliert die Schlüſſel nicht!“ ſummten ihr im Ohre; das Gefühl der übernommenen Verantwortlichkeit lag ihr ſchwer auf dem Herzen.

Am Morgen erwachte ſie ſpäter als gewöhnlich. Die Bedienerin, die täglich kam, um Eliſe bei der Hausarbeit zu unterſtützen, war ſeit geraumer Weile da und machte ſich am Ofen in Johannas Zimmer zu ſchaffen, als dieſe die Augen aufſchlug.

Sie fuhr empor, — ihr erſter Blick fiel auf die Kaſſe, ihr erſter Gedanke war: Wo ſind die Schlüſſel? . . . „Eliſe,“ rief ſie plötzlich, „Eliſe!“

Die Schweſter kam herbei geeilt, und Johanna, die Stimme zum Geflüſter ſenkend: fragte:

„Die Schlüſſel? . . Haſt Du ſie genommen?“

„Gott bewahre!“ erwiderte Eliſe. „Du haſt ſie, — unter Deinem Kopfpolſter haſt Du ſie.“

„Nein!“ hauchte Johanna, „ich habe ſchon geſucht . . .“

Eliſe überlief's, aber ſie faßte ſich. „Wir wollen noch einmal ſuchen, beſſer ſuchen.“

Es geſchah, die Schlüſſel wurden gefunden, man lachte, man neckte einander wegen des ausgeſtandenen Schreckens.

Auf einmal rief's aus der Gegend des Ofens: „Fräul'n, haben Sie mir das zum Unterzünden herg'richt?“ . . . Eine kohlengeſchwärzte Hand hob ſich in die Höhe und ſchwenkte Papiere in der Luft.

„Was denn, Reſi? Was iſt's denn?“ fragte Eliſe, von einer unbeſtimmten Bangigkeit durchzittert.

Reſi erhob ſich aus ihrer kauernden Stellung, kam auf die Damen zugetrampelt und präſentirte eine Anzahl durcheinander geworfener Papierbogen, bei deren Anblick den Schweſtern der Athem ſtillſtand.

„Johanna!“ rief Eliſe.

„Eliſe!“ rief Johanna.

„Wo haben Sie das hergenommen?“ preßte Eliſe zur Bedienerin gewendet, hervor.

Die Frau wunderte ſich über die Frage und beſonders über die Art, in welcher dieſelbe geſtellt wurde. Wo

ſollte ſie „Das“ hergenommen haben? Vom Seſſel halt, auf dem „Das“ gelegen, vom Seſſel beim Ofen, neben dem Kanapee.

„Gut,“ murmelte Eliſe, „gehen Sie jetzt nur in die Küche.“ Reſi gehorchte.

Starr bis zur Unheimlichkeit blickte Johanna vor ſich hin: „Seſſel! . . . Dort habe ich ſie hingelegt,“ ſprach ſie abgebrochen und tonlos, hingelegt, — um ſie dann hineinzulegen in die . . . Du weißt.“

„Haſt Du's denn nicht gethan?“ fragte Eliſe.

„Es ſcheint, — nein,“ erwiderte Johanna und drückte das Haupt in die Kiſſen.

Eliſe ſetzte ſich; ein kalter Schauer nach dem andern lief ihr über den Rücken. „Schweſter,“ ſagte ſie, „ſo hätten wir denn vergeſſen, die Capitalien in die Couverts zu thun, bevor wir die Couverts in die Kaſſe thaten.“

Johanna ſah die Schweſter dankbar an für dieſes großmüthige „Wir“. „Es ſcheint ſo, — obwohl ich es mir nicht denken kann. Viel eher ſchiene es mir möglich, liebe Schweſter . . .“ Die tiefe Zerknirſchung, unter deren Laſt ſie eben noch geſeufzt hatte, machte einer freundlichen Ahnung Platz, „daß unſere Obligationen im Treſor liegen, und daß dieſe hier andere ſind, mit denen uns Jemand,“ — ihre Augen begannen zu leuchten, und ſie ſchloß innigſt gerührt, — „eine angenehme Ueberraſchung gemacht hat.“

Eliſe fuhr zürnend empor: „Mit Deinen Ueber-

raſchungen, — das iſt eine fixe Idee! Ueberraſchung — ja! Die Reſi war nahe daran, uns eine Ueberraſchung zu machen, — aber eine, von der wir uns unſer Lebtag nicht mehr erholt hätten."

„Du haſt recht," verſetzte Johanna, und wir ſind dieſem Weibe zu ewigem Danke verpflichtet. Wenn die Klugheit uns auch räth, ihr zu verſchweigen, wie groß der Dienſt iſt, den ſie uns geleiſtet hat, — weil ſie ſonſt allen Reſpect vor uns verlieren könnte, — wollen wir ſie für denſelben doch reichlich belohnen." —

So aufregend waren für die Schweſtern die erſten Tage nach dem Antritt der Selbſtverwaltung ihres Vermögens geweſen. Und noch gar manche böſe Stunde folgte. Den Kaſſenſchlüſſeln ſchien eine eigene ſataniſche Kunſt innezuwohnen, ſich unſichtbar machen zu können; ſie verſchwanden einem unter der Hand, — aus der Hand. Und die Raub-Attentate, die Einbruchs-Diebſtähle, von denen man täglich hörte, die waren auch nicht danach angethan, viel beizutragen zur Seelenruhe alleinſtehender Capitaliſtinnen.

Indeſſen, man gewöhnt ſich an die Nähe von Kaiſern und Königen; die Fräulein gewöhnten ſich an die Anweſenheit des großen Herrſchers Mammon in ihrem einfachen Haushalte.

Für Eliſe blieb der Gedanke an den Staub, der ſich im Winkel zwiſchen der Kaſſe und der Wand angeſammelt haben mußte, und dem auf keine Weiſe beizukommen war, freilich ein ſehr peinlicher. Für Johanna waren die

zwei ſchlimmſten Tage im Jahre diejenigen, an welchen Vetter Julius kam, um die Coupons abzuſchneiden.

Er ſetzte ſich ſchon ſo verdrießlich und mit einer ſo höhniſchen Miene an den Tiſch, trieb zur Eile, ärgerte ſich über die Couverts und riß die Obligationen mit einer Rückſichtsloſigkeit heraus, deren nur Männer fähig ſind. Die Aufſchriften verſpottete er: „Obligation Nummer Fünf? Was heißt das? Ich bitte Euch, gebt Euch mit dem Nummerſchreiben nicht ab. Es wäre fatal, wenn wir uns auf die Nummern verlaſſen müßten, bei einer allenfallſigen Amortiſation.“

„Was meinſt Du damit, lieber Vetter?“ fragte Johanna; „wann wird die ſtattfinden?“

Er wandte ſeinen großen Kopf nach ihr und glotzte ſie bös an mit ſeinen runden, vorquellenden Augen: „Wenn Euch die Papiere geſtohlen würden,“ erwiderte er barſch.

„Geſtohlen!“ rief Eliſe. Johanna bedeutete ihr zu ſchweigen. „Ich bitte Dich, erkläre mir das, lieber Vetter; was bedeutet Amortiſation?“

Er lachte tückiſch und ſprach: „Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit.“ Und das ſagte er jedes Mal, ſtopfte die Coupons in ſeine alte, ſchmutzige Brieftaſche und empfahl ſich dann, — vorausgeſetzt, daß er Muße dazu fand. Oft ging er auch, ohne ſich zu empfehlen, und Johanna hatte nachher lange Zeit mit dem Ordnen der Papiere, Eliſe mit dem Klopfen des Kanapees und dem Reinigen des Teppichs unter dem Tiſche zu thun.

„Es iſt doch etwas Schreckliches um ſo einen Mann ... Nein, wenn man denkt, daß man das ganze Jahr neben ſo Einem exiſtiren müßte!“ meinten die Schweſtern, drückten einander die Hände und freuten ſich, daß ſie nicht geheirathet hatten.

„Was das nur heißt mit der Amortiſation?“ ſprach einmal Eliſe.

„Amor heißt Liebe,“ verſetzte Johanna nachdenklich.

„Was kann aber die Liebe mit geſtohlenen Obligationen zu thun haben?“ forſchte Eliſe weiter. „Bedeutet es vielleicht: Diebſtahl aus Liebe zum Gelde?“

Johanna entgegnete, nach dem Rathe Kants, das Bequeme und mehrentheils Vernünftige: „Ich weiß nicht,“ und fügte aus eigenen Mitteln hinzu: „Es ſcheint ein Börſen-Ausdruck zu ſein, und ich bin nie in andern als in ſpezifiſch weiblichen Denkdisciplinen unterrichtet worden.“

Am 27. October 1884 wurden die Schweſtern durch einen Zettel, den Vetter Julius ihnen ſandte, in einer Weiſe überraſcht, die Johanna mit dem beſten Willen nicht angenehm finden konnte. Julius ſchrieb, er verreiſe auf vier bis ſechs Wochen und könne die Einlöſung der Coupons dieſes Mal nicht beſorgen; ſeine Baſen möchten das ſelbſt thun oder auf ſeine Rückkehr warten.

Nun, von dem Letzteren konnte nicht die Rede ſein. Auf den Kreuzer ging's bei den Fräulein immer aus. Sie hatten keine Schulden, aber auch keine Erſparniſſe; ſie brauchten ihr Geld und brauchten es zur rechten Zeit.

So rief denn Eliſe: „Was ſein muß, muß ſein!“ Und Johanna ging mit großem Bedacht und mit einer Sorgfalt, an der ſich Julius ein Beiſpiel hätte nehmen können, an die feierliche Handlung des Coupon-Abſchneidens.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Eliſe ſchon gerüſtet zur abenteuerlichen Fahrt nach der Wechſelſtube. Hochgemuth zog ſie aus, ihre Aufregung hinter einem kühnen Weſen verbergend. Ihr Stumpfnäschen war leicht geröthet, ihre braunen Aeuglein blitzten. Während ſie die Treppe hinabging, gaben die ſtählernen Ketten der Handtaſche, in welcher die Coupons lagen, einen Ton von ſich, — beinahe wie Sporengeklirr.

Johanna erwartete die Rückkehr der Schweſter in großer Sehnſucht. Anfangs im Zimmer, ſpäter in der Küche, in welcher Reſi ſcheuerte, zuletzt auf dem Gange.

Eine Stunde verfloß. Endlich erſchien Eliſe, aber — welch' ein Anblick! — im Zuſtande vollſtändiger Faſſungsloſigkeit. Mit bebenden Knieen wankte ſie in die Küche, ließ ſich auf den Seſſel neben dem Anrichtebrett ſinken und vermochte nur zu ſagen: „In ſechs Jahren . . .“

Johanna labte ſie, ſuchte ſie zu beruhigen, brach aber ſelbſt in Thränen aus, als die Tapfere ihr weinend in die Arme fiel.

Eliſe hatte furchtbar gelitten in der Wechſelſtube, in welcher ein entſetzliches Gewühl geherrſcht hatte, war gedrängt, geſtoßen und ſchließlich verhöhnt worden. Als es ihr nach unſagbarem Bemühen gelungen, einem Caſſirer ihre Coupons einzuhändigen, hatte der — flegelhaft, wie

ſie heute ſind, die jungen Leute, — die Papierchen angeſehen und ſie Eliſen ſchmunzelnd und unter dem Gelächter der Umſtehenden mit den Worten zurückgegeben: „Kommen Sie in ſechs Jahren wieder.“

„In ſechs Jahren?“ ſprach Johanna erbleichend.

Reſi jedoch, die dem Bericht des Fräuleins aufmerkſam und mit einem ſehr klugen Ausdruck in ihrem derben Geſicht zugehört hatte, ſtemmte den Arm in die Seite und ſagte: „Ja, — Schnecken!“

„Wie?“ riefen die beiden Schweſtern, „was meinen Sie?“

„Die Fräul'n wer'n halt die böhmiſchen Papiere haben, die Bodencredit.“

„Böhmiſche? Das ſind die unſeren!“ ſprach Eliſe, und Johanna hauchte tonlos: „Ja!“

Beide erſtarrten, während ihnen Reſi verſicherte, weder in ſechs Jahren noch je würden ſie für ihre Coupons auch nur einen Groſchen bekommen. Die ganze Stadt ſei voll von der Geſchichte mit den böhmiſchen Bodencredit, im Extrablatt könne man ſie leſen. Damit zog Reſi die letzte Nummer desſelben aus ihrer Taſche und präſentirte ſie den Damen. Und dieſe, die geſchworenen Feindinnen der Journaliſtik, überwanden ihren Abſcheu gegen jede, irgend einen Namen habende Zeitung und laſen, Wange an Wange gepreßt und vor Erſchütterung bebend bis ins Mark, die troſtloſen Berichte über die Entwerthung der Papiere der Böhmiſchen Bodencreditanſtalt.

„Wenn nur Vetter Julius da wäre!“ ſprach Johanna plötzlich mit einem trockenen Schluchzen.

„Der?“ rief Eliſe, von Mißtrauen ergriffen. „O Gott, wenn ſeine plötzliche Abreiſe nur nicht im Zuſammenhange ſteht mit dieſer miſerablen Crida-Kataſtrophe.“

„Dergleichen,“ entgegnete Johanna, „dergleichen wollen wir nicht annehmen, — nie. Wir wollen vielmehr . . .“ Sie ſtockte, ſie konnte nicht gleich ſagen, was ſie wollte; ſie fühlte nur, daß man ſich regen, daß man etwas thun müſſe. Eliſe war von derſelben Empfindung durchdrungen, und ſo beſchloſſen die Schweſtern, zu dem Grafen Linden, dem Präſidenten einer großen Bank, in deſſen Hauſe Johanna vormals Unterricht ertheilt hatte, zu gehen und ihn um ſeinen Rath anzuflehen.

Geſagt, gethan, ſie führten den Vorſatz aus und waren eben daran, ſich mit gebührender Umſtändlichkeit beim Grafen melden zu laſſen, als er ihnen, zum Ausgehen gerüſtet, im Vorzimmer entgegen trat.

Der vielbeſchäftigte Herr ſchien auch heute große Eile zu haben, gab aber nicht zu, daß die Fräulein, wie ſie es in edler Discretion durchaus wollten, ſich unverrichteter Dinge wieder entfernten. Sie mußten ſagen, was ſie hergeführt, und hatten kaum die Worte: „Böhmiſche Bodencredit“ verlauten laſſen, als er ausrief: „Was? Sie haben auch Böhmiſche Bodencredit-Actien?“

„Nur ſolche, Herr Graf!“

„Ei, ei, das iſt bös!“ Er machte ein finſteres Geſicht,

nagte ein wenig am Schnurrbart, überlegte und ſprach: „Da muß etwas geſchehen. Ich bitte Sie, zu warten. Meine Frau und meine Töchter ſind leider nicht zu Hauſe.“

Damit öffnete er, ehe der Diener ihm zuvorkommen konnte, die Thür des Salons und ließ die Schweſtern ein, er ſelbſt aber entfernte ſich wieder durch das Vorzimmer.

Johanna und Eliſe hatten ſich noch nicht über die Art geeinigt, in welcher ſie dem Grafen, der die Weitſchweifigkeit haßte, ihre Angelegenheit vortragen ſollten, und ſchon war er wieder da, mit einem Briefe in der Hand, den er Johanna überreichte. Ihren Dank und ihre Fragen ſchnitt er kurz ab, indem er ſagte: „Dieſen Brief werden Sie die Güte haben, an ſeine Adreſſe zu befördern,“ der älteren Schweſter den Arm reichte und die jüngere mit einem einladenden Wink zu folgen erſuchte. Am Fuße der Treppe angelangt, pfiff er dem Fiaker, der im Hofe ſtand, hob die Schweſter in deſſen elegantes „Zeugerl“, rief: „In die Bank!“ und ſauſend rollte das Gefährt über das Pflaſter.

Johanna verſuchte nun zu ſprechen: „Da fahren wir! Das iſt eine Ueberraſchung!“ Eliſe ſagte nichts. Der Wagen hielt vor dem Thore des Bankhauſes, der Portier ſtürzte ihm entgegen. Alle Thüren öffneten ſich vor den Ueberbringerinnen eines Schreibens des Herrn Präſidenten an den Herrn Director.

Dieſer, Herr Eduard Plößl, ein kleiner, breiter, feierlicher Mann mit langem, braunem Bart und einer

Glatze, die sogleich Elisens Vertrauen und Sympathie erregte, weil sie so schön glänzte, empfing die Schwestern in seinem Bureau und bot ihnen Sitze an, auf welche sie sich niederließen, während er den Brief seines Chefs aufmerksam durchstudirte. Nach einer Weile sprach er: „Der Graf empfiehlt mir dringend, mich Ihrer Sache anzunehmen, meine Damen. Mein Rath soll Ihnen bestens zugehen, — bedaure nur den geringen reellen Nutzen. Sie haben böhmische Bodencredit-Actien?"

„Ja wohl," erwiderte Johanna, „Böhmische Boden-Obligationen, Herr Director."

Er sah die Schwestern eine Weile prüfend an; der Antheil, den er ihnen anfangs nur pflichtgemäß geschenkt, steigerte sich und bekam allmälig etwas Inniges, etwas Väterliches.

In der Verhandlung, welche sich nun entspann, legte Herr Plößl eine unerschöpfliche Geduld an den Tag; er gab auf zehnmal wiederholte Erkundigungen zehnmal dieselben Auskünfte und machte es den Damen endlich klar, daß es nur zwei Möglichkeiten für sie gäbe: ihre Papiere zu behalten und den Verlust des ganzen Vermögens auf die Hoffnung hin zu wagen, daß die Liquidation hintangehalten werden könne, oder sich rasch zum Verkauf zu entschließen und ein kleines, aber sicheres Capital zu retten. „Ich rathe dringend zum Letzteren," sagte der Geschäftsmann, „und zwar rathe ich zum allerdings verlustvollen Umtausch Ihrer Papiere gegen Grundentlastungs-Obligationen."

„Was Sie uns rathen, das werden wir thun," verſicherte Johanna.

„Ueberlegen Sie's heute noch, und morgen bitte ich wieder um Ihren Beſuch, — mit den Papieren, — wenn Sie ſich zum Verkauf entſchließen."

„Und unſere Renten in dem Falle?" fragte Eliſe. „Wie würden ſie ſich zu den bisher genoſſenen verhalten?"

„Kaum wie ein Drittel zu einem Ganzen," erwiderte Herr Plößl.

Im Laufe des Nachmittags kamen die Schweſtern heim.

„Es war ein trauriger, aber ein ſtolzer Tag," ſprach Johanna. „Mein Glaube an die Güte der Menſchen iſt neuerdings befeſtigt worden . . . Dieſer Graf! . . . Haſt Du bemerkt, wie ſein Benehmen gegen uns ſogleich viel freundlicher und ordentlich reſpectvoll wurde, als er vernahm, daß wir ins Unglück gerathen ſind? Und dieſer Herr Director, iſt das ein gewiegter, ſcharfſinniger Geſchäftsmann, und dabei wie theilnehmend und fürſorglich . . . Er hat ein goldenes Herz."

„Und ſeine Glatze glänzt wie Silber," verſetzte Eliſe.

„Wir haben unſer Geld verloren, aber einen alten Gönner erprobt und einen neuen Freund gewonnen," fuhr Johanna fort; „ſolche Erfahrungen kann man nicht theuer genug bezahlen."

„Beſonders, wenn man's hat," meinte die praktiſche Eliſe. „Wir haben es aber eigentlich nicht. Wir ſind jetzt arm."

„Thut nichts," entgegnete Johanna, völlig verzückt

vor Hoheit der Geſinnung. „Der fromme Maler, Fra Angelico da Fieſole, nennt arm ſein den Schatz, der vor vielen unnützen Bedürfniſſen ſicher ſtellt.“

„Er wird vermuthlich in ſeinem Kloſter mit Koſt und Kleidung verſorgt worden ſein und dort auch freies Quartier gehabt haben . . .“ Eliſe ſah ſich traurig um in der blanken Stube. „Wir — werden unſere liebe Wohnung verlaſſen müſſen.“

„Wer weiß!“ ſprach Johanna. „Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Hausfrau uns einen Theil des Miethzinſes erließe, ſobald ſie von unſerem Mißgeſchick erfährt.“

„Wie bringen wir aber das Uebrige herein?“

„Wir fangen wieder an, Lectionen zu geben.“

„Wenn wir Jemand finden, der ſie nimmt.“

„Der Herr Director empfiehlt uns ſeiner Familie.“

„Wenn er eine hat.“

„Der Herr Graf verwendet ſich zu unſeren Gunſten bei ſeinen zahlreichen Connexionen; es wird uns an Beſchäftigung nicht fehlen.“

„Aber vielleicht an der Kraft, ſie auszuüben. Wir ſind nicht mehr jung; wo iſt die Zeit, in der wir noch Fünfzigerinnen waren?“ warf Eliſe ein.

Alle ihre Bedenken jedoch vermochten nicht, Johannas Hoffnungsfreudigkeit und Zuverſicht zu erſchüttern. Den ganzen Abend baute ſie an ihren Luftſchlöſſern fort.

Am folgenden Morgen allerdings, als ſie die Couverts

mit den Obligationen aus der Caſſe nahm und, der Ordnung wegen, auch noch die erſt in ſechs Jahren fälligen Coupons dazu legte, da wurde ſie ſehr betrübt und weich, und die Schweſtern getrauten ſich nicht, einander anzuſehen auf dem dornenvollen Wege zur Bank.

Dort angelangt, erhielten ſie ſogleich Audienz bei ihrem huldreichen Beſchützer. Johanna überreichte ihm die Werthpapiere und bat ihn, mit denſelben nach ſeinem Gutdünken zu verfahren, während Eliſe mit nervöſem Kopfnicken ihre Zuſtimmung anzeigte.

„Das heißt ſo viel, als Sie ſind entſchloſſen zum Verkaufe?“

„Entſchloſſen,“ — „Entſchloſſen,“ ſprachen die Schweſtern nach einander.

Herr Plößl gab ſeinen Beifall zu erkennen, ſetzte ſich, öffnete das erſte Couvert, zog Obligation Nummer Eins hervor, — ſtutzte, ſagte lebhaft: „Nu!“ und griff nach Obligation Nummer Zwei. Das Verfahren erneute ſich bei dieſer und bei der dritten, nur daß die Miene des Herrn Directors immer erſtaunter, immer heiterer wurde, bis ſein Geſicht im Reflex des goldenen Herzens ſtrahlte, gleich einer Sonne in Taſchenformat.

„Ja, was wollen Sie denn?“ rief er, „Sie haben ja vortreffliche Papiere! . . . Sie haben ja die, welche ich für Sie kaufen wollte! . . . Aber bitte, — nehmen Sie Platz,“ fügte er ganz erſchrocken hinzu, als er die Damen erbeben und wanken ſah unter dem Eindrucke der unerwarteten Nachricht.

„Vortreffliche Papie . . .“ die letzte Silbe erſtarb auf Eliſens zitternden Lippen.

„Wie ich Ihnen ſage.“

„Iſt's möglich? O Gott!“ ſtammelte Eliſe, und Johanna, die bisher ſprachlos geblieben, legte die flache Hand auf die Bruſt, hob die Augen zum Himmel und ſeufzte ſelig: „Nein, dieſe Ueberraſchung . . . nein, — die wäre zu groß!“

„Sie werden ſich dennoch mit ihr befreunden müſſen,“ ſprach der Herr Director, war bereit, einen Eid auf ſeine Behauptung zu leiſten, und ſagte endlich, indem er nach der Uhr ſah und ſich leicht verbeugte: „Sie haben böhmiſche Papiere, aber nicht die entwertheten, ſondern gute, nämlich böhmiſche Grundentlaſtungs-Obligationen. Und ſomit empfehle ich mich Ihnen beſtens, meine Damen.“

Die ſonſt ſo überaus feinfühligen Fräulein verſtanden dieſen Wink trotz ſeiner Deutlichkeit nicht. Ihr Jubel hatte ſich durch Zweifelsnacht an den Tag gerungen und verlangte ſein Recht. Die Schweſtern fielen dem Herrn Director beinahe zu Füßen; ſie nannten ihn im Taumel einer Dankbarkeit, die er vergeblich als gegenſtandslos bezeichnete, ihren Wohlthäter, ihre Vorſehung. Unter Thränen der Begeiſterung ſtellten ſie feſt, daß er einer der erſten lebenden Geſchäftsmänner und der ſcharfſinnigſte Kenner in ſeinem Fache ſei.

Herr Plößl vermochte kaum, ſich Gehör zu verſchaffen, um den Damen den Antrag zu ſtellen, die verfallenen halbjährigen Coupons ihrer Obligationen ein-

löſen zu laſſen. „Dieſelben ſind nämlich noch nicht abgetrennt," ſagte er.

„O, o, — wie ſo?" fragten die Fräulein.

„Hingegen fehlen die Coupons von Mai 1890," bemerkte der Herr Director, und offenbar beſtrebt, die gute Meinung, welche die Damen von ſeinem Scharfſinne hegten, zu rechtfertigen, äußerte er die Vermuthung, jene Coupons dürften wohl irrthümlicher Weiſe anſtatt der richtigen abgeſchnitten worden ſein.

Die Betroffenheit, in welche Johanna durch die Aufſtellung dieſer, nur zu bald als richtig erkannten Hypotheſe verſetzt wurde, ging raſch vorbei, um neuen Ausbrüchen der Bewunderung und des Entzückens Platz zu machen. Ein Weilchen wiſperten die Schweſtern mit einander, dann traten ſie an den Director heran und flüſterten ihm die Bitte zu, die von ihm entdeckten Coupons zu Gunſten ſeiner Armen einzulöſen. Er proteſtirte auf das Ernſtlichſte, aber da wurden ſie höchſt aufgeregt, fochten mit den Händen in der Luft herum, hielten ſich die Ohren zu und wollten davonhuſchen.

„Ihre Obligationen!" rief Plößl, „meine Damen, was geſchieht mit Ihren Obligationen?"

„Bleiben in Ihrer Verwahrung!" — „Sind gut aufgehoben," erwiderten die Fräulein, und — fort waren ſie. Sie fühlten das Bedürfniß zum Grafen zu ſtürzen, um auch ihm ihren Dank und ihr Glück, beſonders aber den Ruhm ſeines Directors zu verkündigen. Unterwegs, in der freien Luft, verflog ihr Wonnerauſch ein wenig,

und als ſie an der Thür des Grafen anlangten, tippte Johanna zagend an den Schellendrücker, und beide Fräulein athmeten erleichtert auf, als es hieß: Niemand zu Hauſe.

Eine gewiſſe Verlegenheit, eine Art Beſchämung laſtete einige Tage lang auf den Schweſtern, doch machte ſie einem wahren Hochgefühle Platz, da ein großer Brief aus der Bank eintraf, der nichts Geringeres enthielt, als — nebſt den, leider doch ausbezahlten halbjährigen Intereſſen ihres Capitals — einen Depotſchein. Einen Depotſchein, den Damen direct zugeſtellt und im reinſten Geſchäftsſtyl abgefaßt. Die Schweſtern laſen und eine verſicherte der anderen, ſie verſtehe jedes Wort. Triumphirend hob Eliſe das werthe Schriftſtück empor und ſchwenkte es wie eine Fahne. Johanna ſah verklärten Angeſichts zu ihm hinan:

„Die Bank anerkennt unſer Guthaben, da ſteht's!“ ſprach ſie, „was wird Vetter Julius dazu ſagen? — wir erfahren Anerkennung von einer Bank!“

Comteſſe Muſchi.

1.

Schloß Sebenberg,
3. November 1882.

Die Treibjagden ſind vorbei, alle Gäſte abgereiſt. Wir langweilen uns wie die Möpſe, und ich habe Zeit, Dir zu ſchreiben, liebe Neſti.

Der arme Fred iſt auch fort.

Er war wieder furchtbar herzig und amüſant, obwohl er ganz unglücklich iſt.

Mir iſt leid um ihn, aber ich kann ihm nicht helfen. Sein Rahn im Gebirge trägt gar nichts, und man lebt nicht von der Luft, die freilich dort ſehr gut ſein ſoll.

Aber ich habe Dir etwas viel Intereſſanteres zu erzählen und will Dich gleich in milias res verſetzen. Lateiniſch, meine Liebe! kommt von milieu. Wo ich das aufgeſchnappt habe? — Gott weiß es. Ich bin halt ſchrecklich bildungsfähig, wie meine Gouvernante, die arme Nagel, die ich erzogen habe, heute noch behauptet.

Alſo: ſpitz die Ohren!

Wie ich geſtern die Briefmarken einſammle (für eine Million bekommt man wirklich ein chineſiſches Kind, es

iſt kein Aufſitzer, Du kannſt Dich d'rauf verlaſſen und mir ein paar Tauſend ſchicken, wenn Du ſie beiſammen haſt), ſeh' ich darunter eine würtembergiſche.

Wer ſchreibt uns denn aus Würtemberg, Mama? — „Das iſt ein Geheimniß," ſagt die Mama, und ich ſeh' ihr an, daß ſie d'rauf brennt, es auszuſchwatzen. Paar Minuten ſpäter weiß ich Alles.

In ſeiner Jugend hat Papa in einem Regiment mit dem Grafen Aich-Kronburg gedient. Beide haben ſich um dieſelbe reiche Erbin beworben, und der Schwabe hat ſie erobert, und Papa war der Erſte, der ihm dazu gratulirt hat. So ſind ſie Freunde geblieben. Und jetzt ſchickt der Dynaſt aus Schwabenland ſeinen Erbgrafen auf Reiſen, und der ſoll ſich in Sebendorf aufhalten und ſich bemühen, dem Papa und der Mama zu gefallen und am allermeiſten . . . Wem? hat ſie mich errathen laſſen und hat mich umarmt, wie die Mütter uns umarmen, wenn ſie hoffen, uns bald los zu werden.

Einen Schwaben alſo, denk Dir! — Wenn ich nur wüßte, wie er ausſchaut, ob er nicht gar zu große Füße hat, auf denen er am Nachmittag „zum Bier" geht mit ſeinen Beamten.

Nach dem Souper aber, mein Kind, da war es bei uns ſo, daß ich mir gedacht habe: und wenn er Elephantenfüße hat, ich nehm' ihn doch!

Ein Abend ohne Gäſte, wie er jetzt manchmal vorkommt in Sebenberg, iſt rein zum Auswachſen!

Papa redet ſich ein, daß er die Sportszeitung lieſt,

ſchläft aber. Mama ſtrickt ein weißes Umhängetuch mit Deſſins, gebildet durch die herabfallende Aſche der Esceptionales, die ſie immer im Munde führt. Der Onkel ſpielt Feſtung mit der Singlehrerin und die Tante löſt Silbenräthſel auf mit Fräulein Nagel. — „Das ſiebenundfünfzigſte Wort, Fräulein?“ — „Ein Dorf in Serbien.“ — „Mein Gott, in Serbien!“ — „Es fängt mit einem K an und endet mit einem E.“ — „Bitte um den Meyer.“ — „Ich habe ſchon nachgeſehen, da ſteht es nicht.“ — „Ich bitte alſo um den Ritter.“ — Und jetzt fallen ſie über den Ritter her.

Das iſt Tiſch Nr. 1.

Am Tiſch Nr. 2, am andern Ende des Saales, ſpielen „die Kleinen“ mit dem Erziehungsdepartement Pocherl, und ich ſitze auf dem Pouf allein, zwiſchen dem Alter und der Kindheit, wie Dido auf Naxos. Da war ich wieder gelehrt, Du mußt verzeih'n — die Langweile macht einen dumm.

Meine Dogge ſtreckt ſich und gähnt mich an: — Venez! ſag' ich ihr, gehen wir auf den Balkon, wir zwei. Vielleicht fliegt zu unſerer Unterhaltung eine Fledermaus vorüber. Kaum lehn' ich am Geländer, wer kommt nachgeſtiefelt? — Papa. Er lehnt ſich auch ans Geländer und ſagt erſt gar nichts. Auf einmal fängt er an: — „Du, Katz!“ — „Was Papa?“ — „Was machſt denn?“ — „Ich verhöre Fledermäuſe, Papa.“ Er lacht. — „Ich ſag' Dir was, aber plauſch nicht, hörſt?“ — „Nein, Papa.“ — „Wirſt nicht plauſchen?“

— „Nein Papa.“ Er droht mir mit den Augen: — „Auch nicht mit der Mama, verſtehſt?“ . . . . Darauf hin erzählt er mir die Geſchichte vom Erbgrafen.

Ich habe mich nur erkundigt, ob die Kronburgs Rennpferde halten. Papa weiß es nicht, glaubt aber eher Nein als Ja. O weh!

Deine

Muſchi.

2.

Schloß Sebenberg,
10. November 1882.

Liebe Nesti!

Sei nicht so ungeduldig; ich kann nicht den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen und Dir „berichten", was bei uns vorgeht. Wir sind nicht so weit, wie Du glaubst, von Gratulationen annehmen keine Rede, ich verbitte mir überhaupt alle Sentimentalitäten. Der „Bräutigam" — Du bist lächerlich, meine Liebe! heißt Karl, wie unser Kammerdiener, der seit seiner Anwesenheit immer beim Familiennamen gerufen wird. Er ist nicht so groß wie Papa, aber doch eher groß als klein, und hätte ganz hübsche Füße, wenn er nur besser chaussirt wäre. Aber er trägt Stiefel, an der Spitze so breit wie über den Ballen.

Angekommen ist er in so einer Art Waffenrock aus Tuch, den er sich vermuthlich eigens zur Reise hat machen lassen, der Arme! Bei welchem Schneider, muß ich erfahren, um alle meine Bekannten vor ihm zu warnen. Ein Unglück ist, daß er Handschuhe trägt wie

ein Weinreiſender, oder wie die Elegants in deutſchen Romanen . . . .

Du begreifſt, liebes Kind, daß ich noch total unentſchloſſen bin.

Was köſtlich iſt, das iſt die Liebenswürdigkeit Papas und Mamas. Die machen Geſchichten mit ihm — ich ſag' Dir, zum Platzen. Papa war ſogar am Abend ganz aufgekratzt, und er, den ſonſt an den Leuten nichts intereſſirt, als ihre Pferde und Hunde, hat eine große Fragerei angefangen, und ſich nach der Forſtwirthſchaft erkundigt, und ob ſie in Schwaben verpachten und ob ſie viel am Lande leben, und wie es mit der Jagd iſt, et. z. r. a. Das heißt: und ſo weiter. Aufrichtig geſtanden, habe ich mir nie merken können, wie man's ſchreibt.

Der Graf hat recht nett geantwortet, nur genirt er ſich noch und glaubt, daß er immer im Imparfait ſprechen muß, was highly affectirt herauskommt. Gegen neun Uhr hat es angefangen, recht fad zu werden, da iſt aber zu meiner allerangenehmſten Ueberraſchung Fred gekommen, mit ſeinem Bruder, und mit die zwei Hochhaus. Sie waren auf dem Wege nach Raigern zum Offiziersrennen, und haben um ein Nachtquartier gebeten. Ich habe gleich eine Circus-Production arrangirt, mir eine Viererpeitſchen kommen laſſen und zuerſt den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dreſſirten Vollbluthengſt Arabi. Es war zum Todtlachen, wie er über die Seſſeln geſprungen iſt und traverſirt und gewechſelt, und zuletzt mein Sacktuch mit den Zähnen vom Boden

aufgehoben hat. Dann hat die Nagel ans Klavier gemußt, und die vier Herren haben die Heroldsquadrille zum Beſten gegeben. Köſtlich waren ſie! So liebe Buben! Der kleinere Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Geſicht wie ein Pferd. Zuletzt iſt Fred ſeinem Bruder auf den Buckel geſprungen, und hat ſich präſentirt als Mlle Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn Du das geſehen hätteſt! . . . Die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweiſe Grüßen mit dem ſchiefen Kopferl — man kann ſich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama. Nur der Graf iſt ſo bockſteif geweſen, daß ich mir gedacht habe: Du kannſt mir geſtohlen werden, ich laſſ' Dich nicht austrommeln.

Das Schönſte an unſerer Renz-Production war, wie der Pips auf einmal genug bekommen hat von der Reitgerte der Pimpernelle, und zu Fleiß geſtolpert und hingeſchlagen iſt mit ſammt ſeiner Reiterin, daß alles geſcheppert hat.

Wir waren ganz echauffirt vor lauter Lachen, und ich habe zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponirt. Die ganze Geſellſchaft hat ſich um den Tiſch ſetzen müſſen, es iſt eine Schale voll geſtoßenen Zucker gebracht worden, und Einer nach dem Andern hat ſeine Naſe hineingeſteckt. Wie das fertig war, hab' ich kommandirt: Eins, zwei, drei! und jetzt hat Jeder ſich eine Rieſenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von

ſeinem Naſenſpitzl abzulecken . . . Wer's zuerſt getroffen hat, der hat gewonnen . . . Nein, mein Kind, was für Grimaſſen wir da geſchnitten haben, und wie die gute Nagel indignirt war und doch hat mitlecken müſſen, — das kann ſich Niemand vorſtellen, der nicht dabei geweſen iſt.

Im Anfang war der Papa Sieger, dann Kuni Hochhaus, dann ich — und nur Fred iſt bis zuletzt durchgefallen, mit ſeinem hübſchen aufgeſtülpten Naſerl. Er war ſchon ganz fuchtig, der Arme! Er iſt ſo ein guter kleiner Kerl!

Deine

Muſchi.

3.

Schloß Sebenberg,
19. November 1882.

Sauf votre respect, meine Beſte, Du biſt pedantiſch wie ein alter Blauſtrumpf. Mach nur ſo fort, und Du wirſt total ſchofel, und fangſt noch an, Romane zu componiren in die Zeitungen.

Ich habe Dir keine Perſonsbeſchreibung von ihm gegeben? Na wart', ich will ihn um ſeinen Paß bitten. Da wirſt Du leſen: Blaue Augen, blonde Haare, röthlichen Schnurrbart, Wangen und Kinn raſirt, Mund, Stirn, Naſe regelmäßig. Weißt Du jetzt was? Du weißt gerade ſo viel wie früher. Plump? — Nein, plump iſt er nicht. Seine größte Schönheit ſind ſeine Ohren, die ſind klein, fein eingeſäumt, dicht angewachſen. Und die Gemüthsart? Ueber die ſoll ich auch etwas ſagen? Je nun, eine gute Gemüthsart, ein biſſerl ſtill, mit einem Stich ins Altväteriſche. Aber ich will ihn ſchon moderniſiren, den Armen. Ich hab' ihm neulich geſagt, daß ſich die Herren bei uns alle Jahr wenigſtens ein Paar Anzüge aus England kommen laſſen und auch ihre ſeidenen

Strümpfe, und daß ein ſchlecht angezogener Mann in der Welt unmöglich iſt. „Wieſo?“ hat er gefragt, — „erklären Sie mir das.“ Dieſe Naivetät hat mich geärgert, und ich habe geantwortet: „Das braucht man nicht zu erklären, es verſteht ſich ſchon von ſelbſt.“ — „Himmel, ruft er, wenn es Kleider ſind, die uns in der Welt möglich machen, wie hoch müſſen wir den halten, der ſie verfertigt! Man ſollte eigentlich nie anders erſcheinen, als Arm in Arm mit einem berühmten Schneider. —“

Haſt Du ſchon einmal etwas ſo Dummes gehört? ſag's aufrichtig.

Geſtern haben wir Haſen gehetzt. Ich auf meinem Harras war weit voraus, hab' mich übrigens um die ganze Jagd nicht geſchoren, bin nur ſo weiter galoppirt, dem Sturm gerad' entgegen, was ich ſo gern thu', da kommt ein kleiner Graben, und mein Eſel von einem Pferde, hang it! macht einen Satz, als ob's über eine Hürde ging, und ich — ich Neſti — ich — flieg herunter.

Da lieg ich, und der Harras ſteht und ſchnauft mich bös und wildfremd an. Er kennt mich nicht, er glaubt nicht, daß ich's bin, er will ſchon ausreißen, und ich kann nach Haus zotteln zu Fuß . . . Neſti, mir hat das Herz geklopft . . . Langſam bin ich aufgeſtanden, daß er nicht erſchreckt, und habe immer mit ihm geſprochen: „Haraſſerl, bleib' da, es war ja nur ein Spaß, Haraſſerl“, und wie er mich wieder anſchnauft, erwiſch' ich glücklich den Zügel und ſchau' mich um und ſeh keinen Menſchen. Gott ſei

Dank! denk ich mir, führe den Harras in den Graben und will ſchon auffitzen — da bricht er aus und iſt nicht zum Stehen zu bringen, denn warum? Er hört den Galopp von einem Pferd, und richtig, muß der Kuckuck den Grafen daher ſchmettern. — „Was iſt geſchehen, Gräfin?“ fragt er. — „Nichts,“ antworte ich und wende mich ab, damit er nicht ſieht, wie ich roth werde. — „Ich habe mir nur etwas am Sattel gerichtet.“ — „All right?“ — „All right.“ Er ſpringt vom Pferd, und ohne ein Wort zu ſagen, ſtreckt er die Hand aus, und ich ſtelle den Fuß hinein und laſſe mich in den Sattel heben, laſſe mir auch die Falten vom Reitkleid richten und habe immer noch keine Idee, ob er weiß, was mir paſſirt iſt. Endlich zieht er ſein Sacktuch aus der Taſche und fangt an mich abzuſtauben, und jetzt erſt bemerke ich, daß ich voll Erde bin, von der Schulter bis zum Rockſaum.

Du kannſt Dir denken, wie mir war.

Gut alſo! — Der Graf ſteckt ſein Sacktuch wieder ein und ſitzt auf, und ich geb' dem Harras Eins hinauf, und ſpring ihn fünfmal nach einander hin und her über den Graben. Aber nicht da, wo er ſchmal und trocken iſt, ſondern weiter, wo er breit iſt, und mit Waſſer gefüllt.

Dann reiten wir zuſammen ganz ruhig dem Papa entgegen. Lange hat's gebraucht, bis ich mich habe entſchließen können, zu reden: doch hat's ja ſein müſſen, ſonſt wäre ich den ganzen Tag nicht aus der Unruhe heraus gekommen. So habe ich denn geſagt: „Ich bitte

Sie, ſagen Sie Niemandem, daß ich vom Pferd gefallen bin."

Er hat geſchmunzelt: „Mein Wort darauf, ich verrathe Sie nicht."

Da waren wir einen Moment ganz gute Freunde, und ich habe mir wirklich ſchon überlegt — ob ich ihn nicht vielleicht doch nehmen ſoll. Es hat aber nicht lang' gedauert, und jetzt iſt mir der ganze Menſch zuwider . . . Liebes Kind, er iſt ein alter pedantiſcher deutſcher Schulmeiſter . . . Höre nur zu . . .

Wir kommen zur Remiſe, da raſchelt's drin, kniſtert, und unten durch die Sträucher ſeh' ich ein paar kleine bloße Füße. Ein Holzdieb! . . . Hei! das iſt etwas für mich — den erwiſch' ich! . . . Ich gebe dem Grafen einen Wink, ſtehen zu bleiben, und ſpreng' hinüber zu dem Durchſchlupf, den das Geſindel ſich im Holz gemacht hat . . . Dort paß' ich auf . . . Richtig — nicht lang und mein lieber Spitzbub kriecht heraus, und zieht einen ganzen Pack Reiſig hinter ſich her . . . Er guckt, ſieht mich, ſchreit wie ein Has' und rennt, was er kann, dem Dorf zu. — Ich ihm nach, hab' ihn natürlich gleich, bück' mich, reiß ihm ſein Mützel herunter und ſag' ihm, er ſoll ins Schloß kommen ſich's holen. Jetzt hat er die Geſchichten gemacht, die man kennt, geflennt, gebettelt, ſich niedergekniet, bis mich's gelangweilt hat, und ich ihm endlich ſein Mützel ins Geſicht geworfen hab' . . . Und was hat er dann gethan? Eine lange Naſe hat er mir gemacht, war auch noch ſo frech, ſein Bündel aufzuheben

und damit Reißaus zu nehmen. Ich hab' ihm wirklich nachſetzen, und ihn durchwichſen wollen, aber da iſt der Graf daher geritten mit einem ellenlangen Geſicht und hat die Impertinenz gehabt, mir zu ſagen: „Sie ſind ja ein vortrefflicher Waldhüter.“ — „Wird bei Ihnen der Wald vielleicht nicht vor Diebſtahl behütet?“ habe ich ihn gefragt. — „O ja“, hat er geantwortet, „nur überlaſſen wir dieſe, doch eigentlich untergeordnete Beſchäftigung, unſeren Hegern.“

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, finde ich die Antwort nicht einmal gar ſo grob, aber wie er mich dabei angeſchaut hat, und daß ich mir ſo dumm vorgekommen bin — — —

Deine

Muſchi.

Sie, ſagen Sie Niemandem, daß ich vom Pferd gefallen bin."

Er hat geſchmunzelt: „Mein Wort darauf, ich verrathe Sie nicht."

Da waren wir einen Moment ganz gute Freunde, und ich habe mir wirklich ſchon überlegt — ob ich ihn nicht vielleicht doch nehmen ſoll. Es hat aber nicht lang' gedauert, und jetzt iſt mir der ganze Menſch zuwider . . . Liebes Kind, er iſt ein alter pedantiſcher deutſcher Schulmeiſter . . . Höre nur zu . . .

Wir kommen zur Remiſe, da raſchelt's drin, kniſtert, und unten durch die Sträucher ſeh' ich ein paar kleine bloße Füße. Ein Holzdieb! . . . Hei! das iſt etwas für mich — den erwiſch' ich! . . . Ich gebe dem Grafen einen Wink, ſtehen zu bleiben, und ſpreng' hinüber zu dem Durchſchlupf, den das Geſindel ſich im Holz gemacht hat . . . Dort paß' ich auf . . . Richtig — nicht lang und mein lieber Spitzbub kriecht heraus, und zieht einen ganzen Pack Reiſig hinter ſich her . . . Er guckt, ſieht mich, ſchreit wie ein Has' und rennt, was er kann, dem Dorf zu. — Ich ihm nach, hab' ihn natürlich gleich, bück' mich, reiß ihm ſein Mützel herunter und ſag' ihm, er ſoll ins Schloß kommen ſich's holen. Jetzt hat er die Geſchichten gemacht, die man kennt, geflennt, gebettelt, ſich niedergekniet, bis mich's gelangweilt hat, und ich ihm endlich ſein Mützel ins Geſicht geworfen hab' . . . Und was hat er dann gethan? Eine lange Naſe hat er mir gemacht, war auch noch ſo frech, ſein Bündel aufzuheben

und damit Reißaus zu nehmen. Ich hab' ihm wirklich nachſetzen, und ihn durchwichſen wollen, aber da iſt der Graf daher geritten mit einem ellenlangen Geſicht und hat die Impertinenz gehabt, mir zu ſagen: „Sie ſind ja ein vortrefflicher Waldhüter.“ — „Wird bei Ihnen der Wald vielleicht nicht vor Diebſtahl behütet?“ habe ich ihn gefragt. — „O ja“, hat er geantwortet, „nur überlaſſen wir dieſe, doch eigentlich untergeordnete Beſchäftigung, unſeren Hegern.“

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, finde ich die Antwort nicht einmal gar ſo grob, aber wie er mich dabei angeſchaut hat, und daß ich mir ſo dumm vorgekommen bin — — —

Deine

Muſchi.

4.

Schloß Sebenberg,
28. November 1882.

Wir ſind wieder gut zuſammen. Wir ſind gut worden durch meine jungen Rattler und durch das chineſiſche Kind. Du mußt wiſſen, meine Liebe, daß Papa ſeit der Ankunft des Grafen ganz curios iſt. Er, der mir ſchon, wie ich ſechs Jahr alt war, ein Poni geſchenkt und mir erlaubt hat, Hunde zu haben, ſo viele ich will, rumpelt mich jetzt alle Augenblicke an: — „Weißt denn von nix zu reden als von die Pferd? . . . Wenn ich nur wüßt, — wo Die die Paſſion für die Hund' her hat!" . . . Und die Mama ſagt: — „Die Muſchi muß halt alles übertreiben," — und ſteckt ſich eine Cigarre ins Geſicht, die neunte ſeit dem Frühſtück. Ich zähl' ſie manchmal per Spaß. Das End' vom Lied war, daß Papa, wie meine Pinkerl jetzt ins Wochenbett gekommen iſt, gedroht hat, er wirft die Jungen beim Fenſter hinaus, wenn er ſie im Schloß ſieht. Da iſt mir alſo nichts übrig geblieben, als die ganze Wirthſchaft in der Bibliothek zu etabliren. Dorthin kommt nie eine Seele, und die Hunderln bleiben doch in meiner Nähe.

Sie ſind zum Freſſen herzig und wohnen excellent in ihrem Korb unter dem Tiſch, der vor dem Kamin ſteht, und über den der Teppich bis auf den Boden herunter hängt. Dreimal im Tage beſuche ich die Alte und bring' ihr eine Milch.

Heute früh große Freude. Zwei Hunderln machen ſchon die Augen auf. Ich gratulire ihrer Mama und ſage: Iſt's nicht gefällig Bewegung zu machen, Sie Faulpelz Sie! Auf, auf! — Aber die Pinkerl reckt ſteife Haxeln und fangt an zu bellen . . . Und ich in Todesangſt, pack' ihre Schnauze und halte ſie ihr feſt zu und drohe ihr: — Sei ſtill, ſonſt ſind deine Jungen hin!

Im ſelben Moment lacht Jemand und wünſcht mir einen guten Morgen . . . Du weißt den Fauteuil im Fenſter, der ſeine große Lehne dem Kamin zukehrt. Auf dem kniet der Graf, ſtützt die Arme auf die Lehne und ſchaut heraus wie aus einer Loge.

Hol Dich Dieſer und Jener, Du Polizeiſpitzl! habe ich mir gedacht, und die folgende Converſation hat ſich entſponnen:

Ich: Wie ſind denn Sie hereingekommen?

Er: O ich war lange vor Ihnen da.

Ich: So? und was haben Sie da gemacht?

Er: Ich habe geleſen.

Ich: — Geleſen? . . . Wenn Sie glauben, daß ich mir ſolche Bären aufbinden laſſe, irren Sie ſich.

Er: Mich wundert Ihr Zweifel. Warum ſoll ich nicht geleſen haben?

Ich: An ſo einem Tag? Wenn man auf die Jagd reiten könnt? — da müßt' man doch Tinte geſoffen haben.

Er. (Springt vom Fauteuil herab und kommt auf mich zu mit einem zuwidern Geſicht): Ihre Meinung von dem Vergnügen, das man aus Büchern ſchöpft, ſcheint ſehr gering zu ſein.

Ich: Darauf können Sie Gift nehmen.

Er. (Sein Geſicht wird immer zuwiderer): Um keinen Preis! dazu iſt mir mein Leben viel zu lieb.

Ich: Mein Ehrenwort — Sie riskiren nichts.

Er. (Wie ein alter Profeſſor, der examinirt): Sie befaſſen ſich wohl nur wenig mit Leſen.

Ich: Juſt ſo viel als nöthig zur Abbüßung meiner Sünden und zur Uebung im Engliſchen.

Er. (Mit einer Art väterlicher Fürſorge, die mir lächerlich vorkommt, und mit einer Strenge, die mich ärgert): Und im Franzöſiſchen üben Sie ſich doch auch?

Ich: Auch.

Liebes Kind, ich bin roth geworden, weil mir das gewiſſe Buch eingefallen iſt, das mir Fred im vorigen Winter verſchafft hat, und aus dem ich nicht einmal Dir hab' erzählen wollen, ſo ſchön Du auch gebeten haſt.

Er. Sie kennen die neuen Pariſer Sittenſchilderungen?

Ich. (Schon recht ungeduldig): Ich könnt' ſagen nein, und Sie würden mir glauben, aber mich langweilt's zu lügen, und ich ſage ja, weil ich ein ehrlicher Kerl bin.

Er. (Schaut mich an, eine ganze Weile; gar nicht mehr bös, aber ordentlich traurig und brummt): Schade! ... Ehrlicher Kerl ist übrigens prächtig. . . . Sagen Sie mir, lieber Freund . . . verzeihen Sie! ich wollte sagen, verehrte Gräfin, lesen Sie nie ein deutsches Buch? es giebt deren wunderschöne.

Ich: Von Goethe und Schiller — o, ich weiß . . .

Nesti, eine ungeheure Langweile hat mich angegähnt — ich habe uns schon sitzen sehen, wie das junge Ehepaar auf den Vignetten der illustrirten Zeitungen. Er — vorlesend, natürlich aus dem Schiller, ich, „sinnig lauschend", schmiege mich an seine Schulter, und das Bébé auf dem Arm eines „Mädchen für Alles", das blättert schon in einem Family-Goethe . . .

Wenn er sich unsere Häuslichkeit vielleicht so vorstellt, habe ich mir gedacht, das will ich ihm gleich austreiben, und wie er sehr empressirt fragt: „Sie kennen Goethe und Schiller?" antworte ich resolut — „Peuh! mit dem Klassischen lassen Sie mich aus, ich habe immer gehört, daß der Goethe unmoralisch ist, und der Schiller, der ist mir doch gar zu geschwollen."

Enfoncé! ein für allemal! Wir haben dann von anderen Sachen gesprochen, hauptsächlich von den Rattlern, die er „reizend" findet, und geschworen hat, nicht zu verrathen. Auch war er recht nett, wie ich ihn gebeten habe, Briefmarken für mich zu sammeln. Es hat freilich eine Weile gedauert, bis er begriffen hat, was ich damit will, und daß man sie nach China schickt, wenn man

eine Million beiſammen hat, und dafür ein Kind kaufen kann. „Und was wollen Sie mit dem Kinde anfangen?“ hat er gefragt. Ich habe ihm erzählt, daß ich es taufen laſſen werde und erziehen zu einem kleinen Bedienten, der bei Tiſch hinter meinem Seſſel ſteht in einem gelben Kleid, und mit einem langen Zopf und mir die Teller wechſelt.

Der Graf hat ſehr gelacht (man muß ihn gern haben, wenn er lacht) und mir die Hand tüchtig geſchüttelt und geſagt — gut denn! dabei will ich mithelfen, das iſt wenigſtens eine ideale Beſtrebung. Addio.

Deine

Muſchi.

5.

Schloß Sebenberg,
6. December 1883.

Du kannſt mir's hoch anrechnen, daß ich Dir heute noch ſchreibe, es iſt zwei Uhr, und ich bin hundsmüd'. Ach, meine Liebe, was giebt's bei uns für eine Hetz! Der Fred und die andern Herren ſind von Raigern zurückgekommen und haben einige Offiziere mitgebracht. Die alte Aarheim mit ihren vier Töchtern iſt auch da, und der Teich iſt dickgefroren, und der Schnee liegt klafterhoch.

In der Früh ſind wir im Stall und auf der Reitſchul, nach dem luncheon kutſchiren wir im Schlitten herum und laufen auf dem Eis, am Abend ſpielen wir kleine Spiele oder tanzen, oder ruhen uns auch nur aus. Coclo kokettirt, was Zeugs hält, mit dem Grafen (ich lache mir im Stillen den Buckel voll). Mitzi hat noch immer ihre unglückliche Liebe für Fred, und die Kitzi und der Pips, die ſetzen's durch, die kriegen ſich. Was ſollen die Eltern anfangen, wenn die Kinder nicht nachgeben? Ein Unſinn freilich ſo eine Rittmeiſters-Menage.

Mein Guſto wäre das nicht, aber die zwei Narren antworten auf jede vernünftige Vorſtellung, daß ſie ſich lieben. Als ob es einen dümmeren Grund geben könnte, einander unglücklich zu machen.

Der Graf ſticht von den anderen Herren kaum mehr ab. Er macht alles mit, ſeine Faxen und tiefen Komplimente hat er aufgegeben, er wird noch ganz tschink werden, — und Du mußt wiſſen, meine Liebe, ich habe mich entſchloſſen — ich nehm ihn.

Fred, der natürlich gleich weg gehabt hat, was der Beſuch des Grafen heißen ſoll, benimmt ſich ſo geſcheit, daß man ihn gar nicht genug loben kann. Er iſt halt ein braver Menſch. Du erinnerſt Dich, wie er im vorigen Faſching für mich montirt war, und doch — damals kein Wort, das mir hätte das Herz ſchwer machen können, und jetzt auch nicht.

Heute früh longire ich ein Fohlen, Fred führt die Peitſche und ſagt: — „Wie gefällt Ihnen der Graf? mir gefällt er. Er hat eine Million Mark alle Jahre. „—“ Und nicht einmal einen Rennſtall,“ ſag' ich. D'rauf hat er mich angeblinzelt mit ſeinen pfiffigſten Augen und geantwortet: — „Das wird bald anders werden. — Wenn Sie dann einen Master first rate brauchen, denken Sie an Ihren Freund in Rahn im Gebirge . . .“

Ich glaub's, daß ich an ihn denken werde! Er ſoll der Erſte ſein, den ich nach Schwaben einlade, daß er mir die Leute dort tüchtig aufmiſcht.

Good night, Neſterl, ich ſchlaf ſchon . . . den Mo-

ment war ich noch munter, aber jetzt' hab ich an die vortreffliche Clara Aarheim gedacht, und der Gähnkrampf iſt da . . . „Meine unelegante Tochter," wie die Alte ſie nennt, weil ſie ſich nicht mehr genirt und ſchon die Hoffnung aufgegeben hat, ſie anzubringen, „meine unelegante Tochter" iſt fader denn je. Die könnt einen Major heirathen, meinetwegen einen von der Infanterie, die lebt von der Gage! . . . Sie will heuer nicht mehr in die Welt gehen, ſie findet dort kein Vergnügen. Das wird wohl heißen — keine Tänzer. Sie ennuyirt ja alle Leute mit ihrer Maulſperre und ihrem ewigen Rothwerden.

Sie ennuyirt auch den Grafen, der mit ihr gar nicht ſo luſtig iſt wie mit uns . . . Uebrigens behauptet er, daß ſie ſchön iſt. Ja, ein Bild ohne Gnaden; ich mag dieſen genre nicht, er erinnert an die Statuen, bei denen wir mit niedergeſchlagenem Blick vorbeizugehen haben, in Gegenwart der Mamas . . . die armen Mamas! wenn die wüßten, was wir wiſſen! . . . . Stell' Dir vor, daß der Graf auch boshaft ſein kann, er hat die Clara ſteigen laſſen vor uns Allen, und ſie unbändig gelobt über ihre Reiterei. Wir haben uns gewunden vor Lachen, und ſie hat ſich geſchämt, ach geſchämt! . . . und ich bin aufgeſprungen, hab' ein Buch in die Hand genommen und ernſthaft geſagt: „Ich werde die Ehre haben vorzutragen ein Couplet," und habe geſungen: „Nur langſam voran, nur hübſch langſam voran, daß ſie uns nur ja nicht herabplumpſen kann —."

Gute Nacht, ich fall' um, mein Abendgebet werd' ich erſt morgen früh machen . . . Und, denk' Dir, der Graf hat geſagt: „Sie haben eine charmante Stimme, wie ſchade, daß Sie nicht ſingen lernten . . .“

Ueber dem „lernten“ bin ich geſtern eingeſchlafen, die Feder iſt mir aufs Papier gefallen, und Du bekommſt einen Brief mit Schweinderln garnirt.

Ich hab' Dir noch etwas Köſtliches zu erzählen von der edlen Clara. Sie ſchwärmt für den Grafen, und er hat mir geſtern eine Predigt gemacht. — Mit dieſem — ach, ein Schwung war in dem „dieſem“, und ihre Augen ſind in bengaliſchem Feuer geſtanden — mit dieſem Mann ſollteſt Du doch anders umgehen, liebſtes Herz! Du ſollteſt doch mit ihm nicht dieſelben Geſpräche führen, wie mit Deinem Snobs. Du gefällſt ihm, das ſieht man, und wie ſollte es auch anders ſein? aber man ſieht doch auch wieder, daß er manchmal förmlich erſchrickt über Deine Reden und Manieren . . .

Und jetzt iſt ſie losgegangen gegen die Stallpaſſion, die Jockey-Ausdrücke und gegen die Frivolität und die Leſeſcheu und die Denkſcheu, und was weiß ich! . . . Ich bin by Jove! keine Stubenmädelnatur, alles was der Uebelnehmerei gleich ſieht, iſt mir ekelhaft, wie ſie mir aber die Sachen ſo herunter geputzt hat, die mir lieb und theuer ſind, da iſt meine Geduld — ſie war von jeher fadenſcheinig — wurzab geriſſen. Ich hab' ihr zuerſt eine Grobheit geſagt, und dann, ſie ſoll ſich heimgeigen laſſen. Da hat ſie genug gehabt, und iſt

abgezogen wie ein begoſſener Pudel. — Und ich habe mich gleich in der erſten Furie hingeſetzt und habe ſie gezeichnet, wie ſie thront in ihrer Näh- und Strickſchule, die ſie ſich zu Haus eingerichtet hat. Unter jedem Arm hat ſie ein Buch und in einer Hand eine Ruthe, und in der andern einen Strumpf — ohne Zwickel. Und auf der Naſe, die ausſieht wie ein Trampolin, tanzt ihr ein kleinwinziges Schulkind herum. Im Salon habe ich die Carricatur courſiren laſſen, und Jeder hat, verſtohlen natürlich, gekichert, und die Nagel hat das neue Malheur deplorirt, wär' aber bei einem Haar herausgeplatzt. Die Clara ſelbſt, der hat das Bild den größten Spaß gemacht, was gar nicht meine Abſicht war, und der Graf war ganz erſtaunt über mein Talent und hat mich verſichert, daß es ſehr zu beklagen iſt, daß ich nicht zeichnen gelernt habe. Den Reſt des Abends hat er ſich der Clara gewidmet — und mit ihr geſprochen — vermuthlich über ihre Nähſchule, der Arme!

Deine

Muſchi.

Ich mache meinen Brief wieder auf, um Dir anzukündigen, daß mich der Graf um eine „Unterredung" gebeten hat. Jetzt wird's Ernſt. Die Eltern ſind ſelig. Ich telegraphire Dir, wann die Verlobung deklarirt werden darf.

6.

Schloß Sebenberg,
28. December 1883.

Ja, meine Beſte, wir kommen bald nach Wien, und ich freue mich damiſch, Dich wiederzuſehen. Ich freue mich auch auf den Faſching, — ſchad', daß er heuer ſo kurz iſt, man wird nicht ſich einmal austanzen können, und ich habe rechte Luſt, mich wahnſinnig zu unterhalten. Leider wird Fred nicht da ſein, er bringt den Winter in Old-England zu, hat dem Papa neulich von dort geſchrieben und ſich entſchuldigt, daß er keinen Abſchiedsbeſuch gemacht hat. Papa iſt bös', weil ihn Fred beim letzten Pferdshandel übers Ohr gehaut hat — als ob das . . .

Gerade kommt Dein Brief, der dritte, in dem Du mich mit Fragen bombardirſt. Begreif doch endlich, daß ich Dich hab' anlaufen laſſen! Wie kannſt Du nur denken, daß ich mich nach Schwaben ſetzen werde, wo die Herren Hausväter ſind aus Beruf, und die Frauen Socken flicken aus Ueberzeugung . . . Eine Unterredung haben wir freilich gehabt, der Graf Karl und ich, aber ganz anders war ſie, als Du Dir einbildeſt.

Er hat damit angefangen, daß ihm der Aufenthalt bei uns unvergeßlich ſein wird, daß er ganz neue Eindrücke empfangen, eine ganz neue Welt kennen gelernt hat.

„Dafür, daß ſie Ihnen ganz neu war, haben Sie ſich recht prompt hinein geſchickt," habe ich ihm geantwortet.

„Kein Wunder, wenn man einen ſolchen Führer hat, wie Sie, ein ſolches Vorbild in allen ritterlichen Künſten und Uebungen."

„Soll das vielleicht ein Witz ſein?"

„Durchaus nicht, ich kehre reicher als ich kam zu meinen Penaten zurück."

„Wohin?"

„Zu meinen Hausgöttern."

„Aha!"

Darauf iſt die „Unterredung" in eine Stockung gerathen, ich habe ſie aber wieder in Gang gebracht mit der Frage, worin der Gewinn beſteht, den er bei uns gemacht hat.

„— In einem Freunde!" hat er ausgerufen, „einem jungen, lieben, verläßlichen Freunde, der ſich Gräfin Muſchi nennt."

„Pardi!" ſage ich, und er nicht faul, ergreift meine Hand, wird feuerroth, und ſeine Stimme wackelt.

„Einen Freund, auf deſſen Hülfe und Unterſtützung ich zähle in der wichtigſten Stunde meines Lebens."

„Was iſt das für eine Stunde?"

„Diejenige, die über das Wohl oder Weh aller, die

für mich noch kommen ſollen, entſcheidet . . . diejenige, in der Sie die Gnade haben wollten, anzufragen bei —", und jetzt iſt ihm die wackelige Stimme ganz umgekippt.

„Bei wem ſoll ich anfragen? Bei mir ſelbſt vielleicht?" rutſcht es mir heraus . . . aber zum größten Glück hat er in ſeiner Agitation von dieſer bévue nichts gemerkt, ſondern geantwortet:

„Bei Gräfin Clara Aarheim."

Da muß ich rieſig verdutzt dreingeſchaut haben, weil er gerufen hat:

„Sie ſind nicht einverſtanden? . . . Es iſt zu ſpät? Gräfin Clara iſt nicht mehr frei?"

Neſti, jetzt iſt mir ein Seifenſieder aufgegangen, und ich habe geſagt: „What a sell!" worüber der arme Graf Karl in neue Beſtürzung gerathen iſt und mich beſchworen hat, aufrichtig zu ſein und ihm nur zu geſtehen, daß er ſich die Sache aus dem Kopf ſchlagen muß . . . Es wäre ja auch ein Wunder geweſen, wenn ein Kleinod, wie die Clara, nicht ſchon längſt einen Bewerber gefunden hätte, und daß er ein Thor geweſen iſt, auf ein ſolches Wunder zu hoffen.

„Chineſer!" denk' ich und ſage: „Gar kein Thor! Ich kenn' die Clara auswendig. Der hat noch nie Jemand die Cour gemacht."

„Iſt's wahr? Iſt's wahr?" . . . (Er küßt mir ſtürmiſch die Hand.) „Und ſie? intereſſirt ſie ſich nicht etwa für Jemand . . ."

„Keine Spur! ſo unpraktiſch wird man doch nicht

ſein, ſich für Leute zu intereſſiren, die ſich nicht um einen kümmern. Das giebt's nicht."

Er hat tiefmächtig aufgeſeufzt: „Sie ahnen nicht, weſſen ein Mädchen fähig iſt, das zu Ihren Kreiſen gehörend, den Muth hat, unelegant zu ſein."

„Mit dem Muth laſſen Sie mich aus, er ſieht dem wirklichen ſo ähnlich, wie der Galgenhumor der guten ehrlichen Luſtigkeit."

— „Ich weiß doch nicht, es kann ja einen höheren Standpunkt geben, als den Ihrer Welt."

„Das iſt der Troſt für Alle, die aus ihr ausgeſchloſſen ſind."

„Gönnen Sie ihn den Armen, die müßten ſonſt verzweifeln," ſagt er, lacht mich gutmüthig an, und auf einmal iſt er wieder daſig worden und hat mir nicht genug recommandiren können, unvermerkt aus der Clara herauszuquetſchen, ob er ihr nicht unſympathiſch iſt.

Ich habe ihm geantwortet, daß ich mir die Müh' erſparen kann, und daß keine Rede iſt von unſympathiſch ſein.

— „Und Sie glauben, ich dürfte hoffen, mit der Zeit . . ."

— „Mit der Zeit? heute, wenn Sie heute anfragen."

— „Gräfin!"

„— Was wundert Sie denn ſo? Es wird der Clara nicht einfallen, Ihnen einen Korb zu geben. Wann hätte die ſich's träumen laſſen, daß ſie eine Partie machen wird, wie Sie eine ſind?"

„Ach — Partie?“ wiederholt er ganz breitgeſchlagen — „wenn nur darum . . . Tiefer konnten Sie mich nicht entmuthigen, als Sie es mit dem einen Worte thaten.“

Aus lauter Entmuthigung hat er dann eine Maſſe geredet von Liebe, Verſtändniß, Uebereinſtimmung der Charaktere, und daß in der Ehe gar nichts ſo wichtig iſt, wie dieſe Sachen. — Ein armer Teufel, der nichts Gutes kennt, und der vom Werth des Geldes keine Idee hat, hätte nicht anders ſprechen können.

Schrecklich ſonderbar! es iſt mir nicht wie ein Unſinn vorgekommen, wenigſtens nicht die ganze Zeit; es waren Momente, in denen ich gedacht habe, vielleicht hat er wirklich nicht ſo Unrecht, vielleicht kommt es wirklich mehr darauf an, daß die Menſchen, als daß die Verhältniſſe zu einander paſſen. (Freilich färben halt die Verhältniſſe gar ſo ab auf die Menſchen, die in ihnen ſtecken!) Und weiter habe ich mir gedacht: — Du biſt gut und geſcheit, und ich bin nicht bös und nicht dumm, warum ſollten wir zwei nicht zu einander paſſen? . . . Wer weiß, ob ich Recht habe, dir da den Freiwerber bei der Clara zu machen. Aber dieſe Anwandlung iſt gleich vergangen, ich habe mir die Glückſeligkeit der Clara vorgeſtellt, und was für ein Jux es ſein wird ſie zu fragen, ob ſie den Grafen will? habe mich auch an alle die Streiche erinnert, die ich ihr ſchon geſpielt habe, und an ihre ſchlecht belohnte Freundſchaft für mich, und habe meine biedere Rechte ausgeſtreckt und geſagt: „Top!

ſchlagen Sie ein. Ich hol' Ihnen die Erlaubniß, ſich das Jawort zu holen. Alles in Allem genommen, die Clara paßt zu Ihnen, ſie hat immer geſagt, daß man beim Heirathen mehr auf den Bräutigam ſchauen ſoll, als auf den unnummerirten Fiaker."

Meine rothen Sportshände ſind ſchon oft geküßt worden, aber ſo brennheiß, wie damals vom Grafen, doch noch nie.

Genug Neſti: Alles war köſtlich. Die Perplexität der Clara ungeheuer, und wie ſie zuerſt nein geſagt hat aus Demuth und Discretion; und wie der Graf dann erſt recht ins Zeug gegangen iſt und geſchworen hat, man könne überhaupt nur Eine heirathen, die Einen nicht nimmt. Die Wonne der Caſa Aarheim mal' Du Dir nur ſelber aus. Weniger heiter waren meine Alten. Die Mama hat an dem Tag ihrer neunzehn gedampft. Und der Papa hat mich angeſchnauzt:

„Du, Katz'!"

„Was Papa?"

„Du biſt eine Gans."

„Familiengeheimniß, Papa! Wenn Du's verratheſt — Dein eigener Schaden."

Vor drei Tagen iſt der Graf nach Hauſe gereiſt, um alles zum Empfang der jungen Frau herrichten zu laſſen, die er ſich im Faſching abholen kommt. Bald nach ihm ſind die Aarheims abgefahren . . .

Beim Abſchied des Brautpaares war, Gott ſei Dank, keine Flennerei. Sie ſind lang geſtanden, Hand in Hand,

und er hat ſie angeſchaut, als ob er ſagen möcht': Verlaß' Dich nur auf mich, und ſie hat in demſelben Dialekt geantwortet:

Unbedingt.

Es war ein hübſcher, comme-il-faut'er Abſchied, und ich habe mir gedacht . . . aber wozu ſoll ich Dir alles auf die Naſe binden, was ich denke. Lebe wohl, mein liebes Weſen, und merke Dir: es iſt nicht immer ſo angenehm, als man glaubt, eine Sportscomteß zu ſein.

Deine

Muſchi.

Comteſſe Paula.

Gestern nach dem Theater kamen eine Menge Leute. Er war da, stiller und schweigsamer denn je. Er bekommt schon sehr bald einen anderen Posten und muß fort, — wahrscheinlich nach Serajewo.

Meine Freundinnen meinen, das sei für ihn gerade die rechte Station. Sie haben kein Herz — für einen Menschen, den sie unelegant finden, haben kein Herz.

Gräfin Albertine sprach lange mit dem französischen Secretär, neben dem er stand. Ich hörte den Secretär sagen, unsere deutsche Litteratur, die sonst so reich ist, leide empfindlichen Mangel an Memoiren. Der Gräfin war das Alles Eins: sie erwiderte nur: „Ah!“ und lächelte so freundlich, als ob man ihr die größte Schmeichelei gesagt hätte. Er aber, der mir so gut gefällt, und den ich so hoch stelle, er, der so gescheit und patriotisch ist, sprach: „Das ist leider wahr.“

Also wahr! dachte ich, der Franzose hat Recht, — in mir reifte ein Entschluß.

Wenn ich nicht heirathe, — und ich heirathe nicht, nie! — sitz' ich da und habe keinen Beruf. Wäre das nicht einer und ein ganz schöner, sich nach bescheidenen

Kräften zu bemühen, einem empfindlichen Mangel abzuhelfen?

Ich will's verſuchen. Mir iſt ordentlich feierlich zu Muthe. Mit Gott!

Meine Memoiren.

Am 15. Mai 1865 bin ich zur Welt und meinen Eltern recht ungelegen gekommen. Meine Schweſter war ſchon Braut; mein Bruder bereitete ſich auf die Maturitäts-Prüfung vor. Das ganze erſte Jahr ſoll mich mein guter Papa nicht angeſchaut haben. Ich machte mir aber nichts daraus und wurde groß und dick. Groß bin ich auch jetzt, aber dick, Gott ſei Lob und Dank, nicht mehr. Und mein guter, alter Papa, wenn er mich wirklich einſtmals nicht gemocht hat, jetzt verſpürt man davon nichts mehr. Alles thut er mir zu Liebe, und ihm erſt um Erlaubniß zu bitten, habe ich mir nachgerade abgewöhnt; ich bekomme ja doch keine andere Antwort als: „Do whatever you like.“

In meiner Kindheit war ich faſt immer allein, erſt mit einer Kinderfrau, dann mit meiner Gouvernante, die ein Engel war und auch von irdiſchen Dingen nicht viel mehr gewußt hat, als ein Engel. Von der Botanik, unter Anderem, wußte ſie eigentlich nichts. Fragte man ſie, wie der Ritterſporn auf Franzöſiſch heißt, gab ſie zur Antwort: „C'est le coucou bleu,“ und die Butterblume war bei ihr „le coucou jaune,“ und das Blümchen Augentroſt war „le coucou blanc.“ Sie hielt alle

Blumen, namentlich die Feld- und Wieſenblumen für „coucous“ von verſchiedenen Farben. Uebrigens hatte ſie ein Recht, bei meinem Unterricht nicht allzugründlich vorzugehen, und berief ſich oft darauf, daß mein lieber, theurer Papa ſie mit der ausdrücklichen Bedingung engagirt habe, er wünſche für ſeine Tochter eine gute „oberflächliche“ Erziehung. Die iſt mir denn auch zu Theil geworden.

So habe ich lange Zeit geglaubt, die Weltgeſchichte zu kennen, von einem Ende zum andern. Da bemerke ich auf einmal, daß mir Madame Duphot, auf Wunſch Mamas, ein ganzes Zeitalter escamotirt hat, — das der Reformation. Sie wollten vor mir den Luther geheim halten! Ich habe ihn aber entdeckt, — im elften Bande von Schloſſers Weltgeſchichte, der zufällig vergeſſen wurde und liegen blieb, als man ſich entſchloß, mit den alten Büchern meines Bruders aufzuräumen, und alle zum Antiquar ſpedirte.

Verzeih' mir's Gott, wenn ich eine ſchlechte Katholikin bin, aber ein ſolches Scheuſal ſcheint mir der Doctor Luther nicht zu ſein, daß man von ihm nichts wiſſen dürfte. Eine ſo freigeiſtige Anſicht ſprach ich natürlich vor meiner frommen Duphot nicht aus; um ihre Ruhe wäre es geſchehen geweſen, und ſie hätte alle ihre armen Moneten hingegeben, um Meſſen leſen zu laſſen für mein bedrohtes Seelenheil. Dem Herrn Kaplan jedoch, dem hab' ich's geſtanden in meiner nächſten Beichte. Er hat mir ein Bußgebet mehr aufgegeben als ſonſt, — das

war Alles. An ſeiner gewohnten Ermahnung änderte er nichts, auch nicht den Satz, mit dem er immer ſchloß: „Und dann ſagen Sie: Lieber Gott, ich danke Dir für alle Gnaden, die Du mir erweiſeſt und meiner hohen Familie.“

Ich habe das von jeher ſonderbar gefunden und eigentlich nicht paſſend zu dem Tone, in welchem wir zu Gott ſprechen ſollen, der von „hohen“ Familien nichts weiß, vor dem wir alle gleich ſind.

Dieſer Punkt war nicht der einzige, in dem der Herr Kaplan mir Gelegenheit gegeben hat, mich über ihn zu wundern. Er hatte in wiſſenſchaftlichen Dingen Anſichten, die Niemand mit ihm theilte, außer höchſtens Madame Duphot und ich, und ſelbſt wir nur eine Zeit lang.

Ein Beiſpiel!

Meinen Unterricht in der Geographie erhielt ich von ihm, und wir fingen gleich bei der mathematiſchen an, weil das die Schwerſte iſt, und wenn man ſie einmal im Kopfe hat, alles Uebrige Einem ganz leicht vorkommt. Da theilte unter Anderem der Herr Kaplan uns mit: „Am Nordpol iſt es kalt, und am Süd- (freilich ſprach er „Sied“), — am Südpol, meinetwegen, — heiß.“ Im Augenblick leuchtete uns das ein. Nachträglich aber ſtiegen in mir Zweifel auf, denn ich erſah aus meiner Sprachlehre, daß „Süd“ und „Sieden“ mit einander gar nichts zu thun haben.

Nun habe ich genug von meinen Studien geſprochen und gehe über zu meinem Familienleben.

Es war das Glücklichſte. Wenn's Frühjahr ward, zog ich mit meiner Duphot nach Troſtburg auf das Land, und zur Jagdzeit kamen meine Eltern auf mehrere Wochen dahin.

Lange, bevor die Sonne aufgeht, wird es ſchon licht, und lange, bevor ich meine Angebeteten da hatte, war mir die Seele hell vor freudiger Erwartung. Nach ihrer Ankunft konnte es natürlich nicht genau ſo zugehen, wie ich es mir eingebildet hatte. Die vielen Gäſte, die faſt zugleich mit ihnen einzogen, nahmen ſie ſehr in Anſpruch, und gingen die Gäſte, dann gingen auch ſie. Wir begleiteten ſie zum Wagen, Madame Duphot und ich. Papa umarmte mich mit innigſter Zärtlichkeit, und Mama erlaubte mir, ihr das kleinwinzige Hündchen nachzutragen, von dem ſie ſich niemals trennte. Unter dem Vorwande, es ihr auf den Schoß legen zu müſſen, ſtieg ich in den Wagen, nahm ſie um den Hals und küßte ſie nach Herzensluſt. Man kann ſich denken, ob das wenig war! . . .

Sie fuhren fort, und Mama winkte mir eine Weile noch zurück mit ihrer lieben Hand. Wenn ich ſie vom Hofe aus nicht mehr ſehen konnte, lief ich ins Thurmzimmer und wartete am Fenſter, bis die Equipage, nur noch ſo groß wie ein Würmchen, im Hohlwege erſchien, durch den ſie fahren mußte, um zur Eiſenbahn-Station zu gelangen. Und noch eine halbe Stunde, und eine dicke weiße Wolke glitt am Horizont vorbei und löſte ſich langſam in Flocken und Streifen auf. Und jetzt

wußte ich: ſie ſind fort; dieſe Wolke hat der heiße Athem der Lokomotive, mit dem mein Liebſtes auf Erden davon ſauſt, in die Luft geblaſen.

Nach einem ſolchen Abſchied habe ich immer noch bis zehn Uhr, — tief in die Nacht hinein, wie ich damals meinte, — in meinem Bette geweint, am nächſten Morgen aber ſchon angefangen, mich zu freuen auf das Wiederſehen in Wien.

Dort ging es mir noch viel beſſer. Papa kam ſehr oft auf mein Zimmer, mich zu beſuchen; Mama ließ mich in den Salon rufen, wenn fremde Leute da waren, die mich zu ſehen wünſchten; faſt täglich begegneten wir uns im Prater, und — Gott weiß es! — etwas Angenehmeres konnte mir nicht begegnen. Auch Mama freute ſich immer; um ſo mehr, je hübſcher ich angezogen war. Ich bemerkte, daß ſie mich am liebſten hatte, wenn ich mein graues mit Pelz verbrämtes Sammetkleidchen trug. Fiel es meiner guten Duphot einmal ein, mir ein anderes herrichten zu laſſen, machte ich ihr Verzweiflungs-Scenen.

An einem Frühlingstage, einem ſehr warmen, — nie vergeſſ' ich ihn, denn es war juſt an meinem zehnten Geburtstage, — hatte ich denn wieder, ganz gegen Madame Duphots beſſere Ueberzeugung, das Pelzgewändlein durchgeſetzt. Ich glühte nur ſo darin und meinte vor Hitze zu vergehen, aber — mit Entzücken!

Im Wäldchen neben der Allee ſpielte ich mit anderen Kindern und lugte dabei beſtändig nach Mama aus, an die ich in einem fort dachte . . . Endlich kam ſie mit

einigen Damen und Herren, und ich zeigte ſie meinen Freundinnen und rief mit ungeheurem Hochmuth: „Seht, — das iſt meine Mama, die größte, die ſchönſte von allen Mamas!“

Die Kinder guckten und ſtaunten; nur ein naſeweiſes Ding, mit dem ich überhaupt ſchon oft Zank gehabt hatte, ſprach: „Ja, wenn ſie nicht ſo alt wäre! Meine Mama ſagt, daß die Deine alt iſt und ſchon eine Menge Falten hat, bei den Augen.“

Das hören und mich auf ſie ſtürzen und ihr einen Puff verſetzen, das war bei mir Eins. Sie natürlich ſchlug zurück, und das Duell war fertig. Unſere Gouvernanten trachteten umſonſt, uns zu trennen; ſie richteten nichts aus, ſondern erwiſchten nur hier und da einen Fauſtſchlag, den eine von uns zweien der andern zugedacht. Plötzlich ruft mich meine Mama, und ich vergeſſe Alles, Zorn, Duell und Gegnerin, und renne in die Allee, wo ſie ſteht, mit ausgebreiteten Armen auf ſie zu.

Sie weiſt mich zurück, mit einem Blicke, der mich förmlich feſtbohrt an meine Stelle, und ſagt: „Comme vous voilà faite!“

Da habe ich meine gute Mama zum erſten Male böſe geſehen. Sie ſtellte Madame Duphot, die im Hintergrunde knickſte, zur Rede, warum ich meine neue Frühlingstoilette nicht benütze, ſchritt vorbei, und wir vernahmen die Worte: „Sie ſind unglaublich, dieſe Gouvernanten!“

Und ich, und ich! Ich hätte weinen mögen aus

Mitleid mit meiner Duphot und aus Beſchämung für mich ſelbſt, — weinen, aber Feuerfunken, wie jene Königin Shakeſpeares, von der ich damals freilich noch nichts wußte.

Drei Tage lang wagten wir uns nicht in den Prater.

So wuchs ich auf.

Von Jahr zu Jahr verlängerten meine Eltern ihren Aufenthalt in Troſtburg, und jetzt verlaſſen ſie es den ganzen Sommer nicht mehr. Das Leben meiner geliebten Mutter iſt nur noch eine Reihe von guten Werken. Sie behandelt die Kranken im Dorfe homöopathiſch und hat ſchon wunderbare Kuren gemacht. Sie hat eine Krippe errichtet und auch ein Correctionshaus, in dem die Arbeitsſcheuen Beſchäftigung und die Nichtsnutzigen ſtrenge Zucht finden. Alles ſehr praktiſch, — Schade nur, daß man die Leute nicht zwingen kann, einzutreten, und von ſelbſt gehen ſie nicht.

Meine Duphot iſt nun in ihrem Elemente. Sie begleitet die Mama täglich zweimal zur Kirche, lieſt ihr aus frommen Büchern vor und beſorgt die homöopathiſchen Verdünnungen. Und ich leiſte derweilen dem Papa Geſellſchaft. Dieſer gute Papa, — er iſt ſo gut!

Wir unternehmen weite Ritte zuſammen; in früherer Zeit gingen wir auch zuſammen auf die Jagd, und es macht ihm Vergnügen, wenn ich einen Haſen niederknallte, — mehr als mir. Was mich betrifft, ſo könnten alle Haſen am Leben bleiben, auf Koſten der jungen Anpflanzungen und des Kohls. Im vorigen Herbſt hat

ſich jedoch etwas zugetragen, das mir die Jagd für ewige Zeiten verleidete.

Im Thiergarten wurde der Wildſtand vermindert, und es ſollten denn auch einige Gaiſen abgeſchoſſen werden. Papa, der für kurze Zeit verreiſen mußte, betraute mich mit der Kommiſſion. Er glaubte, mir eine große Freude zu machen, und ich hatte nicht das Herz, ihm zu geſtehen, daß es mir gar keine war.

So wanderte ich denn eines Nachmittags mit dem Förſter und mit meinem Stutzen in den Thiergarten hinaus, das heißt, eigentlich hinein, in ſeine zahme Wildniß, ſeine grüne Dämmerung. Auf dem moosbewachſenen Pfade, von dem aus ich ſo oft das Wild belauſcht hatte, wenn es zum Waſſer kam, erreichten wir den Weiher, umgingen ihn und ſahen durch die Lichtung am anderen Ufer eine Gais aus dem Gehölz auf die Halde treten. Sie ſtreckte den ſchlanken Hals, hob ſchnuppernd das Haupt und ſchritt dann langſam vor.

„Das iſt die rechte, die Schmalgais," raunte mir der Förſter zu. „Schießen, gut hinhalten, nicht fehlen!"

Die Wangen zitterten ihm vor Aufregung; ſeine alten grauen Augen waren voll Mißtrauen gegen mich. Und mich ergriff's mit heißer Haſt und überrieſelte mich zugleich eiskalt; mein Finger bebte am Stecher; ich wußte nur, daß ich zielte. Plötzlich fiel der Schuß . . . „Getroffen!" jauchzte der Förſter und rannte mir voraus. Ich ging langſam nach; mein Herz pochte ſo ſtark, daß ich nicht laufen konnte.

„Mitten ins Blatt!“ rief mir der alte Waidmann von Weitem zu. „Ein kapitaler Schuß! Ich gratulire!“

Er war völlig trunken von meinem Ruhme, ſchwang ſeinen Hut und bat ſich den meinen aus, um ein Fichtenreis daran zu ſtecken. Während er damit beſchäftigt iſt, und ich ſtill da ſtehe und die weit geöffneten Augen des ſchönen jungen Thieres betrachte und ſein ſanftes kleines Haupt, erſcheint am Rande des Gehölzes — ein Kitzlein ...

„Bayer,“ ſag' ich, „um Gotteswillen!“ Und der Förſter ſtiert hin: „Sapperment, hat die ſchon ein Kitz gehabt! Hätt' ich das gewußt!“

Das Kitzlein aber nähert ſich uns vertrauensvoll und furchtlos. Die Menſchen, vor denen eine Mutter ſo ruhig im Graſe liegen bleibt, die werden ihm nichts thun, meint es und kommt und ſtößt mit ſeiner feuchten, glänzenden Naſe die Mutter an, und geht dann ruhig hin, und trinkt und ſaugt die letzte Nahrung aus dem gewohnten Quell, und wie er nicht mehr fließen will, durchaus nicht, läßt es endlich ab, wendet ſich und ſchaut fragend und erſtaunt die Mutter an und uns ... Schaut ſo unſchuldig, wie nur ein Thier ſchauen kann ...

Der Förſter hat es in ſeine Arme genommen und nach Hauſe getragen. Der ſchönſte Platz im Fichtenhain iſt für das Kitzlein eingehegt worden; es hat eine Hütte gehabt und darin ein weiches Lager aus Moos und Heu. Ich habe meine Tage bei ihm zugebracht; ich hatte im Leben noch nichts ſo ſehnlich gewünſcht, als daß es ſich an mich gewöhne, ſich nicht mehr vor mir fürchte; aber

in der Freiheit arglos, — ſcheu und voll Mißtrauen in der Gefangenſchaft, hat es ſich nicht gewöhnt, es hat ſich immer gefürchtet, es iſt geſtorben.

Als mein guter Papa nach Hauſe kam, ſagte ich ihm, daß ich nie mehr auf die Jagd gehen werde. Er lachte mich aus; ich gerieth in Eifer und rief: „Du ſollteſt es gar nicht von mir verlangen! Wenn ich heirathe und bekomme eine Tochter, und ſie fände Freude daran, auf etwas Lebendiges zu ſchießen, untröſtlich würd' ich ſein!"

„Red' nicht ſolchen Unſinn! Ich glaube, Du biſt närriſch!" erwiderte Papa und ſetzte in bittendem Tone hinzu: „Und überhaupt: Speak english!"

Jetzt werde ich von meinem geliebten Papa ſprechen.

Ihn ſo recht deutlich zu beſchreiben, daß jeder, der dieſe Memoiren lieſt, ihn vor ſich zu ſehen und zu kennen meint, vermag ich nicht; nur anzudeuten will ich ſuchen, wie er iſt, und wie ſein Verhältniß zu mir iſt.

Er hat im Grunde recht viel an mir auszuſetzen, findet mich zu laut und zu luſtig und findet doch auch wieder, daß ich zu viel im Zimmer hocke und leſe. Eine gelehrte Frau, ſagt er, das iſt die größte von allen Calamitäten. Er hält die Gelehrſamkeit für ein zudringliches Weſen, das einem gleich an den Hals ſpringt, wenn man ihm nur die geringſten Avancen macht. Ich muß ihn immer tröſten und verſichern, daß ich meine Bibliothek von einem Ende zum andern auswendig wiſſen könnte

und doch keine Gelehrte wäre. „Geb's Gott!“ pflegt er zu antworten. „Der Kopf der Frau ſoll in ihrem Herzen ſitzen; aus dem Herzen, aus dem Gemüth muß bei der Frau alles kommen.“

Weil er das gar zu oft wiederholt, habe ich ihm geſtern eingewendet: „Es muß kommen, ſagſt Du, es kommt aber nicht. Es giebt Dinge, die auch eine Frau nicht aus den Tiefen ihres Gemüthes ſchöpfen kann. So hat neulich Baron Schwarzburg von Livland geſprochen, und ich habe nicht gewußt, wo das liegt, und mein Herz hat es mir nicht geſagt.“

Aber ich greife den Ereigniſſen vor.

In meiner Bibliothek giebt es kein einziges ſchönes Buch, das mir nicht derſelbe Papa geſchenkt hätte, der ſtets gegen die „Bücher-Paſſion“ eifert. „Schön“ meine ich hier noch mehr in Bezug auf das Aeußere, als auf das Innere. Heil mir, daß es prachtvolle Einbände giebt und unwiderſtehliche Illuſtrationen! Heil mir, daß Du gelebt und gezeichnet haſt, Guſtave Doré! Dir verdanke ich eine der Perlen meines Schreins, Dir auch allein, daß mein geliebter Vater beinahe ein Bücherwurm geworden iſt, — in der Art nämlich, in der ich eine Gelehrte bin.

Der edle Junker von der Mancha war's, der es ihm zuerſt angethan. Im Anfange hatten die Bilder ihn beſtrickt, und ihnen zu Ehren erhielt ich das Buch. Das bischen Text, obwohl nicht einmal engliſch, ging ſo mit in den Kauf. Die größte Ueberraſchung dabei erlebte

ich. Ich hatte mich nur für ein Bilderbuch bedankt und welcher Schatz war in meinen Besitz gekommen! Ich vermochte meine Wonne darüber nicht für mich allein zu behalten, sondern erzählte Tag für Tag dem Papa, was ich gelesen hatte, und Tag für Tag wuchs sein Interesse an dem Ritter Dulcineas. „Was hat er heute wieder gethan, der Esel?“ fragte er, und eine Weile ließ ich den „Esel“ gelten. Nicht allzulange. Bald lachte ich nicht mehr, sondern zerschmolz vor Mitleid, brannte vor Bewunderung; ich liebte den immer Getäuschten und nie Enttäuschten, den stets Ueberwundenen und nie Besiegten, und erklärte meinem Vater, daß ich mir kein besseres Glück wünsche, als dereinst einem Don Quixote im Leben zu begegnen und seine Frau zu werden.

Gleich verlangte Papa nach einem andern Buche, weil mich dieses zu sehr exaltire. Und von nun an legte er sich's auf, über meine Lectüre zu wachen, und thut zu dem Ende, was er sonst nie gethan, — er liest; und etwas Liebenswürdigeres, als die Hingebung und Versunkenheit, die sich dabei in den großen Zügen seines edlen Wallenstein-Gesichts, in jeder Falte seiner Stirn ausspricht, kann man nicht sehen. Manchmal seufzt er und wickelt den Zwickelbart mit förmlicher Wuth um den Zeigefinger; der Zwicker sitzt nach und nach ganz schief, die Augen beginnen zu schielen und werden roth von der ungewohnten Anstrengung. Ich halte es nicht mehr aus; ich stehe auf, nähere mich, küsse ihn so leise auf die Schulter, daß er leicht thun kann, als ob er nichts be-

merkt hätte, und ſage: „Gehen wir ein wenig ſpazieren, Papa; man wird ganz ſteif vor lauter Daſitzen.“

„Auf Ehre, ich ſpür's auch,“ ſagt er, und mir thut's wohl, wie er ſich emporrichtet und völlig befreit aufathmet. Doch folgt er nicht ohne Weiteres meiner Einladung; erſt wird das Merkzeichen bedächtig eingelegt. „So, bis hierher.“ Er nimmt die durchleſenen Blätter zwiſchen ſeine flachen Hände:

„Wird es Dir nicht zu wenig ſein?“

Und ich, indiscret, undankbar, wie ich ſein kann, habe mich ſchon öfters ſo weit vergeſſen, zu antworten: „O, viel zu wenig; das iſt ja beinahe nichts. Du mußt mir erlauben weiter zu leſen, Papa.“

Er ſchließt das Buch und ſchüttelt langſam den Kopf, ſieht mich an, geht mit ſich zu Rathe, ſieht mich wieder an, und nun iſt's entſchieden: „Do whatever you like!“

Da flieg' ich ihm in die Arme, daß er ſich meiner nicht erwehren kann. „Nein, nein, nur was Du likest, nicht was ich like, wird geſchehen, heute und immer!“

„Du hätteſt mir das ebenſo gut ganz auf Engliſch ſagen können,“ erwidert er.

O mein geliebter Papa!

Im vorigen Jahre brachte meine Schweſter, zum erſten Male ſeit ihrer Verheirathung, den Winter in Wien zu. Wie die Sage ging, hatte ihr Mann ſchon auf der

Hochzeitsreiſe erklärt, ſie dürfe nicht hierher zurückkommen, bevor er ihr die „Comteſſen-Manieren“ ausgetrieben haben würde.

Er iſt ein langer, kalter, ſtolzer Menſch, der kaum zwanzig Worte ſpricht an ſeinen geſchwätzigen Tagen. Woran er wirklich Freude hat, das möcht' ich wiſſen. Zu zeigen vermag er nur einiges Intereſſe für ſein Palais, ſeine Equipagen, die Livréen ſeiner Leute und die Toiletten ſeiner Frau. Sie macht Witze darüber, recht gute; aber mir ſcheint, ſie ſollte das lieber in ſeiner Gegenwart thun, als hinter ſeinem Rücken. Kinder haben ſie leider nicht, was für mich ſehr traurig iſt; denn ich wäre ſo gern eine gute Tante geworden.

Zu den Bällen, die meine Schweſter und mein Schwager geben, ſollte ich erſt nach meinem Eintritt in die große Welt geführt werden; zu den Soiréen in der Faſtenzeit nahm Papa mich ſchon im vorigen Jahre öfter mit. Ich lernte viele Menſchen kennen, und was mir am meiſten auffiel, war bei der Quantität die Gleichartigkeit der Qualität. Mit ſiebzehn Jahren fängt man doch ſchon an zu denken, und ſo dachte ich mir: wenn man die Seelen aller dieſer Damen und Herren (beſonders der Herren) ihrer Körper entkleiden und frei herumlaufen laſſen könnte, ſo wäre es mir nicht möglich, eine von der andern zu unterſcheiden.

Ordentlich komiſch waren mir die Converſationen. Ich konnte mir's an den Fingern abzählen; ſo oft die alten Fragen: „Werden Sie im nächſten Faſching in die

Welt gehen?" „Tanzen Sie gern?" an mich gestellt wurden, so viele Herren hatten sich mir vorstellen lassen; Keiner war mir auch nur im Geringsten anders, als die Andern vorgekommen. Da ließen mich eines Vormittags Papa und Mama in den Salon rufen, den kleinen, style Empire, weiß mit Gold. Meine Mama saß auf dem Canapé und strickte Pulswärmer für die Sträflinge. Sie trug ein schlohweißes Häubchen und ein Morgenkleid aus weißem Shawlstoff und sah aus wie eine Königin und wie eine Heilige. Papa saß neben ihr in einem Fauteuil, kerzengerade und in großer Gemüthsbewegung, die man ihm leicht anmerkt, weil er da immer so stark blinzelt. Meine Duphot hatte sich in ihrer unverwüstlichen Bescheidenheit wieder das kleinste Tabouret mit den allerdünnsten Beinen ausgesucht, und der Anblick der corpulenten alten Frau auf dem filigranenen Untersatz war geradezu athemraubend.

„Ist's gefällig, sich zu placiren?" sprach Papa mich an, in gezwungen scherzhaftem Tone, und ich placirte mich denn möglichst nahe zu meiner Duphot, um ihr gleich beispringen zu können im Falle einer Katastrophe.

Die Mienen meiner Eltern wurden immer feierlicher; mich ergriff eine große Bangigkeit, und in aller Eile erforschte ich mein Gewissen . . . Es war rein, Gottlob, sonst wäre mir übel zu Muthe gewesen.

Mein Vater blickte meine Mutter erwartungsvoll an:

„Nun, Karoline, willst Du so gut sein?"

„Ich dachte, Du wollteſt," . . . erwiderte meine Mutter.

„Nicht doch, ich bitte Dich," ſagt er, — und ſie faßt einen Entſchluß, läßt die Hände mit dem Pulswärmer in den Schoß ſinken und ſpricht zu mir: „Paula, Du biſt nun ein erwachſenes Mädchen, — faſt achtzehn Jahre . . ."

„Und ſiehſt aus wie zwanzig," ergänzt Papa, und meine Duphot flicht eine Bejahung ein, iſt ſcharlachroth und wankt auf ihren Zahnſtochern.

Meine Mutter fährt fort: „Im nächſten Jahre, liebes Kind, ſollſt Du in die große Welt eingeführt werden."

„Ich freue mich darauf, liebe Mama."

„Freuſt Dich, weil Du nicht weißt, wie karg und nichtig im Grunde die Vergnügungen ſind, die Dich dort erwarten, und wie theuer man ſie erkauft."

„Ja, ja," beſtätigte Papa, „und man muß ſich fragen, wozu, was iſt denn der Zweck?"

Mama fiel ihm ins Wort: „Schließlich kein anderer, als der, ſich zu erproben und zu dem Bewußtſein zu gelangen, que le jeu ne vaut pas la chandelle. Man macht das Spiel mit, liebe Paula, weil es ſo üblich iſt."

„Und ſehr amüſant, Mama, und weil man jung iſt und gern tanzt!"

Sie nickte: „Aber die Erkenntniß der Schalheit bleibt bei denkenden Menſchen nicht aus, und dann

wenden ſie ſich dem Ernſt des Lebens zu und bereuen oft bitter die verlorene Zeit. Ich frage Dich nun: Wäre es nicht beſſer ſich das Spiel ganz zu erſparen und gleich mit dem Ernſt zu beginnen?“

„Es iſt nur eine Frage,“ ſprach Papa mit unendlicher Güte, und ich las in ſeinen Worten den ſtummen Nachſatz: „Do whatever you like.“

„Ja wohl, nur eine Frage,“ beſtätigte Mama. Meine Duphot erläuterte: „Une question“ und die Schweißtropfen ſtanden ihr auf der Stirn.

Ihre Aufregung, ihre Bangigkeit bemächtigten ſich auch meiner; ich dachte, Gott im Himmel, was haben ſie mit mir vor? Und plötzlich gerieth ich in Todesangſt und rief: „Soll ich vielleicht ins Kloſter?“

Mama lächelte, Papa lachte, und Madame Duphot platzte heraus: „Au contraire!“

Ich wurde noch beſtürzter, und es durchzuckte mich wie ein Blitz: da ſoll ich alſo heirathen!

Papa klopfte mir freundlich auf die Schulter: „Du mußt wohl bemerkt haben, daß einer der Herren, welche Du bei Deiner Schweſter kennen lernteſt, Dir beſondere Aufmerkſamkeit erwieſen hat.“

„Nein, Papa, ich verſichere Dir, ich habe gar nichts bemerkt.“

„Er hat doch jeden Abend mit Dir geſprochen, das letzte Mal eine halbe Stunde lang.“

„Wer?“

„Der junge Graf T.“

„Ein großer, brauner Herr?“

„Nicht doch, ein mittelgroßer, hellblonder.“

Endlich beſann ich mich. Ja, ein mittelgroßer, hellblonder Herr hatte allerdings öfters mit mir geſprochen. Was? Die Folter würde es nicht aus mir herausgebracht haben, ſo völlig war es mir entſchwunden.

Mama und Papa theilten mir nun mit, daß er ein ausgezeichneter Menſch ſei, der Augapfel ſeiner Mutter, die ſich nie von ihm getrennt, die ihn in den ſtrengſten Grundſätzen erzogen habe. Meine Eltern überboten ſich in Lobeserhebungen des Grafen, und Madame Duphot vergoß Thränen der Rührung und ſagte begeiſtert: „Quel bonheur, mon enfant!“

Die Glocke des Portiers ſchlug zweimal an.

„Sie kommen,“ ſprach Mama, und mein Vater warf mir einen Blick zu — einen fürchterlich lieben! Ich kann ihn nicht anders bezeichnen, denn mochte er auch eingehüllt ſein in ein tyranniſches „Du ſollſt, Du wirſt!“ ich entdeckte in ihm doch wieder das alte, milde, beſchämend gütige: „Do whatever you like!“

Und mein gepreßtes Herz klopfte von Neuem frank und frei, mein geſunkener Muth hob ſich, es überkam mich ſogar eine unüberwindliche Luſt, zu lachen, weil Madame Duphot, die eilig Anſtalt getroffen hatte, von ihrem Tabouret, — es ſtammte in Wahrheit aus dem Salon Joſephinens — aufzuſtehen, ſchwer auf dasſelbe zurückfiel, und ich ſagte ihr: „Nehmen Sie ſich in Acht! Sie werden noch zuſammenbrechen wie das Kaiſerreich.“

„Kind! Kind!“ warnte Mama, und: „Nur keine Blauſtrümpfeleien!“ ſetzte Papa noch eilig hinzu, denn ſchon hatte die Thür ſich geöffnet und die Gräfin T. und ihr Sohn traten ein.

Und von dem Tage an traten ſie regelmäßig zweimal die Woche um drei Uhr Nachmittags bei uns ein, und überdies ſah ich den Grafen jeden Sonnabend in den Soiréen bei meiner Schweſter. Meine Eltern behandelten ihn mit der größten Auszeichnung; Madame Duphot nannte ihn „un jeune homme accompli“; mein Schwager, den ich noch nie zuvorkommend geſehen hatte, war es gegen ihn. Des Grafen Mutter wiederholte mir, ſo oft ſie mit mir ſprach, daß ihr Sohn ihr im Leben nie eine trübe Stunde bereitet habe, und daß ſie glücklich zu ſchätzen ſei vor allen andern Müttern.

Ich wäre in Widerſpruch mit meinen geliebteſten Menſchen und mit ſolchen, die ich ſchätzte, getreten, wenn ich an dem Grafen auch nur das Geringſte auszuſetzen gefunden hätte. Dazu aber verſpürte ich merkwürdig viel Luſt, ohne mir Rechenſchaft geben zu können, warum.

Eine förmliche Bewerbung hatte nicht ſtattgefunden; mir war nur mitgetheilt worden, daß ſich der Graf für mich intereſſire, und daß er durch ſeine Mutter um Gelegenheit habe bitten laſſen, mich kennen lernen zu dürfen. Es muß ihm jedoch weniger darum zu thun geweſen ſein, kennen zu lernen, als kennen gelernt zu werden; denn er

ſprach immer von ſich, ſeiner Lebensweiſe, ſeinen Gewohnheiten, ſeinen Liebhabereien. Beſonders gern erzählte er von ſeiner Ordnungsliebe und von der Pünktlichkeit, die er von ſeiner Umgebung forderte. Er beſchrieb uns ausführlich ſeinen alten Stammſitz, die Einrichtung der Zimmer, die Ausſchmückung der Hallen und der Gänge. Weniger erfuhren wir von der Gegend, in der ſeine Güter lagen; und von den Menſchen, die dort lebten, eigentlich nichts.

„Wie iſt es denn mit der Nachbarſchaft?“ fragte einmal meine Schweſter, und Bernhard, mein Bruder, der bei uns auf Urlaub war, rief: „In Ihrer Nähe muß ja der Benno Schwarzburg gehauſt haben, in ſeinen guten Tagen.“

Da habe ich den Namen, der mir ſpäter ſo theuer geworden iſt, zum erſten Male nennen hören. Am 13. April 1882.

Sie begannen von ihm zu ſprechen, wie von einem halben Narren, und machten ſich beide luſtig über ihn, Bernhard in gutmüthiger Art und ſtets wiederholend: „Ein Genie iſt er aber doch!“

„Ja, ein verrücktes,“ meinte der Graf. „Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen. Ich habe ihm das ſelbſt geſagt, ſchon damals, als er ſeinen dümmſten Streich beging und gegen ſich ſelbſt Prozeß führte.“

„Wie war denn das?“ fragte ich. „Wie kann man gegen ſich ſelbſt Prozeß führen?“

„Ja, wie kann man!“ antwortete der Graf. „Ich

begreife es nicht, kein vernünftiger Menſch wird es begreifen. Sein Vater, der eine Menge Schulden hinterlaſſen hatte, iſt doch noch ſo geſcheit geweſen, kurz vor ſeinem Tode eine Schenkung aufſetzen zu laſſen, die dem Sohne den unantaſtbaren Beſitz eines kleinen Kapitals geſichert hätte. Der Vater ſtirbt, die Gläubiger fallen über Alles her. Waren meiſtens elende Wucherer, die ſich mehr als bezahlt gemacht hatten. Nur eine Wittwe, natürlich mit fünf Kindern . . .“

„Pardon,“ unterbrach ihn Bernhard, „ſie hat eine Tochter gehabt, eine blinde.“

Der Graf liebt es nicht, daß man ihm widerſpricht, und entgegnete ungeduldig: „Ich bitte Sie, das bleibt ſich ja gleich! . . . Dieſe Wittwe alſo iſt leer ausgegangen,“ wandte er ſich wieder an mich. „Es iſt nichts mehr da, hieß es, als ſie auftrat mit ihrer Forderung. Wie ſo, nichts mehr da? Mein Kapital iſt noch da! ſagte Benno. Auf das haben die Gläubiger keinen Anſpruch, erklärte der Advokat, der zugleich der Curator Bennos war. Einen Curator hat man ihm nämlich geſetzt, weil er ſchon früh Anlage gezeigt hat, im Punkte der Verſchwendung dem Vater nachzugerathen. Er beweiſt es auch jetzt, will durchaus zahlen; der Curator giebt's nicht zu, und das Ende iſt dann der Prozeß geweſen, in dem Benno gegen ſich ſelbſt plaidirt, den er gewonnen und dabei ſein kleines Vermögen verloren hat.“

Sie lachten und erzählten noch manches Stücklein von dem ſonderbaren Kauz.

Ich aber dachte mir: alle dummen Streiche, die er begangen hat, — es giebt deren viele der verſchiedenſten Art, — ſtimmen in zwei Punkten überein: ſammt und ſonders liegt ein edles Motiv ihnen zu Grunde, ſammt und ſonders ſind ſie am denkbar ſchlechteſten für ihn ſelbſt ausgefallen.

So ſagte ich denn: „Dieſer Baron thut lächerliche Dinge; er hat aber auch viel Unglück.“

„Das ſehe ich nicht ein,“ entgegnete der Graf; und damals hatte ich es ſchon weg, daß dieſe Worte in ſeinem Munde ſo viel bedeuteten, als: es iſt nicht einzuſehen. „Wenn ich lauter verkehrte Wege einſchlage, darf ich es doch nicht Unglück nennen, daß ich ganz wo anders ankomme als am Ziele. Ueberhaupt was man ſo Unglück nennt, — meiſtens iſt es Folge von Unvernunft. Ein vernünftiger Menſch hat ſelten Unglück.“

Mein Bruder murmelte halblaut: „Krankheit, Tod, Hagelſchlag.“ Wieder war an dem Grafen die Ungeduld bemerkbar, die er ſogar bei dem beſcheidenſten Einwurf, der ihm gemacht wurde, nicht zu unterdrücken vermochte, und er ſprach trocken: „Gegen Hagelſchlag bin ich verſichert.“

Ein Groll ſtieg in mir auf gegen dieſes Kind des Glückes, das ſo viel Neigung zeigte, ſich als Verdienſt anzurechnen, was das Geſchenk unſeres lieben Herrgotts war, und ich verſetzte: „Wenn Sie einen Vater gehabt hätten, ebenſo verſchwenderiſch, wie der des Baron Schwarzburg, würden Sie dieſe vernünftige Vorſicht nicht

ausüben können, weil Sie nichts beſäßen, das zu ver-verſichern der Mühe werth wäre."

Seine Mutter wurde feuerroth, meine Eltern wechſelten einen beſtürzten Blick, und ich erſchrak nachträglich. Die größten Helden dürfen nachträglich erſchrecken, heißt es; in mir war aber nichts Heldenhaftes vorhanden, ſondern nur Beſchämung und Verlegenheit und Angſt; und dieſe grauen Gefühle, — wenn man ſo ſagen darf, — hoben ſich ab, wie Rauch von einem noch dunkleren Hintergrunde: Mißfallen an dem Grafen! Er ſprach einige unzuſammenhängende Sätze, die ſcharf und ſchlagend ſein ſollten, aber nur gereizt und verdrießlich klangen. Nicht zum erſten Male machte ich die Bemerkung, daß die hohe und noble Beſcheidenheit, die meine Eltern an ihm rühmten, in engſter Verbindung mit den ihm gezollten Lobſprüchen ſtand. Sie verwandelte ſich in Anmaßung dem leiſeſten Tadel gegenüber. Dieſen trachtete er nicht etwa zu widerlegen; er wies ihn entrüſtet zurück, als etwas Albernes und Verächtliches, mit dem man nichts zu thun haben will.

Nachdem er uns verlaſſen hatte, machten meine Eltern mir bittere Vorwürfe. „Du benimmſt Dich höchſt ungeſchickt; Du haſt keinen Begriff von der Ehre, die Dir widerfährt, indem der Graf um Dich wirbt, ein ſolcher Mann, ein ſolcher Sohn!"

Ich beſtätigte kleinlaut: „Der ſeiner Mutter nie eine trübe Stunde bereitet hat!"

„Das weißt Du, und es flößt Dir nicht die höchſte Achtung ein?"

„Doch, was zu achten iſt, achte ich ja an ihm.“

„So bethätige es denn auch in Deiner Art und Weiſe. Du reſpectirſt den Grafen und haſt allen Grund dazu, warum es verbergen?“ ſagte Mama. „Ich bitte Dich, liebes Kind, zeige ihm, daß Du ihn reſpectirſt.“

Sie blickte Papa auffordernd an, und nun begann er mich zu bitten, meinen Reſpect für den Grafen deutlicher an den Tag zu legen, und wollte durchaus wiſſen, warum ich, ſo wohlwollend und freundlich gegen alle Menſchen, — nur zu wohlwollend und freundlich, — gegen dieſen ausgezeichneten Mann ſo zurückhaltend und gleichgültig ſei?

Mein Gott, ich wußte keine Antwort darauf. Ich hatte mich ſelbſt ſchon oft umſonſt gefragt. Die kleinen Fehler, die mir an dem Grafen auffielen, waren ja nichts im Vergleich zu den großen Vorzügen, die er in den Augen meiner Eltern beſaß. Und ſo verſprach ich ihnen denn, von nun an viel höflicher und aufmerkſamer gegen ihn zu ſein als bisher.

Aber auch das war meinen Vielgeliebten nicht ganz recht. „Sieh, Paula,“ ſprach Papa in ernſtem und gerührtem Tone, „ſieh, Kind, Deine Schweſter lebt zufrieden und in glänzender Stellung an der Seite Eduards, der ſo gut gegen ſie iſt und überhaupt ſo brav und ein echter grand seigneur. Dein Bruder, nachdem er uns durch ſeinen Leichtſinn viele Sorgen gemacht hat, iſt endlich auf den rechten Weg gekommen. Ueber die Zukunft Deiner Geſchwiſter können wir beruhigt ſein . . .

Wir haben nichts mehr zu wünſchen, als auch über die Deine beruhigt ſein zu können."

„Wir wären es," begann Mama von Neuem, „wenn Du Dich, liebes Kind, der Bewerbung des Grafen günſtig zeigen wollteſt."

„Ja," ſetzte Papa hinzu, „wir wären ruhig und glücklich."

Er reichte mir die Hand; ich ergriff und küßte ſie und empfand plötzlich einen ſtechenden Schmerz in den Augen und ſah das geliebte Geſicht meines Vaters wie durch einen zitternden Schleier immer weicher werden, immer ſanfter, — und nun ſagte der beſte Papa: „Uebrigens . . ."

Aber der Nachſatz, der dieſem Worte zu folgen pflegte, blieb aus. Ich wartete ſehnlich, vergeblich, — er wurde nicht geſprochen.

An dieſem Abend habe ich vor Schlafengehen andächtiger gebetet denn je. Und doch war mein Gebet das eines dummen Kindes. Ich flehte um Kraft zu freudigem Gehorſam gegen meine Eltern; ich hätte um etwas ganz Anderes beten ſollen, — das lehrte mich ſchon die allernächſte Zukunft.

Am 24. April 1882, einem der ſchönſten Tage, deren ich mich entſinnen kann, fuhren wir im offenen Wagen in den Prater, Papa und ich. Viele Kaſtanienbäume begannen ſchon zu blühen, Alles prangte in dem

hellen Grün des Frühlings, das so lieblich ist und etwas so unsagbar Freudiges hat. Eben erst an das goldene Licht hervorgebrochen, weiß es noch nichts vom Wüthen des Sturmes und vom Sonnenbrand.

Ganz langsam rollte unser Wagen an der Reiter-Allee dahin; Bekannte und Freunde trabten und galoppirten vorbei, und bald kamen uns auch drei Reiter im Schritt entgegen. Der mittlere war der Graf. Er ritt einen breiten, majestätischen Braunen. Mann und Roß machten den Eindruck behäbiger Selbstzufriedenheit. „Alles in Ordnung in der Welt, uns geht es gut," dachten sie, — wenn sie etwas dachten. Links vom Grafen ritt mein Bruder, schmuck und stattlich in seiner Ulanenmajors-Uniform, und rechts ein magerer Herr auf magerem Gaule. Er saß sehr gerade auf seinem Roß, und dieses war wie verzehrt von innerem Feuer, das ihm förmlich aus den wunderbar schönen und wilden Augen heraus-schlug. Im Uebrigen eine hochbeinige, knochige Mähre, geradezu häßlich. Und auch der Reiter konnte auf den ersten Blick nicht gefallen. Zum Glück für ihn wird es wohl Niemand bei einem Blick in dieses merkwürdige Antlitz bewenden lassen. Es ist länglich und schmal, und eine ganz ungewöhnliche Energie spricht sich darin aus. Die dunklen Brauen, die gebogene Nase, der große, in eine scharfe Spitze auslaufende Knebelbart, der Schnurr-bart, dessen Enden kühn geschwungen in die Höhe standen und den Mund frei ließen, mahnten mich an die Porträts der spanischen Edelleute aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Was aber an nichts mahnte und mit nichts verglichen werden konnte, als mit ihm ſelbſt, das war der lebhafte und ſympathiſche Geiſt, der aus den Augen funkelte.

Er grüßte feierlich und hielt den Hut noch in der Hand, als der Graf den ſeinen längſt wieder aufgeſetzt hatte. Eine edle, freie Stirn kam da zum Vorſchein, in deren Mitte die leichtgekräuſelten, dichten Haare ein ſchwarzes Flämmchen bildeten. Das Gehirn, habe ich einmal geleſen, baut ſich ſelbſt ſein Haus, und das ſeine hatte ſich eine Kuppel gewölbt. Ich weiß ſo manches, das ſich unter einer Plattform bequemt.

Der fremde Herr ſah mich mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit an; ich fühlte, wie roth ich wurde unter ſeinem Blicke und berührte Papa, der mit Bekannten in der Fahr-Allee Grüße gewechſelt hatte, leiſe am Arm. Er wandte ſich zu mir, und meinem Augenwink folgend, gewahrte er eben noch die Reiter.

„Haſt Du ihn erkannt?“ fragte ich.

„Wen?“

„Den von der Mancha,“ entgegnete ich mit einem ſehr unpaſſenden Scherz, hinter dem die Verlegenheit, die mich ergriffen hatte, ſich verbergen ſollte.

Papa bemerkte es nicht und ſprach obenhin: „Das iſt ja der Narr, der Schwarzburg.“

Meine Courage war gleich wieder da; ich wagte zu bitten: „Erzähle mir von ſeinen Narrheiten.“

„Ich weiß nichts,“ antwortete Papa.

„O doch! Bernhard ſpricht ſo oft von ihm.“

„Um ſich luſtig über ihn zu machen."

„Nicht immer! Im Grunde liebt und bewundert er ihn und ſagt, daß er eine große Zukunft hat."

„Da müßte ſich Vieles ändern."

„Nicht gar ſo Vieles, lieber Papa. Ein wenig Glück müßte er haben; bis jetzt hat er nur Unglück gehabt, von Kindheit an. Erinnere Dich, was Bernhard erſt neulich wieder von ihm ſagte. Seine Eltern geſchieden, die Mutter wieder verheirathet und ausgewandert, und der Vater ein Verſchwender, der ſich um den Knaben nicht kümmert, und der iſt ſchlimmer daran, als eine Waiſe. Im Inſtitut mißhandeln ſie ihn, weil nicht einmal ſein Unterhalt regelmäßig bezahlt wird. Er wächſt heran, er ringt ſich durch, er wird in Jünglingsjahren ſchon ein Mann und verdient ſich ſein Brod . . . "

„Ja, ja, aber dann die Don Quixoterien mit ſeinem kleinen Erbe und ſeine lächerliche Liebesgeſchichte."

„Liebesgeſchichte? . . . Das iſt aber ſonderbar —"

Eine unangenehme Empfindung ergriff mich, und ich fand es ſehr curios, daß mir Bernhard von dieſer Liebesgeſchichte nicht geſprochen hatte. Nach einer Weile fragte ich: „Wen liebt er denn, der Baron?"

Papa dachte nicht mehr an unſere frühere Converſation und wußte nicht gleich, wen ich meinte; dann ſprach er kurzweg: „Jetzt kann er nur noch ihr Andenken lieben; ſie iſt geſtorben."

„Wann?"

„Vor einigen Jahren, als die Frau eines Anderen,

den sie ihm vorgezogen hatte, — zum Danke für eine Treue, die ihn im Mittelalter berühmt gemacht hätte, und durch die man sich in unserer Zeit lächerlich macht."

„Das begreife ich nicht! Wie kann der Besitz einer Tugend lächerlich machen? und Treue ist doch eine Tugend!"

Papa räusperte sich: „Wenn die Tugend zu weit getrieben wird, dann ist sie keine Tugend mehr, sondern Unvernunft."

Vernunft, Unvernunft, — ich hatte einen Haß gegen diese Worte, die der Graf so oft aussprach. „Ach, geh, Papa," sagte ich, „mir scheint, die Tugend braucht nicht erst hineinzuwachsen in die Unvernunft, sie ist Unvernunft von allem Anfang. Deshalb habe ich auch vor der Vernunft so wenig Hochachtung."

„Das merkt man," versetzte Papa.

„Und deshalb schwärme ich auch für eine Treue, die keinen Lohn findet und dennoch besteht."

„So? Und wie albern das ist von einem Manne, sich geliebt zu wähnen, wenn er nicht geliebt wird? Sich in der Kühlwanne halten zu lassen? Niemanden glauben, der ihm sagt: sie macht sich nichts aus Dir? Wie albern das ist, das siehst Du nicht ein? Oder vielmehr, es gefällt Dir ja wohl, weil es gar so albern ist!"

„Hat sie ihn denn wirklich nicht geliebt?"

„In der Kühlwanne hat sie ihn gehalten, sag' ich Dir. Und er ist schmachtend herumgegangen unter ihren Fenstern, hat Jeden, der ihn auslachte, kurz abgetrumpft

und ſich wegen der Dummheit mehr als einmal ſchlagen müſſen."

Ich jubelte: „Das war recht! Das entzückt mich! Ich ſeh's von hier, und ich höre, wie er nach dem Kampfe, ob ſiegend oder beſiegt, ausruft: Dulcinea von Toboſo iſt das edelſte Weib der Welt, und ich bin der treueſte Ritter auf Erden! Herrlich, beſter Papa!"

„Zum Kuckuck, wenn Du nicht überſchnappſt ... Aber ſolche Narrheiten kommen von den vermaledeiten Büchern, und ich werde ... Uebrigens, enough of it!"

Nun war's Zeit für mich, zu ſchweigen; wenn mein lieber, guter Papa engliſch kam, — allerhöchſte Zeit!

Seit einigen Wochen hatte Mama wieder angefangen, täglich nach dem Theater Leute bei ſich zu ſehen. Sie wollte dem Grafen Gelegenheit geben, öfter zu uns zu kommen, ohne daß es auffiele. Half aber alles nichts! Obwohl ſeine Bewerbung ſo ſtill war, daß ſelbſt ich, Gott ſei Lob und Dank, kaum Etwas von ihr merkte, neckten meine Freundinnen mich mit ihm. Die Meiſten, — es iſt unglaublich! — ſagten mir, daß ich ein Glückspilzchen ſei, und eine von ihnen, — ich will ſie Dora nennen, — verfehlte nie, hinzuzuſetzen: „Ein dummes, ein ſchrecklich dummes Glückspilzchen!"

Sie iſt älter als ich, und gilt für ſehr geſcheit und unterrichtet. Als kleines Mädchen hat ſie von einer alten Tante, die eine Gelehrte war, eine Bibliothek geerbt und in ihrem Zimmer aufſtellen dürfen, weil ihre

Eltern alles thun, was ſie will. Da ſtudirte ſie mit dreizehn Jahren ſchon den Kosmos von Humboldt und das Leben Jeſu von Strauß. Sie hat mir aus dieſem Buche Manches explicirt, aber nicht recht deutlich; ich habe es nicht begriffen.

Dora drohte mir oft: „Du, wenn Du den Grafen nicht zu ſchätzen weißt, ſo fiſche ich Dir ihn weg, das merk' Dir!“ Und ich munterte ſie jedesmal auf: „Fiſche Du nur, Du kannſt mir keinen größeren Gefallen thun.“

Sie nahm das die längſte Zeit für Spaß. „Weißt Du denn,“ fragte ſie, „ſie haben die Fürſtenkrone, die T. . . . . ?“

„Wie ſoll ich's nicht wiſſen?“

„Und denkſt nicht, wie ſich das machen würde, das Monogramm mit der Fürſtenkrone im Taſchentuch?“

Ich lachte ſie aus. „Was haſt Du davon, daß Du mit dreizehn Jahren den Humboldt und den Strauß geleſen haſt, wenn Du mit zwanzig noch ſo kindiſch biſt?“

„O, das iſt eine ganz andere Sache! Ich habe einen Weltblick. Ich verſtehe das. Die größten Gelehrten legen Werth auf ſolche Dinge und wären über die Maßen froh, Aufnahme zu finden im Salon und mit Fürſtinnen zu tanzen. Aber weil ſie zu langweilig und pedantiſch ſind. . . .“

Ich war empört über ihr Geſchwätz und rief: „Genir' Dich, ſo etwas vorzubringen! Was weißt Du von Gelehrten? Du haſt noch nie einen lebendigen Gelehrten geſehen.“

„Du ebenſo wenig.“

„Wir Alle zuſammen nicht, weil ſie in unſere Salons gar nicht kommen, ſich's gar nicht verlangen. Aber ſo etwas kannſt Du Dir nicht vorſtellen. Du willſt immer einen Weltblick haben und haſt einen kleinwinzigen Blick, der nicht über den Salon hinausreicht. Auf den kommt bei Dir alles an!“

Sie war pikirt; ſie iſt es ſo gewohnt, bewundert zu werden wie der Graf, und verträgt ſo wenig wie er einen Widerſpruch.

Wir hatten unſere Unterhaltung laut geführt zum Ergötzen eines Auditoriums von jungen Herren und Damen. Dora ſtand bei den Letzteren nicht in Gunſt, und ſie kicherten ſchadenfroh über meinen Ausfall.

„Unterſchätze mich nur!“ ſagte Dora ärgerlich, aber ſo leiſe, daß nur ich es hören konnte. „Du wirſt ſehen, was geſchieht, wenn ich nicht mehr Deine Freundin bin.“ Dabei blinzelte ſie bedeutungsvoll nach der Thür, durch welche der Graf eben eintrat.

Ich verſtand ſie und entgegnete ebenfalls leiſe: „Wenn Dir Das gelingt, was Du meinſt, dann wirſt Du erſt recht meine Freundin ſein.“

„Angenommen, die Herausforderung!“ erwiderte ſie und ahnte nicht, wie ich im Stillen ihren Entſchluß ſegnete und ihm allen möglichen Erfolg wünſchte. Der Graf ſtand da, und mir war, als ob die Luft ſchwerer und alles um mich her dunkler geworden wäre.

Dora räumte ihm ihren Platz mir gegenüber ein

und ſetzte ſich auf die Armlehne meines Fauteuils. Sie ſah in ihrem weißen Gazekleide und mit ihrer hübſchen Friſur ſo allerliebſt aus, wie das allerliebſte Meißener Porzellan-Figürchen, und der Contraſt zwiſchen ihrer anmuthig zierlichen Erſcheinung und den Reden, die ſie führte, war köſtlich.

„Ich wette," ſagte der Graf, „daß hier wenigſtens achtundzwanzig Grade ſind."

„Und wenn ihrer achtunddreißig wären," entgegnete ſie, „ich ſpür's nicht, ich habe nie warm, ich bin der ſteinerne Gaſt."

Der Graf ſah ſie gleichgültig an und ſagte: „So?"

„Ich habe aber auch nie kalt."

„Aha, Sie wollen originell ſein. Ich bin gar nicht originell, ich bin ein proſaiſcher Menſch."

„O, — ich bin auch ſehr proſaiſch. Denken Sie nur — ich ſchnupfe."

„So?"

„Ich habe meine Doſe immer bei mir."

„Es iſt aber nichts darin."

Sie zog ein goldenes Döschen aus der Taſche, nicht größer als ein Guldenſtück: „Es iſt immer etwas darin, nur gerade heute nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Todtenkopf auf den Deckel graviren laſſen. Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier. Ich denke immer an den Tod; ich glaube, daß ich durch Selbſtmord ſterben werde . . ."

Der Graf erhob die Augen zum Himmel.

„Ich trage auch immer einen Dolch bei mir.“

„Ah,“ ſagte der Graf.

„Damit ich mich gleich erſtechen kann, wenn mir einmal der Tabak, meine einzige Freude, nicht mehr ſchmeckt.“

Er lächelte, er begann ſie ergötzlich zu finden, und als ſie jetzt von einem alten eingelegten Kaſten erzählte, der in einer Dachkammer ihres Schloſſes gefunden worden war, intereſſirte ihn das wirklich. Ich benützte den Augenblick, in dem ihr Geſpräch lebhaft wurde, um aufzuſtehen und mich auf gute Art von ihnen wegzuſtehlen. Wie ich mich wende, ſehe ich Bernhard vor mir. „Ich ſuche Dich ſchon die längſte Zeit,“ ſagt er. „Man kommt ja nicht vorwärts in dem Gedränge.“ Und er ſieht ſich um und ruft: „Schwarzburg!“

Und ich, ganz überraſcht und ſo freudig, als ob es ſich um einen lieben, ungeduldig erwarteten Bekannten handelte, fragte: „Iſt er da?“

Sogar Bernhard hat mich nachträglich wegen dieſes: „Iſt er da?“ recht ernſtlich ausgezankt. Ich habe es nie bereuen können. Ich blickte, nachdem es ausgeſprochen war, in ein Paar Augen, aus denen eine Glückſeligkeit flammte, zu groß, als daß ich je bereuen könnte, ſie erweckt zu haben. Schwarzburg verneigte ſich tief vor mir, und mir war die Ehrfurcht, die ſich in ſeinem Gruße ausdrückte, faſt beſchämend. Wie komme ich dazu, Ehrfurcht zu erwecken? . . .

Wir redeten lange zuſammen, — viel zu lange,

wurde mir vorgeworfen. Ich kann darüber keine Auskunft geben; ich dachte nicht daran, daß die Zeit verfloß, und auch nicht, daß noch andere Leute anwesend waren. Schwarzburg sprach mit mir, und was er sagte, und wie er es sagte, war mir wichtig und angenehm, und es kam mir weiser und besser vor, als alles, was ich je gehört, und klang mir zugleich lieb und vertraut.

Wenn ich jetzt die Erinnerung an jenen Abend zurückrufe und mich frage: Haben wir uns damals kennen gelernt? muß ich antworten: Nein. Dessen bedurfte es nicht. Wir begrüßten einander wie Freunde, die ihren Bund längst geschlossen haben, und unser erstes Begegnen war ein Wiedersehen.

Unserem Gespräche wurde ein Ende gemacht durch Papa. Er wollte in einer ihm sehr am Herzen liegenden Angelegenheit unserer Gemeinde auf dem Lande, den Rath Schwarzburgs einholen und berief sich auf Bernhard, dessen Meinung sei, der Baron könne die Erledigung der Sache betreiben. Die beiden Herren vertieften sich in eine eifrige Conversation; ich sah, daß sie einander am Schlusse derselben die Hände schüttelten und fühlte mich sehr geschmeichelt. So konnte man doch ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen, mit dem Narren, dem Schwarzburg, — er konnte Einem sogar nützlich sein! —

Die Soirée war aus, die meisten Gäste waren fort. Unter den letzten, die gingen, befanden sich Dora und ihre Eltern, der Graf und seine Mutter. Die comtesse douairière, wie meine Duphot sie nennt, bewies sich mir

beim Abſchiede beſonders freundlich. „Sie ſind ſo gut, liebes Kind; ich habe Sie bewundert. Wie gut waren Sie heute gegen dieſen Beamten, dieſen armen Baron! Es iſt nur die Frage, ob Ihre Güte nicht mißverſtanden wird. Dieſe Gattung von Menſchen iſt manchmal übelnehmeriſch und fühlt ſich unangenehm berührt durch unſere zu deutliche Bemühung, ſie à leur aise zu ſetzen . . .“

Ich wußte nicht recht, was ich aus dieſer Bemerkung machen ſollte, ob ſie ein Lob enthielt oder eigentlich ein Tadel war.

Es iſt mir nicht möglich, meine beſcheidene Herzensgeſchichte ausführlich zu erzählen. Daß meine Eltern mich dem kleinen Beamten, Baron Schwarzburg, zur Frau geben würden, glaubte ich nie; das Bewußtſein meiner Liebe und das ihrer Hoffnungsloſigkeit erwachten zugleich in mir, und es wäre ein ſchweres Unrecht geweſen, mich der Erſteren hinzugeben. Ich habe mich ihr aber nicht hingegeben; ſie hatte mich ergriffen, ehe ich mich deſſen verſah, und ſie war damals ſo mächtig und innig wie heute. Ihm wird es auch nicht anders ergangen ſein; ſeine Neigung zu mir kam wohl eben ſo plötzlich, wie meine große Liebe zu ihm. Nur weil er nicht eitel iſt, hat er es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß er mir ein wärmeres Gefühl, als das der Freundſchaft einflößen könnte. Aber ſchon dadurch ſchien er aufs Tiefſte beglückt, und was mich betrifft, — mir iſt

ja ein neues Leben aufgegangen, seitdem er mich zur Vertrauten des seinen gemacht hat, und seitdem ich sein edles und selbstloses Herz ganz kenne. Er hat fast nur Unrecht erfahren, und doch sagt er immer: das Recht muß siegen; er hat zahllose Bitternisse durchgekostet, und ist doch unverbittert geblieben. Freilich, mit einem solchen Schatz von Menschenliebe und Kraft in der Brust, wie sollte man da am Guten verzweifeln!

Merkwürdig kommt es mir vor, daß er sich für ganz anders hält, als er ist. Er sagt, das Motiv der meisten seiner Handlungen und der Quell aller seiner Stärke sei — der Eigensinn. Als er neulich wieder diese Behauptung that, fragte ich ihn: „Haben Sie auch damals schon, als junger Jurist, den Prozeß gegen sich selbst aus Eigensinn geführt?"

Er zog die Augenbrauen zusammen: „Ist die alte Geschichte noch nicht vergessen?"

„Noch nicht."

„Da muß ich sie berichtigen. Ich habe nicht in lächerlichem Opfermuth gehandelt; ich habe meine Rechtschaffenschaft gegen mein Geld vertheidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares. Meine Clientin war die Wittwe eines braven Mannes und alten Dieners, und die Summe, um die es sich handelte, dessen redlich Erworbenes und Erspartes. Vor wie vielen Jahren es dem gnädigen Herrn in devoter Vertrauensseligkeit zur Verfügung gestellt worden war, wußte die Frau nicht mehr. Sie wußte nur, daß der gnädige Herr ihr gar

oft verſichert, die beſte Hypothek, die er geben könne, ſolle ſie haben. Was für eine Hypothek das war, — er ſelbſt hatte keine Ahnung davon, und der Wittwe ſeines treueſten und ergebenſten Dieners wird es doch nicht einfallen zu fragen: Bin ich auch wirklich ſicher geſtellt, und in welcher Weiſe? . . . Ja, ſprach nachträglich der Advokat, warum war ſie ſo dumm? Hat ſie denn nicht geſehen, was vorging und wie gewirthſchaftet wurde? Sie hatte alles geſehen, aber dem Worte ihres Herrn mehr getraut, als dem Augenſchein. Und dafür ſollte ſie beſtraft werden, und der Sohn dieſes Herrn ſollte es zugeben? Konnte er's? Was meinen Sie, Gräfin, und was hätten Sie an ſeiner Stelle gethan?"

Ich antwortete: „Was Sie gethan haben."

„Und damit etwas Außerordentliches?"

„Nur einfach das Rechte."

„Gott ſei Dank!" erwiderte er, und eine ſtille mächtige Freude erhellte ſein Geſicht, „einfach das Rechte, ſo iſt es."

Er ſah ganz glücklich aus. „Warum denn Gott ſei Dank?" fragte ich.

„Dafür, daß ich mich vor Ihnen entſchuldigen durfte."

„Entſchuldigen? Aber ich bitte Sie!" rief ich, wirklich in Verlegenheit.

„Und dafür, daß Sie es mir ſo leicht gemacht haben, und daß Ihr Blick ſo hell und Ihr Sinn ſo gerade iſt; dafür vor Allem, daß Sie zugeben: wir thun

nicht mehr, als das einfach Rechte, wenn wir das Recht auch auf Koſten des eigenen Vortheils vertheidigen."

„Iſt denn das nicht natürlich?"

„Nein, natürlich iſt der Egoismus. Und er wird jetzt ſehr geſchätzt. Sie können in jedem Zeitungsblatte kleine Excurſe zu ſeinen Gunſten und zu denen ſeines Verwandten, des „geſunden Realismus," leſen. Das Zeitalter der Humanität bekämpft, — was unglaublich ergötzlich iſt, — den Idealismus und nennt jede etwas weit getriebene Selbſtverleugnung, dieſe Baſis und Bedingung der Humanität, krankhaft und ſentimental . . ."

Da wurden wir unterbrochen, und der Graf, Dora und meine Schweſter, traten zu uns. „Aha, hier wird docirt", ſagte der Graf, und Schwarzburg wandte ſich förmlich betroffen zu mir: „Iſt es wahr, habe ich docirt?"

„Es geſchieht Ihnen manchmal," meinte der Graf, der ſogleich die hochmüthig kühle Weiſe annahm, in welcher die eleganten Leute die nicht eleganten zu behandeln pflegen, und die mir immer ſo engherzig vorgekommen iſt, ſo blöde, ſo gemein!

„Sie haben gar nicht docirt," rief ich, „Sie haben mir etwas Intereſſantes erzählt."

„Ein Geheimniß?" fiel Dora kichernd ein.

„Durchaus nicht."

„Dann möchten wir ſie auch hören, die intereſſante Geſchichte, beſonders, wenn ſie nicht lang iſt. Aber ſie iſt lang, ebenſo lang, als intereſſant. Ich habe Euch

beobachtet aus der Ferne, — Ihr ſeid immer ſo köſtlich, Ihr Zwei.“

Mir ſchoß das Blut in die Wangen, und Schwarzburg warf Dora einen Blick zu, der ihr die Luſt verdarb, ihren tactloſen Scherz fortzuſetzen. Doch hatte er ſeine Wirkung gethan und trug ſchlimme Früchte für mich. Graf T. wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite, und wir führten ein troſtloſes Geſpräch über Waffenhallen und antike Einrichtungen, — eine „Moder- und Schimmel-Converſation“, wie Eliſabeth ſagt, wenn ihr Mann, der ja überhaupt ſo viel Aehnlichkeit mit T. hat, anfängt, über dasſelbe Thema unerſchöpflich zu werden. Sie ſah manchmal von ihrem Platz aus mit unverhohlenem Mitleid zu mir herüber.

Am nächſten Tage kam ſie zu mir, um mich zur Rechenſchaft zu ziehen. Es war noch früh und ich eben erſt vom luncheon in mein Zimmer zurückgekehrt. Da trat ſie ein. Sie nahm ihren Hut vor dem Spiegel ab und richtete die Stirnlöckchen zurecht, die der Wind in Unordnung gebracht hatte. Scheinbar geſchah's mit großer Aufmerkſamkeit; allein ich merkte wohl, daß ihre Gedanken keineswegs mit dem edlen und ſchönen Bilde beſchäftigt waren, das der Spiegel ihr widerſtrahlte. Plötzlich ſagte ſie: „Hör' einmal, Kind, was willſt Du eigentlich mit Deinem Schwarzburg-Cultus?“

Die unerwartete Frage brachte mich in Beſtürzung, und ich entgegnete leiſe: „Was ſoll ich wollen?“

„Ich möchte es wiſſen; ich möchte wiſſen, was Du

denkſt, was Du Dir einbildeſt! Du biſt ganz verändert ſeit einiger Zeit, — weißt Du das?"

Mir wurde immer beklommener zu Muthe. „Worin denn verändert, Eliſabeth?"

„Ach," ſagte ſie, „reden wir nicht ſo unnöthiger Weiſe herum! Die Auszeichnung, mit der Du Schwarzburg behandelſt, fällt Jedem auf. Du trägſt für ihn eine Art Verehrung zur Schau."

„Ich trage ſie nicht zur Schau; ich verberge ſie nur nicht."

„Und was ſoll dabei herauskommen?"

„Es wird nichts dabei herauskommen," antwortete ich kleinlaut; „in ein paar Wochen geht er nach Bosnien, und ich gehe nach Troſtburg."

Sie zuckte die Achſeln, machte ein paar Schritte und nahm Platz auf dem Seſſel vor meinem Schreibtiſch. Das Heft, auf dem mit großen Lettern geſchrieben ſtand: „Meine Memoiren," fiel ihr in die Augen; ihr ganzer Ernſt war verſchwunden, ſie lachte auf.

„Da ſind ſie ja, die Vertrauten! Es ſchreibt Memoiren, das Kind. Da ſteht wohl alles drin, man braucht nur aufzuſchlagen . . . Mach' kein ſo erſchrockenes Geſicht! Ich bin wohl ſehr neugierig, aber nicht indiscret."

Indeß ihre Lippen ſpotteten, ſahen ihre großen blauen Augen ſo treuherzig, ſo voll Mitleid und Liebe zu mir empor, daß ich Muth faßte, näher zu ihr trat und ſprach: „Du haſt mich gefragt, was ich will . . . Ich geſtehe

Dir, was ich nicht will: ich will den Grafen T. nicht heirathen."

Sie entgegnete phlegmatiſch: „Bravo, das iſt gelungen. Und der Graf, der heute oder morgen förmlich um Dich anhalten wird?"

Ich rief tödtlich erſchrocken: „Woher weißt Du das?" Sie antwortete: „Von ihm ſelbſt."

„Merkt er denn nicht, wie gleichgültig er mir iſt?"

„Nein, er merkt nicht ſo leicht etwas."

„Und wie ſehr, wie unausſprechlich ich ihm einen Andern vorziehe?"

„Das am Wenigſten. Ein Graf T. hält es für unmöglich, daß ein Baron Schwarzburg ihm vorgezogen werden könnte."

„Und Dora, die tauſendmal beſſer für ihn paßt, die mir verſprochen hat, ihn wegzufiſchen, auf die ich gehofft habe, — warum hält mir Dora nicht Wort?"

„Weil ſie nicht kann; was an ihr lag, hat ſie gethan. Alles umſonſt. Sie mißfällt dem Grafen. Ein Verwöhnter wittert eine Verwöhnte und weicht ihr aus."

„Was thun, Eliſabeth, was thun? Wenn ich den Grafen heirathen muß, — ich verzweifle!"

Sie legte die Arme um mich und zog mich zu ſich heran; ich lehnte die Wange an ihren Scheitel. „Glaubſt Du es wirklich?" fragte ſie. „Ich meine, es ließe ſich vielleicht doch friedlich mit ihm hauſen. Nur ein Bischen klug müßte man ſein. Man dürfte ihm nur nicht widerſprechen in kleinen Dingen, dann hätte man in großen

freie Hand. Man müßte ſich ſehr hüten, ſeine Eitelkeit zu verletzen und es ſo oft wie möglich zu einem Lobliedlein bringen."

„Schmeichelei!" rief ich, „loben, was ich nicht billige! Schmeichelei, o pfui, Schmach und Schande!"

„Keine großen Worte," ſprach ſie. „Eine ſchlechte Ehe führen, das allein iſt Schmach und Schande. Dagegen wiegen die Demüthigungen leicht, die Du mit Dir ſelbſt abmachen kannſt. Und auf das Abwägen eines Uebels gegen das Andere, auf ein Pactiren mit dem Feinde, dem Elend des Lebens, darauf kommt es ja überhaupt an. Das volle Glück, das wolkenloſe, wem wird das zu Theil? Wer bringt's auch nur zu einem rechten Traum von ihm?"

„Ach, wenn man nur zu träumen brauchte, da hätt' ich's gleich."

„Wahrhaftig? So faſſe Vertrauen und träume laut."

„Darf ich? Soll ich?"

„Du ſollſt."

„Vergiß aber nicht, daß ich träume."

„Nun, wird's?"

„Ich träume, ich wäre ſein, — Du weißt ſchon, wen ich meine, — und hätte keinen heißeren Wunſch, als ihm das Leben, das immer ſo hart gegen ihn geweſen iſt, ſchön und ſüß zu machen. Und an ſeiner Seite würde ich geſcheit, tüchtig und beſſer von Tag zu Tag. Jeder meiner Athemzüge wäre ein Loblied auf

ihn. Geſchäh' aber einmal ein Wunder, und thäte er etwas, das mir Unrecht ſchiene, ſo würde ich es ihm ſagen, frank und frei. Und dem Leiden ginge ich nicht aus dem Wege; trüg' er's doch mit mir und zuſammen würden wir damit fertig. Was iſt denn das Leiden, was kann mich treffen, ſo lang ich ſein bin und er mich lieb hat?"

„Ja wohl," ſagte Eliſabeth dumpf und lautlos, „ja wohl."

„So ſieht mein Traum aus, lautere Seligkeit! Aber die Wirklichkeit iſt Entſetzen, — Entſetzen, Eliſabeth! Du haſt mich völlig vernichtet. Dieſes Pactiren, dieſes heuchleriſche Kleinbeigeben, um den Schein der Einigkeit zu wahren, um den inneren Zwieſpalt zu verſtecken, — ich könnt' es nicht. Und Du? . . ."

Ein ſchrecklicher Gedanke hatte mich durchblitzt. Ich beugte mich vor; ich ſah ſie an: ihr Geſicht war thränenüberſtrömt. „Kannſt denn Du's?" fragte ich, ließ mich auf die Kniee gleiten und umſchlang ſie. Sie drückte meinen Kopf heftig an ſich, und qualerpreßtes Schluchzen hob ihre Bruſt: „Ich habe es gelernt!"

Eine Weile verharrten wir in tiefem Schweigen. Als ich endlich den Blick zu ihr erhob, lag wieder die gewohnte Ruhe auf ihren Zügen. Sie ſtand auf. „Komm mit mir zu den Eltern, Kind," ſprach ſie. „Zur Verwirklichung Deines Traumes werde ich Dir nicht verhelfen können, aber geopfert ſollſt Du nicht werden."

Mama ſaß in der Canapé-Ecke und häkelte; Madame Duphot las ihr vor aus Ozanams „Poëtes Franciscains.“

„Dürfen wir eintreten, Mama? Wir hätten mit Dir zu ſprechen,“ ſagte Eliſabeth.

Ohne aufzublicken, antwortete Mama: „Erlaubt nur, daß wir unſer Kapitel ſchließen. Setzt Euch.“

Wir ſetzten uns, und Madame Duphot brachte die hübſche Legende vom heiligen Franciscus und vom Wolf von Gubbio zu Ende. Dann legte ſie ihr Buch, über das hinweg ſie mich mehrmals flüchtig angeſehen hatte, auf den Tiſch und erhob ſich. Ich ergriff ihre Hand: „Bleiben Sie!“ flüſterte ich ihr zu, und Eliſabeth fiel lebhaft ein: „Bleiben Sie, liebe Duphot, wir rechnen auf Ihre Unterſtützung. Wir möchten auch mit Papa ſprechen. Darf ich ihn herüber bitten laſſen, Mama?“

„Laß ihn bitten.“

Meine gute Mama, die ſo ahnungslos und friedlich ihre Arbeit fortſetzte und den liebenswürdigen Lehren des heiligen Franciscus nachſann, that mir ſchmerzlich leid. Wie gern hätte ich ihr den Kummer erſpart, den ich im Begriff war, ihr zu verurſachen, aber — konnte ich denn?

Die Thür öffnete ſich; Papa erſchien, aber nicht allein; mein Bruder begleitete ihn. Die Blicke beider richteten ſich ſogleich auf mich. „Da iſt ſie ja,“ ſagte Papa ſtreng und drohend.

Ich wollte mich erheben; aber meine Kniee zitterten

zu sehr, und so streckte ich nur die Hand aus, um die seine zu fassen, als er an mir vorüberging. Er zog sie rasch zurück und nahm Platz auf dem Canapé neben Mama. Mein Bruder ließ sich an seiner Seite auf einen Sessel nieder, und Madame Duphot, an der Seite Mamas, schob, bescheiden wie immer, ihr Tabouret ein wenig zurück. Meine Schwester und ich saßen ihnen in einer kleinen Entfernung gegenüber, wie der Schuldige und sein Advocat vor den Richtern.

„Lieber Papa, liebe Mama," begann Elisabeth, „ich möchte Euch im Namen Paulas bitten, dem Grafen zu sagen, er möge seine Bewerbung nicht fortsetzen. Paula kann keine Neigung für ihn fassen und ist entschlossen, ihn nicht zu heirathen."

Ich staunte und erschrak über die schroffe Art, in welcher sie das hervorstieß. Madame Duphot seufzte; Bernhard murmelte: „Oho!"-Vater und Mutter schwiegen.

„Paula hofft innigst," nahm Elisabeth wieder das Wort, „daß Ihr, liebe Eltern, ihren Entschluß genehmigen werdet."

„Thut es," sprach nun ich, „habt die Gnade, ich werde Euch ewig dankbar dafür sein. Ich kann den Grafen T. nicht heirathen; ich habe für ihn nicht die geringste Neigung, eher das Gegentheil."

„Soll das heißen, daß Du eine Abneigung gegen ihn hast?" rief Papa sehr heftig. „Wer setzt Dir solchen Unsinn in den Kopf? Am Ende gar Deine ältere Schwester?"

„Um alles in der Welt, das denke nicht! Ich habe sie gebeten, meine Fürsprecherin bei Euch zu sein.“

„Erstens,“ sprach Mama, „brauchst Du keine Fürsprecherin bei Deinen Eltern, sondern solltest Dich vertrauensvoll direct an sie wenden; zweitens hätte Deine Schwester dieses Amt nicht übernehmen, sondern Dich darauf aufmerksam machen sollen, wie thöricht es ist, eine Abneigung in sich aufkeimen zu lassen und ohne Weiteres auszusprechen, für welche nicht der geringste Grund vorhanden ist.“

„Sie besteht, das ist ihr Grund!“ entgegnete Elisabeth.

„Ihre Stimme, die eben noch etwas verschleiert geklungen, war wieder so scharf und hart, wie im Anfang unserer Unterredung. Ich rückte näher zu ihr und legte den Arm um sie; ihr ganzer Körper bebte.

„Unsinn! Unsinn!“ wiederholte Papa. „Auf solchen Unsinn nehmen wir keine Rücksicht.“

„Der Graf ist ein rechtschaffener, ehrenhafter Mann, wohlerzogen, von angenehmem Aeußern und guten Manieren, an dessen Seite Du glücklich werden mußt, Paula,“ fiel Mama streng und unerbitterlich ein. „Du liebst ihn jetzt noch nicht; Du wirst ihn aber gewiß lieben lernen, wenn es erst Deine Pflicht sein wird.“

Mich überlief ein Schauder, und ich stammelte: „Nein, Mama, nein! Ich werde ihn nie liebgewinnen, weil ich . . .“

Das Geständniß, das ich hatte thun wollen, erstarb

mir auf den Lippen. Hülfeflehend ſah ich meine Schweſter an. Ihr ſchönes Geſicht glühte, ſie hatte die Arme über die Bruſt gekreuzt und hielt unverwandt einen Blick voll Groll und Vorwurf auf Mama gerichtet. „Erinnere Dich," ſagte ſie, „daß Du mir vor ſiebzehn Jahren dieſelbe Verheißung machteſt, und genau mit demſelben Rechte. Auch der Mann, der um mich freite, war rechtſchaffen, wohlerzogen und von angenehmem Aeußern. Nun, liebe Mutter, weil Du es nicht geſehen, nicht errathen haſt, ſo hör' es denn endlich einmal: Deine Verheißung iſt nicht in Erfüllung gegangen . . ."

„Eliſabeth!" riefen beide Eltern zugleich. Bernhard, der zuerſt ungläubig lächelnd aufgehorcht, ſenkte plötzlich den Kopf. Madame Duphot hatte ſich erhoben und war aus dem Zimmer geglitten, wie ein Schatten.

Mit einer Ruhe, die auf mich einen entſetzlichen Eindruck machte, fuhr Eliſabeth fort: „Die Liebe, die in der Ehe von ſelbſt hätte kommen und mich hätte einhüllen ſollen in ſelige Blindheit, in glücklichen Trug, ſie kam nicht. Mein Herz blieb kalt, meine Augen blieben hell, und mit dieſen hellen Augen ſah ich meinen rechtſchaffenen, wohlerzogenen Mann durch und durch . . ." Sie lachte kurz und herb: „Es war kein begeiſternder Anblick!"

Ich war über die Reden Eliſabeths und beſonders über die Beſtimmtheit, mit welcher ſie dieſelben vorbrachte, ſo betroffen, daß ich nicht wagte, meine Eltern anzuſehen. Verſtohlen nur warf ich einen Blick auf die

Stelle, die Bernhard früher eingenommen hatte; ſie war leer; mein Bruder war aufgeſtanden und ans Fenſter getreten, in deſſen Nähe Eliſabeth ſaß. Er ſah ernſt zu ihr nieder, aber, wie ich dankbar fühlte, ohne Entrüſtung.

„Was ſoll das heißen?“ fragte Papa. „Was haſt Du Deinem Manne vorzuwerfen? Er hat nie etwas gethan, das nicht anſtändig geweſen wäre, ſich nie ein Unrecht zu Schulden kommen laſſen.“

„Nie! Er hat nie einen Menſchen geſchädigt an Ehre oder Gut,“ ſagte Eliſabeth, „er hat aber auch nie freudig und aus eigenem Antrieb geholfen, nie ein Opfer gebracht, nie ſich ſelbſt vergeſſen um eines Andern willen. Er hat keinen Sinn für die Großmuth und keinen für das Schöne, außer,“ — wie ein Blitz ſchoß ein ſchalkhaft heiterer Ausdruck über ihr Geſicht, — „außer, wenn es ihm etwa in Geſtalt eines alten Schrankes begegnet oder eines Sporns, den ein Ritter, vielleicht bei der Plünderung eines reiſenden Kaufmanns, vor vierhundert Jahren verloren.“

„Aber Eliſabeth!“ ſprach Bernhard, der nun hinter ihr ſtand und ſeine Hand auf die Lehne ihres Seſſels gelegt hatte.

„Ich weiß, ich ſollte ſo nicht ſprechen,“ entgegnete ſie, „doch geſchieht es ja heute zum erſten Male, und es wäre auch heute nicht geſchehen, wenn es ſich nicht darum handelte, dieſes Kind vor dem Schickſal zu bewahren, das mir bereitet worden iſt.“

Die gute Mama war in höchſter Beſtürzung und völlig verwirrt. „Du treibſt alles auf die Spitze,“ klagte ſie; „Du beſchuldigſt Deine Eltern, Du ſprichſt ungehörig von Deinem Manne!“

Eliſabeth nickte zuſtimmend: „So thu' ich! Aber ich habe meiner Schweſter verſprochen, ihr beizuſtehen in ihrem ſchweren Kampfe zwiſchen dem kindlichen Gehorſam, den ſie Euch gern beweiſen möchte, und zwiſchen ihrem Widerwillen gegen den Grafen.“

„Widerwillen,“ murmelte Papa, „lächerlich!“

„Ich halte Wort, ich ſage ihr vor Euch: gieb nicht nach! Du biſt meine rechte Schweſter, Du würdeſt, in dieſelben Verhältniſſe verſetzt wie ich, ebenſo elend werden wie ich,“ ſprach Eliſabeth, immer mit ihrer furchtbaren Ruhe, und Papa rief ihr zu: „Elend, — was das für ein Ausdruck iſt!“

Sie darauf: „Wüßt' ich doch einen ſtärkeren, daß ich ihn gebrauchen könnte! Keiner iſt ſtark genug für die Erniedrigung, in einer Nullität ſeine höchſte Inſtanz anzuerkennen, — anerkennen zu ſollen, verſteht ſich, — und was für eine Heuchelei das iſt, ſich ſcheinbar zu beugen vor einem kleineren, als man ſich ſelber fühlt . . .“

„Hochmuth! Hochmuth!“ ſeufzte Mama. Sie hatte die Arbeit ſinken laſſen, war ſchrecklich blaß, und in meiner Seele empfand ich es, wie ſehr ſie litt, als Eliſabeth dieſen Ausruf nur mit einem leiſen Aufwerfen der Lippen beantwortete und eiskalt fortfuhr:

„Und wie man dabei innerlich verkommt, wie man

ſich verachtet, aber nur, um gleich wieder in ſchuldiger Demuth unterzukriechen unter das „geheiligte“ Joch! Das verſteht ſich immer von ſelbſt! . . . Wer macht denn einen Scandal? Wer läuft davon? Wer wirft ſich ins Waſſer? So Etwas thun ja nur die ordinären Leute, die keine Religion haben, oder die weichlichen Abkömmlinge von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, die keine Courage haben und nichts aushalten können. Unſereins iſt fromm, iſt ſtark, hat Heldenblut in den Adern, unſereins deſertirt nicht von ſeinem Poſten! Darum Paula, überleg's, eh' Du Dich hinſtellen läſſeſt; es iſt ein verteufelt heikler Poſten . . .“

Sie wandte ſich zu unſeren Eltern:

„Lieber Vater, liebe Mutter, — wenn Ihr dem Kinde ſagt: thu's, weil Du eine ſchöne Stellung in der Welt haben, weil Du in ſchönen Schlöſſern wohnen, ein großes Haus führen und herrliche Equipagen haben wirſt, ſo mögt Ihr nach Eurer Anſicht wohl Recht haben; aber ſagt ihm nicht: thu's, weil Du glücklich werden wirſt. Das dürft Ihr dem Kinde nicht ſagen, — das, glaubt mir, wäre eine Vermeſſenheit . . .“

Wer dieſe Worte nicht gehört, kann ſich nicht vorſtellen, welchen Eindruck ſie machten, als Eliſabeth ſie ſprach, ohne die Stimme zu erheben, ohne ſie mit der geringſten Gebärde zu begleiten. Langſam und leiſe quollen ſie hervor, wie Blutstropfen aus einer tiefen Wunde, und indem ich zuhörte, wuchs in mir der Wunſch empor, es möge doch Etwas auf Erden geben, etwas

ganz Ungeheures und faſt Unmögliches, das ich vollbringen könnte für meine Schweſter.

Mama war wie verſteinert, und Papa hatte die Arme auf ſeine Kniee gelegt und ſah auf ſeine verſchränkten Finger herab. Seine Stirn war voll Falten, und zum erſten Male kam mir der Gedanke, daß er doch ſchon ein alter Mann ſei. Bernhard unterbrach die Stille: „Liebe Eltern, ich bitte Euch, wenn die Sachen ſo ſind, wäre ich dafür ... Ihr verſteht mich ſchon ..."

Ach, eine wahre Wohlthat für uns alle, die herzliche Art, in welcher er das vorbrachte! Papa erhob den Kopf und dankte dem guten Bernhard mit einem Nicken der Zuſtimmung. Dann blickte er Mama fragend an: „Was meinſt Du?"

Sie wollte antworten und konnte nicht; ſie ſeufzte nur: „Mein Gott, mein Gott!"

„Was meinſt Du?" wiederholte Papa. „Meinſt Du nicht auch ..."

„Ich weiß es nicht," brachte ſie mühſam heraus. „Es iſt ſehr ſchwer ..."

„Nichts iſt ſchwer, alles ganz einfach," verſetzte Bernhard. „Ihr ſagt dem Grafen: Unſere Tochter fühlt ſich geſchmeichelt, und ſo weiter, aber ſie kann ſich noch nicht entſchließen, zu heirathen; ſie wünſcht noch bei uns zu bleiben. Punktum!"

Es folgte eine lange, peinliche Pauſe. Papa machte ihr ein Ende, indem er ſprach: „Ja, wenn ſie durchaus bei uns bleiben will ..."

Zögernd fügte Mama hinzu: „Paula iſt freilich noch ſehr jung!“

„Viel zu jung!“ rief ich, dieſes Auskunftsmittel war mir noch gar nicht eingefallen. „O, meine geliebteſten Eltern!“ . . . Ich wollte auf ſie zuſtürzen; aber Mama winkte Eliſabeth zu ſich heran, und meine Schweſter ſtand auf und trat vor ſie hin.

„Du haſt uns heute weh gethan, Eliſabeth,“ ſagte Papa, aber er reichte ihr die Hand. Sie küßte ſie nicht. Wie muß es in ihr ausgeſehen haben in dieſem Augenblick! Der beſte Papa hatte ihr voll Verſöhnung die Hand gereicht, und Eliſabeth hatte ſie ihm nicht geküßt.

In dem Moment ließ der Graf ſich anmelden, und auf dem Fuße folgte ihm mein Schwager, der ſeine Frau zu einer Spazierfahrt abzuholen kam. Beide Herren befanden ſich in übler Laune, weil allerlei Reitzeug, das ſie, ich weiß nicht woher, beſtellt hatten, nicht nach ihrem Geſchmack ausgefallen war. Bernhard bedauerte ſie recht ironiſch, aber ſie nahmen es für puren Ernſt.

Als Eliſabeth und ihr Mann das Zimmer verließen, lief ich ihnen nach, und draußen, im Salon, warf ich mich an die Bruſt meiner Schweſter und dankte ihr und kümmerte mich nicht um die Mißbilligung, mit welcher mein Schwager uns betrachtete. „Was ſind das wieder für Exaltationen und Geſchichten?“ fragte er.

Bernhard, der meinem Beiſpiel gefolgt war und ſich

auch davon gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ja, mein Lieber, wenn Du erſt hören wirſt, was dieſe Perſon," — er zwinkerte mir zu, — „für Mucken hat! Denke Dir, dieſe Perſon will den Grafen T. nicht. Ein ſo amüſanter Mann, ein ſo nobler Mann, ein ſo hübſcher Mann, und — ſie will ihn nicht!"

Mein Schwager hielt das gewiß nur für einen ſchlechten Spaß, entgegnete aber doch: „Da ſeid ja Ihr da, um ihr den Kopf zurecht zu ſetzen. Er wandte ſich zum Gehen und Eliſabeth mit ihm. Wir ſahen ihr nach, wie ſie ſo gleichmüthig an ſeiner Seite dahinſchritt, — die arme Frau.

„Mir hat ſchon lange vor dem gegruſelt, was herauskommen wird, wenn die uns einmal reinen Wein einſchenkt über ihr häusliches Glück," ſprach Bernhard.

„Auch mir hat ſchon lange gebangt," erwiderte ich und konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten. „Ich habe mich nur gewundert, daß ſie niemals klagt."

„Darüber haſt Du Dich nicht zu wundern!" rief er. „So Etwas iſt kein Converſations-Stoff; von ſo Etwas ſpricht eine anſtändige Frau, wenn's ſein muß, einmal und nicht wieder. Merk' Dir das zur Beachtung ihr gegenüber." Freundlich klopfte er mir auf die Wange: „Der da drinnen kriegt jetzt ſeinen Abſchied. Biſt zufrieden, Kleine?"

Ich wollte ihm danken für ſeine große Güte gegen mich; er erlaubte es nicht, ſondern ſagte ungeduldig: „Ich bitte Dich um Gotteswillen, ſei nur nicht fad'!"

Meine Eltern ſprachen nicht wieder vom Grafen mit mir, und daß ich von ihm nicht ſprach, iſt natürlich.

Vor einigen Tagen, in der Soirée, nach welcher ich den Entſchluß gefaßt habe, meine Memoiren zu ſchreiben, war auch ſeine Mutter erſchienen und behandelte mich mit großer Freundlichkeit. Dieſer Edelmuth ergriff und beſchämte mich, und ich brauchte viel Selbſtüberwindung, um die Gräfin nicht inſtändigſt zu bitten, mir zu verzeihen und mir wohlwollend geſinnt zu bleiben. Doch wäre das vielleicht tactlos geweſen.

Als ſie ſich abwandte, kicherte Pierre Coucy, der ſo boshaft iſt, hinter ihr her und ſagte: „Sie iſt heute mehr Crême, denn je, — aber ſaure.“

„Kein Wunder,“ meinte ſein Bruder, und ſah mich verſtohlen an, indeß er Eliſabeth fragte: „Wiſſen Sie ſchon? Der Lord iſt zu Schiff nach — Böhmen.“

„Nein,“ verſetzte Pierre, „zu Luftballon, in einem Korb.“

Ich war betroffen über dieſen ſchlechten Witz; Eliſabeth jedoch ſprach mit ihrer herrlichen Gelaſſenheit: „Sie dichten, — nun iſt's heraus! Im Verdacht, daß Sie insgeheim fabuliren, habe ich Sie längſt gehabt.“

„Mit Unrecht! Ich bin mehr als ein Fabuliſt, ich bin ein Seher.“

„Was man auch ſein muß, um eine Sphinx, wie den guten T., zu durchſchauen.“

Sie fuhren fort, abgedroſchene Späße zu machen, und da hat mir der Graf leid gethan, der dieſe Coucys

für ſeine Freunde hält. Sie müſſen auch gegen andere Leute geſchwatzt haben, denn als Baron Schwarzburg ſich bei mir empfahl, — es geſchah mittelſt einer ſtummen Verbeugung, — ſtand, es ihm auf der Stirn geſchrieben und lachte es ihm aus den Augen, wie er ſo von ganzem Herzen dem Grafen eine glückliche Reiſe wünſchte.

* * *

Bei uns iſt es jetzt merkwürdig, und nicht gerade ſehr angenehm. Meine Duphot grollt zum erſten Male im Leben mit mir — in ihrer ſanften Weiſe, verſteht ſich, und ebenſo ſehr zu ihrer eigenen Pönitenz, als zu der meinen. Mein vielgeliebter Papa iſt verſtimmt und ſagt überaus oft zu mir: „Do whatever you like.“ Und die Worte, über welche ich ſonſt gejubelt habe, machen mich jetzt traurig. Ich fürchte immer, aus ihnen herauszuhören: „An unſeren Wünſchen liegt Dir ja nichts.“

Mama ſcheint auch verſtimmt; ſie bringt noch mehr Zeit in der Kirche zu als ſonſt. Gewiß betet ſie dort für Eliſabeth, und ſie hat auch mir aufgetragen, Gott täglich zu bitten, er möge das Herz meiner armen Schweſter wandeln und in ihr die gebührende und pflichtgemäße Liebe zu ihrem Manne erwecken. So bete ich denn, muß aber aufrichtig geſtehen, — ich weiß nicht, ob der Allmächtige ſich gerade in dem Punkte etwas dreinreden läßt. Die Liebe, die wahre, die einen ſolchen Feuereifer für alles Gute in uns entflammt und ſich nur mit heißer Andacht vergleichen läßt, die ſchickt unſer Herrgott,

wenn er ſie überhaupt ſchicken will, von allem Anfang an. Eine armſelige, nachträglich zuſammengebettelte Liebe, wen ſoll die beglücken?

Am 25. Mai.

Geſtern habe ich dieſe Blätter überleſen und mich gefragt, ob ich da auch wirklich Memoiren ſchreibe? Memoiren handeln von intereſſanten Menſchen, und ich ſpreche immer nur von mir; ſie handeln von intereſſanten Zeiten, und ich ſpreche von unſerer Zeit gar nicht, die ja ſehr intereſſant iſt. „Eine eminent politiſche Zeit!“ hörte ich neulich einen alten Herrn ſagen. Nun beſchränkt ſich aber meine ganze Meinung in der Politik auf eine entſchiedene Vorliebe für die Statthalterei; die Gelegenheit, von ihr zu ſprechen, iſt mir ſtets willkommen, bietet ſich auch oft, weil Papa dort ſeine Angelegenheit betreibt. Er will eine ſeiner Gemeinden hindern, gegen beſſere Einſicht und eigenen Nutzen, den Wald auszuroden. Bisher klagte er oft über die Energieloſigkeit der Behörde; auf einmal haben ſeine Klagen aufgehört. Ich hätte ſchon längſt gern gewußt, warum, habe mich aber nicht getraut, mich zu erkundigen, eben wegen des Zuſammenhangs unſerer ländlichen Uebelſtände mit der Statthalterei. Heute bei Tiſche endlich faſſe ich Muth und frage: „Was iſt's denn mit dem Gemeindewald, Papa? Wird er ausgerodet?“

„Wird nicht ausgerodet.“

„So haſt Du es glücklich durchgeſetzt? Das iſt geſcheit!“

„Papa hat es durchgeſetzt, weil er ſich endlich an den rechten Mann gewendet hat," fiel Bernhard ein und ließ ſich nicht hindern, fortzufahren, obwohl Papa abwinkte, — „an den Mann des Rechtes, der doch einmal nicht Unrecht gehabt hat, zu behaupten: das Recht muß ſiegen."

Mama und Madame Duphot haben immerfort verſucht, den Uebergang zu einem andern Thema zu finden, und immerfort iſt Bernhard auf das Seine zurückgekommen und hat nicht nachgelaſſen, bis es ihm gelungen iſt, dem guten Papa das Geſtändniß abzuzwingen, daß Baron Schwarzburg ein Mann von Talent iſt und von ſehr bravem Charakter. —

Nachmittags wurde beſchloſſen, daß wir in acht Tagen auf das Land fahren. Eliſabeth kommt zu langem Aufenthalt zu uns, — ohne ihren Mann. Der hat eine neue Beſitzung in der Marmaros gekauft und baut dort ein Jagdſchloß. Meine Schweſter iſt eine andere Perſon ſeit der Abreiſe ihres Mannes, viel lebhafter, viel luſtiger, ordentlich übermüthig und den Eltern gegenüber zärtlich und voll Aufmerkſamkeiten. Mit mir treibt ſie es oft, wie mit einem Baby. „Wenn Du doch ein wirkliches Baby hätteſt!" ſagte ich zu ihr.

Da rief ſie: „Schweig'! Es iſt mein größtes Glück, daß mir der Himmel keines ſchenkt! Ich könnte es ebenſowenig lieb haben, wie . . ."

Sie ließ das Weitere unausgeſprochen; ich aber verſtand ſie gar wohl und hatte mit ihr ein unendlich tiefes Mitleid.

Wenn ich ſie ſo aufathmen ſehe in ihrer Freiheit, erinnere ich mich immer jener ſchönen Eſche bei uns daheim im Walde. Ein furchtbarer Sturm hatte geraſt und den jungen Baum derart niedergedrückt, daß ſein Wipfel ſich im Geäſt einer zauſigen, krummen Kiefer verfing, die viel kleiner war als er. Und nun konnte die Eſche nicht mehr loskommen. Ihr junger Stamm war gekrümmt wie ein Bogen; ihre zarten Zweige, die gewohnt geweſen waren, nur den Himmel über ſich zu haben und ſich zu regen und zu ſtrecken, wie es ihnen gefiel, hingen welk und freudlos und zur Erde gezerrt in den dünnen Krallen des Bedrängers. Zum Glücke kamen wir vorbei, mein Vater und ich. Er ließ die Kiefer, an der nichts lag, abhauen: — die Eſche war befreit, welche Seligkeit! Der elaſtiſche Baum richtete ſich ſogleich wieder auf, wonnig bebten ſeine Zweige, jedes einzelne Blatt begann ein Freudengeflatter zu erheben, und der ſchlanke Wipfel grüßte ſeinen Nachbarn und Gefährten, grüßte den Himmel, der ihm, wie zur Erwiderung, einen mild leuchtenden Sonnenſtrahl zuſandte.

Die Eſche iſt für immer gerettet; meine arme Schweſter muß zurück in die Gefangenſchaft, wenn der Sommer vorbei ſein wird. Sie läßt ſich durch dieſen Gedanken die Freude nicht ſtören, die Tapfere! Sie ſagt: man genießt das Gute, ſo lange man's hat. Das ſind die vom Schickſal verzärtelten, die für ein Glück nicht danken, weil es nur ein vorübergehendes iſt. Cröſus hat keine ruhige Stunde, wenn er nicht darauf zählen kann,

daß er bis an sein Ende in Reichthum schwelgen wird; der Bettler läßt sich den Appetit an dem Brod, das du ihm schenkst, nicht verderben durch die Furcht vor dem morgigen Hunger.

Ich muß sie immer mehr bewundern und bedauern, und mein Loos im Vergleich zu dem ihren immer mehr preisen. Wie gnädig ist Gott gegen mich! Die selige Freiheit, die meiner Schwester nur für kurze Zeit gegönnt ist, ich werde sie beständig genießen und außerdem noch die große, stille Wonne, recht von Herzen an Ihn denken zu dürfen, der mir so unaussprechlich theuer ist. Obwohl von ihm getrennt, werde ich wandeln, wie unter seinen Augen, und bei allem meinem Thun und Lassen mich fragen: wäre ihm das recht, dem „rechten Mann", dem „Mann des Rechts?"

Merkwürdige Dinge müssen im Werke sein. Es finden geheimnißvolle Zusammenkünfte im kleinen Salon, lange Besprechungen im Schreibzimmer Papas statt. Confusion herrscht in allen Ecken. Mama hatte die letzten Soiréen, die bei uns noch stattfinden sollten, absagen lassen; dennoch erschien vor einigen Tagen Baron Schwarzburg und war sehr verwundert, uns allein zu finden; er hatte keine Absage erhalten. Ich bemerkte, wie Papa und Bernhard, als er eintrat, einen raschen Blick wechselten und dann nicht ganz ohne Besorgniß zu Mama hinüberguckten. Sie verhielt sich kühl, bei Weitem aber nicht so

kühl, wie meine Duphot. Die hat gegen Schwarzburg eine unbegreifliche Antipathie und vertraute mir ſchon mehrmals unter allen Symptomen des Abſcheus, daß ſie ihn für einen „esprit fort“ hält.

Er blieb eine Stunde, und mir war das Glück, ihn zu ſehen und ſprechen zu hören, ſehr getrübt durch die Furcht, die ich immer hatte: jetzt wird er aufſtehen und ſich empfehlen, und ich werde ihn nicht mehr ſehen, nicht mehr hören, jahrelang vielleicht, — wer weiß? — vielleicht nie mehr! ... Eine namenloſe Ueberraſchung war es für mich, als ihm Papa beim Abſchiede die Hand ſchüttelte und ſagte: „Auf Wiederſehen alſo, noch einmal vor Ihrer Abreiſe.“

Da konnte ich mir nicht helfen, — ich ſtürzte auf Papa zu und küßte ihm die Hand. Er ſah mich ſtreng an und brummte:

„Was haſt Du? Ich glaube, Du biſt wieder einmal närriſch.“

Am 30. Mai.

Ich will aufſchreiben, was ich erlebt habe, — wenn ich kann, wenn meine Hand nicht zu ſehr zittert, wenn mir die Gedanken nicht zu arg durcheinander ſchwirren. Ich war ſchon ruhig den ganzen Abend, habe unbefangen von gleichgültigen Dingen geſprochen, — warum jetzt wieder dieſe peinliche Bangigkeit? Es iſt mir freilich vorgekommen, als ob meine Eltern und meine Geſchwiſter die verkehrten Antworten, die ich ihnen anfangs gab, ab-

ſichtlich unbemerkt gelaſſen hätten ... Täuſchte ich mich? Sie machten alle ſo wichtige Mienen, und mir flogen die wunderlichſten Vermuthungen durch den Kopf. Aber das war nachträglich und, was ſich vorher begeben hatte, Folgendes:

Heute Nachmittag befand ich mich allein im großen Salon und wartete auf die Rückkehr Mamas und Madame Duphots aus der Kirche. Da geht die Thür auf, und ohne daß er gemeldet worden, tritt Baron Schwarzburg ins Zimmer und ſagt: „Ich komme, mich zu verabſchieden, Gräfin, ich reiſe morgen.“

Und ich, in meiner Ueberraſchung, bringe nichts Anderes heraus, als: „Die Mama iſt nicht zu Hauſe.“

„Ich weiß es,“ antwortete er.

„Sie wird wohl gleich kommen,“ ſagte ich. Darauf verneigte er ſich ſchweigend.

Bei ſeinem Erſcheinen war ich aufgeſtanden und wußte nicht, ob ich ihn bitten dürfte, Platz zu nehmen, und ihn daſtehen zu laſſen, war doch zu unhöflich. Das gab ein unangenehmes Dilemma, und der ſchöne Moment unſeres erſten Alleinſeins war recht peinlich. Er ging ans Fenſter und ſah eine Weile aufmerkſam auf die Straße hinunter. Dann wandte er ſich wieder zu mir. Er hielt ſeinen Hut in einer Hand und ſeine Handſchuhe in der andern und klopfte mit den Handſchuhen auf den Rand des Hutes. Um nur Etwas zu ſagen, bemerkte ich: „Es iſt heute recht ſtaubig draußen.“

Ein ſehr liebes Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. „Ach nein,“ ſprach er, „es hat ja geregnet.“

Nun entſtand abermals eine Pauſe, und es dauerte lange, bis der Baron ihr ein Ende machte und begann: „Sie wiſſen, daß ich ſehr gern nach Bosnien gehe.“

Ich erwiderte: „Ich weiß es und weiß auch warum, — weil Sie dort eine große Aufgabe zu erfüllen haben.“

„In dem kleinen Bereich meiner Stellung,“ beeilte er ſich zu berichtigen. „Und eben die Kleinheit dieſes Bereichs läßt die Aufgabe groß erſcheinen. Jedenfalls wird es lange dauern, ehe ſie bewältigt werden kann, und früher will ich an die Heimkehr nicht einmal denken.“

„Aber einen Urlaub werden Sie doch hie und da nehmen?“

„Das gewiß!“

„Und uns beſuchen?“

„O, — natürlich!“

„Das wird viele Menſchen freuen, beſonders mich.“

Dieſe ſo ſelbſtverſtändlichen Worte machten auf ihn einen unglaublich ſtarken Eindruck. Er wiederholte gerührt und warm: „Beſonders Sie? Beſonders Sie?“ ſchien noch etwas hinzufügen zu wollen, that einen Schritt auf mich zu, beſann ſich aber, hielt inne und warf nur plötzlich und heftig ſeine Handſchuhe in ſeinen Hut, den er auf das Fenſterbrett geſtellt hatte.

Nun faßte ich mir ein Herz und ſagte: „Setzen Sie ſich doch, Baron Schwarzburg.“

Er folgte meiner Einladung, und wir ſetzten uns

einander gegenüber, auf die zwei kleinen Fauteuils vor dem Blumentiſch, in der Nähe der offen ſtehenden Balconthür.

„Wie ſchwer und ſchwül iſt dieſe Stadtluft!“ rief er, und ich meinte, auf dem Lande würde es jetzt wohl bei Weitem angenehmer ſein, und in Bosnien auch.

„O, — bei Weitem! Und Sie gehen ſicherlich ebenſo gern auf das Land, wie ich nach Bosnien gehe.“

Ich bejahte es, und er verlangte eine Beſchreibung meines Lebens in Troſtburg, und ich gab ihm genaue Rechenſchaft meiner Tageseintheilung. Er dankte mir herzlich dafür; es ſei prächtig, zu wiſſen, wo ſeine Gedanken mich zu jeder Stunde zu ſuchen hätten, im Wald, im Garten, in meinem Zimmer oder in der Bibliothek, in die Lektüre eines ſchönen Buches vertieft . . . „Und meine Gedanken werden Sie oft ſuchen,“ ſchloß er.

„Darauf zähl' ich,“ war meine Antwort.

„Werden auch Sie an mich denken?“ fragte er und ſah mir feſt in die Augen.

Ebenſo feſt ſah ich ihn an und ſagte: „Immer.“

Da ergriff er meine Hand und hielt ſie in der ſeinen, ängſtlich, faſt wie ein Kleinod: „Das ſollen Sie ja nicht thun! Auch an ſeinen beſten Freund, und ich bin der Ihre, denkt man nicht immer. Er muß ſich glücklich preiſen, wenn Sie ſich ſeiner manchmal wohlwollend erinnern.“

Dieſe Genügſamkeit befremdete mich, mißfiel mir, und ich hatte den Muth, es auszuſprechen. Wie von

ganzem Herzen lieb er mir ist, — sagte ich mir, — muß er ja wissen, und wenn ich so kühn bin, an seine Neigung für mich zu glauben, kann doch er von der meinen für ihn überzeugt sein. So blieb ich denn dabei: was mich beträfe, so würde ich immer an ihn denken und darin mein höchstes Glück finden. Daß ich mich verheirathen solle, verlangten meine guten Eltern von mir nicht mehr; mit der Gefahr sei es vorbei ein- für allemal. Ich bliebe bei ihnen, würde sie lieben und pflegen, so lange sie leben, und dereinst, wenn ich sie nicht mehr habe, ihr Andenken ehren, ihre guten Werke fortsetzen und das Dasein einer alten Jungfer führen, einer ehrsamen und glücklichen, vielleicht sogar einer hülfreichen und nützlichen.

Geduldig hatte er mir zugehört und entgegnete: „Gut, gut. Sie haben mich von allem unterrichtet, von Ihrer Tagesordnung zuerst und jetzt von Ihren Zukunftsplänen. Gut, gut, — so wollen wir es halten. Sie eine freiwillige und zufriedene alte Jungfer, ich," — er zuckte die Achseln, — „durch die Nothwendigkeit gezwungen, ein alter Junggeselle."

„Durch die Nothwendigkeit?"

„Ja!" rief er. „Wo fände ich eine Frau, die sich herbeiließe, die harte Existenz zu theilen, welche ich ihr, wenigstens vorläufig, anzubieten habe?"

„Ach deswegen! Die harte Existenz, das ist doch kein Hinderniß."

„Und was sonst?"

„Der Wunsch der Eltern."

„Da ſtehen wir auf dem alten Fleck. Dieſer Wunſch entſpringt aus der Erkenntniß; die Töchter, die wir erzogen haben, dürfen eine ſchlechte Partie nicht machen; ſie würden durch eine ſchlechte Partie höchſt unglücklich und elend; ſie kämen ſich geſunken vor und gar nicht mehr anſtändig."

Er ereiferte ſich immer mehr und ſagte in der Heftigkeit Dinge, die nicht ganz logiſch waren. Er ſpottete über die Vorurtheile der großen Welt und zwang ſich doch mit peinlicher Selbſtüberwindung, zu verſichern, der Brauch habe dieſe Vorurtheile geheiligt, und Derjenige, der dem Kreiſe angehört, in welchem ſie gelten, thue gut, ſie zu ehren.

„Dann thun alſo Sie nicht gut," wandte ich ihm ein.

„Ich, ach Gott, ich! Sprechen wir nicht von mir! Ich bin ja, wie Sie von Jedem hören können, — ein Narr. Ich thue nicht gut, freilich nicht, und thue nicht gut aus Ueberzeugung, und deswegen bin ich ja eben ein Narr . . . Aber doch nicht Narr genug, Gräfin, nicht Narr genug, um einem Weſen, das ich liebe, zuzumuthen," — er preßte meine Hand, daß ich Mühe hatte, nicht aufzuſchreien, — „meinem Beiſpiele zu folgen und mich zu begleiten auf meinem einſamen Wege!"

Er biß die Zähne zuſammen, ſeine Augen rollten ſeine gewohnte Selbſtbeherrſchung verließ ihn, er ſah entſetzlich aufgeregt aus, und ich würde mich gefürchtet haben, wenn ich ihn nicht ſo lieb gehabt hätte; aber weil ich ihn ſo lieb hatte, that er mir nur ungeheuer leid, und ich

ſagte: „Ich weiß Eine, der Sie gar nicht nöthig hätten, das zuzumuthen, die es gerne von ſelbſt thäte, wenn ſie nur dürfte!“

Statt ihn zu beſchwichtigen, brachten meine Worte ihn nur noch mehr auf.

„Heil dieſer Thörin, daß ſie nicht darf! Es iſt ihr Glück; ſie ahnt nicht, was ſie unternähme, wie auch ich es unbewußt unternahm, und den Namen nicht kannte, der mir zukommt, und den ich erſt erfuhr, als der Hohn der Anderen mich taufte: „Idealiſt“. Sei Du es nur! Ringe gegen das mächtige Element, vergeude Deine Kraft im erfolgloſeſten Kampfe! . . . Ringe Dich los von allen, die ſeinem friſchen, frohen Laufe folgen, die Deinesgleichen, Deine Genoſſen, Deine Brüder waren, und deren Widerſacher Du geworden biſt, deren Intereſſen Du beſtreiteſt, deren Ueberzeugungen Du verleugneſt, und — an denen Du doch mit allen Fibern Deines Herzens hängſt!“

Er ſchwieg nun. Auch ich vermochte nicht zu ſprechen. Deſto lauter jedoch, deſto deutlicher rief es in mir: Thörin? Ja! weil du meinteſt, es ſei genug, ihm aus der Ferne zu folgen. Bei ihm mußt du ſtehen, da iſt dein Platz! Alle meine anderen Pflichten erſchienen mir plötzlich als die geringeren, meine Angſt vor meinem geliebten Vater kindiſch . . . Ich glaube, daß ich dann, wenn auch leiſe, doch nachdrücklich geſagt habe:

„Wäre es nicht beſſer, wenn man in einem ſolchen Kampfe einen Gefährten an ſeiner Seite hätte?“

„Einen Gefährten?"

„Der ebenſo geſinnt iſt, wie man ſelbſt, es aber nur nicht ebenſo geradezu eingeſteht oder bisher eingeſtanden hat, weil er ſich nicht getraute, ſich noch nicht ſelbſt ganz klar geweſen iſt . . ."

Ich ſtockte, ich wagte nicht, ihn anzuſehen: aber ich wußte, daß ſeine Augen auf mir ruhten, und er fragte ſehr ſanft und ſehr liebevoll: „Iſt er ſich denn jetzt auch wirklich völlig klar geworden?"

„Ja, er weiß jetzt, daß er dasſelbe iſt, wie Sie, — ein Idealiſt."

„Zeichen und Wunder!" ſagte er mit, ach, ſo gütigem Scherz und vergeblich unterdrücktem Jubel. „Soll mir Der wirklich begegnen, ein Idealiſt, in Ihrem Kreiſe? Heutzutage! . . . Es iſt unmöglich!"

„Nehmen Sie's doch an."

„Soll ich? Darf ich? . . . Würde der Idealiſt, den Sie meinen, es aushalten bei mir unbekanntem und obſcurem Manne?"

„Natürlich, und ich wünſche es ſogar von Herzen, daß Sie unbekannt bleiben und obſcur, damit ich Ihnen um ſo mehr beweiſen kann . . ."

Ich kam nicht weiter, denn jauchzend unterbrach er mich: „Sie! Sie! . . . Sie ſind alſo der treue, hingebende Gefährte? Sie wollen es ſein, und mir wäre beſchieden, was faſt unerhört iſt, was das höchſte Glück iſt, — in dem Weibe ſeiner Seele den Geſinnungsgenoſſen zu finden, den Vertrauten aller, auch der kühnſten Gedanken, den

Berather im Zweifel, im Schmerz den ſüßeſten Tröſter und im Gelingen den innigſten Theilnehmer? Das alles wollen Sie mir ſein? alles, — trotz allen?“

„Es wird wohl nicht trotz allen ſein müſſen,“ antwortete ich, verwirrt durch das leidenſchaftliche Entzücken, mit dem er mich an ſich zog, — „ich werde meinen guten Vater bitten . . .“

Da ſchrie er auf: „Ihr Vater!“ und ſprang empor und griff ſich an die Stirn wie ein Verzweifelter. Und ich, zu meiner größten Ueberraſchung, ſah, daß Papa und Bernhard daſtanden. „Nun,“ ſagte Papa, „Wort gehalten?“

„Fragen Sie mich nicht! Fragen Sie mich nicht!“ rief Schwarzburg ganz außer ſich.

Bernhard lachte laut und rief: „Haſt Du ihr den Baron Schwarzburg nicht ausgeredet? Das freut mich!“

„Mich nicht,“ verſetzte Papa, „aber ich habe es ſo erwartet; ich bin kein Idealiſt, ich kenne die Menſchen.“

Bernhard platzte wieder heraus: „Wenn er wirklich ein ſolcher Don Quixote geweſen wäre, daß er . . .“

„Gieb Ruh'!“ befahl Papa, doch Bernhard rief: „Ich hätte meine Hand von ihm abgezogen.“

Ein Diener kam und meldete, daß Mama die Herren erwartete. Dieſe folgten ſogleich dem Rufe, und mich ſchickte Papa auf mein Zimmer.

Da bin ich noch. Sie haben mich ganz vergeſſen, oder wollen von mir nichts mehr wiſſen. Niemand

kümmert ſich um mich . . . Ach, wenn ich Dich nicht hätte, mein liebes Tagebuch, dem ich alles anvertraue, ich wäre ſehr, gar ſehr zu bedauern . . .

Epilog.

Theurer Leſer, wenn Du mir bis hierher gefolgt biſt, hab' Dank für Deine Treue. Wir nehmen nun Abſchied. Die Memoiren, die zu ſchreiben ich mich vermaß, ſind ohnehin in ein Tagebuch ausgeartet, und jetzt wird das Tagebuch ſich in eine Correſpondenz verwandeln, deren Inhalt das ewige Geheimniß zweier Menſchen bleiben muß.

Willſt Du wiſſen, wie das gekommen iſt, ſo höre mich noch einmal freundlich an.

Schrecklich lange haben ſie mich neulich allein gelaſſen. Es war dunkel geworden, und eine Stille herrſchte, wie im Grabe. Sogar der unermüdlichſte Sänger unter meinen Vögeln war verſtummt und ſchlief zuſammengeduckt auf ſeinem Sprößlein. Beneidenswerth fand ich den Frieden des winzigen Geſchöpfes . . .

Endlich näherten Schritte ſich der Thür, die kleinen Schritte meiner Duphot. Sie trat ein, ſagte traurig und vorwurfsvoll: „Ah, ma chère!“ und hieß mich, ihr zu meinen Eltern folgen. Ein Herzklopfen, wie das, mit welchem ich gehorchte, ſollte es nicht geben in der guten und ſchönen Welt, — es iſt zu ſchlimm, zu arg . . .

Bei meinen Eltern befanden ſich meine Geſchwiſter und Schwarzburg. Er ſtand auf, als ich kam, und auch ich blieb ſtehen. Papa nahm augenblicklich das Wort:

„Paula, Deine Mutter und ich wollen uns nicht zum zweiten Male vorwerfen laſſen, daß uns das Glück eines Kindes . . .“

Mama warf ein: „Oder das, was es dafür hält.“

„Nicht ſo wichtig iſt,“ fuhr Papa fort, „wie es guten Eltern ſein ſoll. Darum haben wir dem Baron Schwarzburg erlaubt, vor ſeiner Abreiſe mit Dir zu ſprechen. Es iſt geſchehen . . .“

„Anders, als wir erwartet hatten,“ bemerkte Mama.

„Und wie ich höre, habt Ihr Euch geeinigt in der Idee . . .“

„Oder der Einbildung,“ meint Mama.

„Daß Ihr für einander geſchaffen ſeid,“ ſprach Papa, und ich ſagte:

„Ja.“

„Ja,“ wiederholte Schwarzburg tief bewegt.

„Alſo, — wenn alſo zwei Menſchen wirklich für einander geſchaffen ſind, — kommt übrigens ſelten vor, — da iſt nichts zu machen. Aber beweiſen muß es ſich, und der Beweis braucht Zeit, — die Dauer iſt der Beweis, alſo wartet.“

„Wir werden warten,“ ſagte Schwarzburg, und Papa ſagte:

„Drei Jahre.“

Mir ſchwindelte; ich konnte mein Glück nicht faſſen. So hieß es denn nicht, wie ich zitternd und bebend mit

Beſtimmtheit erwartet hatte: „Thu's, aber auf unſere Einwilligung verzichte!“

„Nur drei Jahre?“ fragte ich.

„Keinen Tag weniger,“ verſetzte Mama.

Und ich: „Das iſt gar nichts! Zehn Jahre warten wir mit Freuden, wenn Ihr es befehlt, beſte Eltern . . . Wir ſind ſelig und wünſchen nichts mehr, als nur hoffen zu dürfen . . .“

„Sprich für Dich!“ fiel mir Bernhard ins Wort.

Schwarzburg machte auf einmal ein ſehr erſchrockenes Geſicht, und ich fragte ihn: „Finden Sie nicht auch? Warten, auf einander warten, — iſt das nicht himmliſch?“

„Je kürzer, um ſo himmliſcher,“ entgegnete er.

Eliſabeth war auf mich zugekommen und hatte mich in ihre Arme geſchloſſen: „Seht, wie klug, wie vorſichtig! Drei Jahre der Prüfung ſind ihr zu wenig, ſie will zehn. O, die weiß es: Sterben iſt nichts, aber Heirathen, das iſt gewagt!“

„Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bitte Sie,“ ſprach Schwarzburg: „drei Jahre, keinen Tag weniger, aber auch keinen mehr.“ Seine Stimme ſchwankte, aus ſeinen Augen jedoch blitzte eine kühne und unerſchütterliche Entſchloſſenheit. „Es iſt ausgemacht und muß dabei bleiben. Vor wenig Stunden noch,“ wandte er ſich zu mir, „hätte ich das Glück, das ich jetzt erfahre, unerreichbar genannt, — aber ich habe es erfahren, es iſt mein, und ich halte daran feſt, wie ich gewohnt bin feſtzuhalten an meinen

hohen Gütern, und Sie, Paula, Sie ſind mir das Höchſte und zugleich, ich weiß es, das Sicherſte."

Er reichte mir die Hand: „In drei Jahren, — aber dann fürs Leben!"

„Jetzt ſchon fürs Leben . . ." Mehr vermochte ich nicht zu ſagen.

Er nahm Abſchied von allen. Wie herzlich war dabei Eliſabeth mit ihm . . . O, meine Schweſter, Dir kann ich nicht genug danken!

Nachdem die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, da erſt fiel das Bewußtſein der Trennung mir bleiſchwer aufs Herz . . . So war er fort, und wir hatten uns kaum, eigentlich gar nicht Lebewohl geſagt. Eine namenloſe Sehnſucht ergriff mich, ich kämpfte mit den Thränen, die mich erſticken wollten. Niemand ſprach. Plötzlich lachte Bernhard: „Da geht er jetzt, der Menſch, und hat nicht einmal einen Hut."

Sogleich fiel mir ein, wo der ſtehen geblieben war, und ich lief in den Salon, um ihn zu holen. Und in den Salon kamen ſie mir nach, — Schwarzburg und Papa, — und wie es geſchah, weiß ich nicht, aber im nächſten Augenblicke lag ich an der Bruſt meines Verlobten, und er küßte mich innig und zärtlich. Papa ſtand neben uns, nicht mehr der ſtrenge Papa von vorhin, der milde, nachſichtsvolle von je und immer. Ich brauchte nur in ſeine lieben Züge zu ſehen, um mein ganzes grenzenloſes Vertrauen wiederzugewinnen und mit dem Muth dieſes Vertrauens auszurufen:

„Papa, darf ich ihm ſchreiben?“

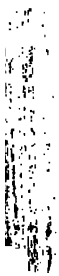
„Und ich ihr?“ fragte Schwarzburg.

Papa zögerte. „Warum? Zu was? . . . Schaut —“

Er ſeufzte, hielt inne, ſah uns gerührt an, und ſagte dann mit dem vollen Tone ſeiner unendlichen Güte das alte, hochgeprieſene:

„Well, do whatever you like.“

Druck von G. Bernſtein in Berlin.



Inhalt.

		Seite
1.	Die Freiherren von Gemperlein	1
2.	Der Nebenbuhler	79
3.	Die Poesie des Unbewußten. Novellchen in Correspondenzkarten	125
4.	Oversberg. Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder	147
5.	Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers	213
6.	Ohne Liebe. Dialogisirte Novelle	261
7.	Bettelbriefe	301
8.	Der Muff	329
9.	Die Capitalistinnen	349
10.	Comtesse Muschi	375
11.	Comtesse Paula	407